This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HDI
HW 2QEP 5

KE 38111

KE 38111

Schillers Leben.

[Wolzogen, Karoline von]

Schillers Leben.

Verfaßt aus

Erinnerungen der Familie

seinen eigenen Briefen

und den

Nachrichten seines Freundes Körner.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1845.

KE 38111

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 2 19.2

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Einleitung.

Die Nachrichten von Schillers Leben, die der vertrauteſte Freund des unſterblichen Dichters den ſämmtlichen Werken deſſelben vorausſchickte, dienen folgenden Blättern zur Grundlage; ja ſie ſind größtentheils wörtlich in dieſelben aufgenommen worden. Jenem Umriß ſollten dieſe nur eine weitere Ausführung geben.

In dem Nachlaß meiner Schweſter, der Wittwe Schillers, fanden ſich viele Notizen über ſein Leben, meiſtens Erinnerungen aus Geſprächen mit ihm, welche ſie ſelbſt in ein Ganzes zu faſſen gedachte, als ſich manche ihr unerfreuliche Aeußerungen in das Publicum drängten. Dieſe Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von ſeiner ältern Schweſter mitgetheilt, Nachrichten eines treuen Jugendfreundes, und mein eigenes lebendiges Andenken an die ſiebzehn Jahre, die ich in innigſter Freundſchaft mit ihm und größtentheils in ſeiner Nähe verlebte, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darſtellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden iſt.

Wahrheit und Naivetät geben allen Memoiren und Biographien ein anziehendes Leben. Wenn abſichtliches Geſtalten oder Verbergen der Umſtände hervorblickt, werden Lebensbeſchreibungen zu einem kalten, todten Machwerk. Wohl trägt jeder Maler eines Bildniſſes etwas von ſeiner Individualität in daſſelbe über, und jeder Geiſt faßt die Form eines andern anders auf. Aber mit der Selbſttäuſchung des Darſtellers finden

vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesuug einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1757 stand er bei einem andern würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Ge-
„burt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben
„an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an
„Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört.
„Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der
„Sterblichen achtest!"

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

Die Mutter hatte ihren Gatten in dem Lager besucht, wo er bei den Herbstübungen des würtembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelt fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. Beinahe hätte Schiller in einem Lager das Licht zuerst erblickt; doch ward es der Mutter möglich, in ihr elterliches Haus nach Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Die anmuthige Lage des Orts an einer fruchtbaren Anhöhe des Neckars, die gut eingerichtete Wirthschaft der Großeltern, wohlhabender Landleute, lassen schließen, daß das neugeborne Kind an der Brust der Mutter sich unter heitern und harmonischen Eindrücken entfaltete. Schiller zählte die Besuche, die er späterhin bei den Großeltern von Cannstadt und Ludwigsburg aus machte, zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen, und der Besitz eines Landgutes war immer einer seiner Lieblingswünsche.

Er war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an, und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand.

Schon im vierten und fünften Jahr war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht gefaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater im Kreis der Seinen laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, und in der ein schönes Talent zur bildenden Kunst lag, gedenkt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein] natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister

Schillers Leben.

[Wolzogen, Karoline von]

Schillers Leben.

Verfaßt aus

Erinnerungen der Familie

seinen eigenen Briefen

und den

Nachrichten seines Freundes Körner.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1845.

KE 38111

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 2 19 2

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Einleitung.

Die Nachrichten von Schillers Leben, die der vertrauteſte Freund des unſterblichen Dichters den ſämmtlichen Werken deſſelben vorausſchickte, dienen folgenden Blättern zur Grundlage; ja ſie ſind größtentheils wörtlich in dieſelben aufgenommen worden. Jenem Umriß ſollten dieſe nur eine weitere Ausführung geben.

In dem Nachlaß meiner Schweſter, der Wittwe Schillers, fanden ſich viele Notizen über ſein Leben, meiſtens Erinnerungen aus Geſprächen mit ihm, welche ſie ſelbſt in ein Ganzes zu faſſen gedachte, als ſich manche ihr unerfreuliche Aeußerungen in das Publicum drängten. Dieſe Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von ſeiner ältern Schweſter mitgetheilt, Nachrichten eines treuen Jugendfreundes, und mein eigenes lebendiges Andenken an die ſiebzehn Jahre, die ich in innigſter Freundſchaft mit ihm und größtentheils in ſeiner Nähe verlebte, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darſtellung eines Lebens, das der Welt lieb und wichtig geworden iſt.

Wahrheit und Naivetät geben allen Memoiren und Biographien ein anziehendes Leben. Wenn abſichtliches Geſtalten oder Verbergen der Umſtände hervorblickt, werden Lebensbeſchreibungen zu einem kalten, todten Machwerk. Wohl trägt jeder Maler eines Bildniſſes etwas von ſeiner Individualität in daſſelbe über, und jeder Geiſt faßt die Form eines andern anders auf. Aber mit der Selbſttäuſchung des Darſtellers finden

wir uns leichter ab, und sein Wahrsehnwollen befreundet uns schon mit ihm.

Dieses Gefühl wünschte ich zu erzeugen. Wahrheit allein sollte mich leiten im Entwurfe, und möglichst klare Einsicht in die Umgebung und die Zeit unsers großen Dichters; das Colorit der Billigkeit und Liebe wird Gleichfühlende ansprechen.

Die unermeßliche Lücke, die das Verschwinden seiner Persönlichkeit in den Kreis der Freunde und der Familie riß, hielt sie lange im Abgrunde stummen Schmerzes versenkt. Nur der allbeherrschende Genius ergoß sich in ernster, männlicher Klage, zu einem würdigen Todtenopfer für den Freund. Dannecker, Schillers Jugendfreund, sprach begeistert seinen Schmerz in der Bildung seiner kolossalen Marmorbüste aus, die in Großartigkeit und zarter Ausführung eines der merkwürdigsten Monumente deutscher Kunst bleiben wird. Körners treue Freundeshand entwarf die Nachrichten von Schillers Leben.

Die Zeit tröstete die Seinen nicht; denn tief und wahr ist Schillers Wort: „das ist eine gemeine Seele, die eine Heilung annimmt von der Zeit;" aber sie lehrte uns mit dem Schmerz um seinen Verlust leben. Die Bilder der schönen Vergangenheit mit ihm gingen über der trostlosen Oede, als wir ohne ihn dastanden, auf, wie die ewigen Sterne durch das Dunkel umhüllender Gewölke dringen; sie sind immer da, und glänzen uns unerwartet an aus dem nächtlichen Blau des Aethers. Diese Bilder, wie sie in meiner Seele leben, auch Andern darzustellen, war die Aufgabe, die ich mir machte.

Das deutsche Publicum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, empfange auch diese, Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe.

Caroline von Wolzogen,
geborne von Lengefeld.

Erſter Abſchnitt.

Eltern, Kindheit, Studien, Jugend.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauſes, in welchem Schiller die Jahre ſeiner Kindheit verlebte, war nicht begünſtigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Geſundheit der Seele von wohlthätigem Einfluſſe. Einfach und ohne vielſeitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktiſche Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayeriſchen Huſaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beſchäftigung veranlaßte ihn, ſich im damaligen Kriege als Unterofficier gebrauchen zu laſſen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeſchickt wurden. Als nach Abſchluß des Aachener Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlaſſen wurde, kehrte er in ſein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anſtellung, und war im Jahre 1756 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem würtembergiſchen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges einen Theil der öſterreichiſchen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieſes Corps einen bedeutenden Verluſt durch eine heftige anſteckende Krankheit; aber Schillers Vater erhielt ſich durch Mäßigkeit und viele Bewegung geſund, und übernahm in dieſem Falle der Noth jedes erforderliche Geſchäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er beſorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und

vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesuug einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1757 stand er bei einem andern würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Ge-
„burt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben
„an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an
„Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört.
„Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der
„Sterblichen achtest!"

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren.

Die Mutter hatte ihren Gatten in dem Lager besucht, wo er bei den Herbstübungen des würtembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelt fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. Beinahe hätte Schiller in einem Lager das Licht zuerst erblickt; doch ward es der Mutter möglich, in ihr elterliches Haus nach Marbach, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, zurückzukehren und hier ihre Niederkunft zu erwarten. Die anmuthige Lage des Orts an einer fruchtbaren Anhöhe des Neckars, die gut eingerichtete Wirthschaft der Großeltern, wohlhabender Landleute, lassen schließen, daß das neugeborne Kind an der Brust der Mutter sich unter heitern und harmonischen Eindrücken entfaltete. Schiller zählte die Besuche, die er späterhin bei den Großeltern von Cannstadt und Ludwigsburg aus machte, zu seinen freundlichsten Jugenderinnerungen, und der Besitz eines Landgutes war immer einer seiner Lieblingswünsche.

Er war vom frühesten Alter an ein zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an, und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand.

Schon im vierten und fünften Jahr war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht gefaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater im Kreis der Seinen laut sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei. Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, und in der ein schönes Talent zur bildenden Kunst lag, gedenkt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein] natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister

und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er Aller Liebling.“ Ebenfalls erinnert sich die Schwester manches Spaziergangs, den die fromme Mutter mit ihr und dem Sohne, da dieser noch Kind war, zu den nicht fern wohnenden Eltern an Sonntag-Nachmittagen zu machen pflegte. Da war sie gewohnt, ihnen das Evangelium, über das an dem Tage gepredigt ward, auszulegen. Einst, an einem Ostermontage, sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern die Rührung sich in heißen Thränen Luft machte.

Im Jahre 1765 schickte der Herzog von Würtemberg den Vater als Werbofficier nach Schwäbisch-Gmünd, und erlaubte ihm, in dem nächsten würtembergischen Gränzorte, dem Dorfe und Kloster Lorch, zu leben. Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern dieses Orts fand die Schillersche Familie die liebevollste Aufnahme. Hier fand auch Schiller an dem Sohne des Pfarrers Moser seinen ersten Jugendfreund, dessen sanfter Charakter sehr bildend auf ihn wirkte. Der Pfarrer, ein Freund des Hauses, ließ ihn Theil an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne nehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen Sprache, im siebenten auch mit der griechischen. Seine Schwester erinnert sich, daß hier seine Neigung zum geistlichen Stande erwachte. „Oft,“ so erzählt sie, „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort, und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Eintheilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form.“

Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur selten

wurden dieſe verſäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schweſter zu einem Ausflug in die nahen Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem ſtrengen Vater verborgen bleiben, und die Liſt, die hiebei aufgeboten wurde, machte ſie den Kindern doppelt reizend. Eine Capelle auf einem nahen Berge, zu der der Weg durch die Leidensſtationen führte, war einer der Lieblingsſpaziergänge. Ein Kloſter auf einer andern Anhöhe, das die Gräber der Hohenſtaufen verwahrt, beſuchten ſie auch oft; und dieſe religiöſen und geſchichtlichen Eindrücke, in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die erſten Fäden des magiſchen Gewebes der tragiſchen Darſtellung, die der Genius in ſeiner Seele anlegte. Der Vater erklärte die Geſchichtsmonumente der Gegend, auch erzählte er gern von ſeiner eigenen kriegeriſchen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militäriſchen Uebungen. Mannigfache Lebensbilder drängten ſich ſo der jugendlichen Einbildungskraft auf, die im einfachen Hausleben an Innerlichkeit gewannen.

Schiller behielt immer große Anhänglichkeit an die Gegend von Lorch, und als er die Akademie verlaſſen hatte, war ſie das Ziel des erſten Ausfluges, den er mit ſeiner Schweſter machte. Jedem fühlenden Menſchen iſt das Paradies ſeiner Kindheitsträume werth. Doppelt werth iſt es einer genialen Natur, da ihre Träume reiner und klarer ſind, und das Geheimniß ihrer inneren Geſtaltung ſie durchweht.

Einfache, ſchlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreiſe waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs. Der Vater hatte den guten Ton, den das Herz lehrt. Nach einem Worte der Mutter, vermochte er nie von einem ihm allein beſtimmten Gerichte zu eſſen, ohne es den Töchtern anzubieten. Zartgefühl, dieſer Balſam für ſo viele Wunden des Lebens, iſt vielleicht als eine urſprüngliche Stimmung der Organiſation zu betrachten, als eine der Eigenſchaften, der man am erſten Erblichkeit zuſchreiben kann; Manier erlernt ſich, jenes geht über. Schiller war von Kindheit an

wahr und gewiſſenhaft, und geſtand gewöhnlich einen begangenen Fehler ſelbſt ein. Er hatte kaum einen Begriff von Eigenthum, und eine ſeiner Hauptneigungen war, von Allem, was er beſaß, Andern mitzutheilen. So verſchenkte er oft die ihm ſelbſt nöthigen Sachen. Einſt bemerkte der Vater, daß er ſeine Schuhe bloß mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede ſtellte, ſagte er: ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der ſie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage. Der gerührte Vater konnte ihm keinen Verweis geben; doch mußte er das Verſchenken der dem Sohne nöthigen Schulbücher unterſagen.

Im Jahre 1768 zog die Schillerſche Familie nach Ludwigsburg.

Ein Freund Schillers, der Medicinalrath von Hoven in Nürnberg, mit ihm in einem Jahre geboren, und durch die Verbindung der Eltern, da die Väter beide Officiere waren und daſſelbe Haus bewohnten, ſein täglicher Spiel- und Schulgeſelle, theilt folgende Erinnerungen aus ſeinem Knabenalter mit. Beide waren im neunten Jahre und widmeten ſich dem Studium der Theologie. „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einſchränkung, in welcher er von ſeinem Vater gehalten wurde, ſehr lebhaft, ja beinahe muthwillig. In den Spielen mit ſeinen Cameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und ſtärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbſt an Erwachſene, von denen er ſich beleidigt glaubte, wagte er ſich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Urſache es ſeyn mochte, Jemand zuwider war, ſo ſuchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indeſſen zeigte er bei dieſen Neckereien nie bösartige Geſinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgeſellen waren nur wenige ſeine vertrauten Freunde; aber an dieſen hing er feſt und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht ſeiner Anhänglichkeit an ſie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der beſten Schüler

seiner Classe. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte Alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deßhalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applicirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung. Der Unterricht, der in dieser Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. Vor dem Eintritt in diese sogenannte lateinische Schule mußten die Knaben erst die deutsche, wo Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde, besucht, oder in diesen Kenntnissen Privatunterricht erhalten haben. Aus der lateinischen Schule traten die, welche Theologie studiren wollten, im vierzehnten Jahre in die bekannten Klosterschulen ein, nachdem sie zuvor in Stuttgart mehrere Male die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Consistorium bestanden hatten. [1] Schiller war bereits dreimal geprüft worden, und im folgenden Jahr 1772 sollte es zum vierten- und letztenmal geschehen, als sein Schicksal eine andere Wendung nahm.

In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung mit sich brachte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen; Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals. Er erzählte uns, daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Die Neigung zum geistlichen Stand verminderte sich jedoch nicht.

[1] Daß Schiller im Landexamen gut bestand, geht aus den noch vorhandenen schriftlichen Zeugnissen hervor, die ihm der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, ertheilte.

Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerkſam, der damals eine neue Erziehungsanſtalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen ſeiner Officiere Zöglinge dafür aufſuchte. Die Aufnahme in dieſes Inſtitut, die militäriſche Pflanzſchule auf dem Luſtſchloſſe Solitude und nachherige Carlsſchule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürſten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich ſeyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieſer dem Herzoge freimüthig die Abſicht, ſeinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er in der neuen Bildungsanſtalt nicht vorbereitet werden könnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte doch die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm ſelbſt koſtete es viel Ueberwindung, ſeine Neigung den Verhältniſſen ſeines Vaters aufzuopfern; aber endlich entſchied er ſich für das juriſtiſche Fach, und wurde im Jahr 1772 in das neue Inſtitut aufgenommen. Indeß noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling ſeine eigene Charakterſchilderung aufſetzen mußte, wagte Schiller das Geſtändniß:

„daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem „Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“

Es war ein ſchöner Gedanke des Herzogs Carl, dem Streben ſeines raſtloſen Geiſtes in der Ausbildung der geiſtigen Kräfte ſeines Volkes ein befriedigendes Ziel aufzuſtecken. Ermüdet von Sinnesluſt, Kunſtgenüſſen des Auslandes und den phantaſtiſchen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, ſuchte er, an der Seite einer guten deutſchen Frau, in der Gründung einer idealiſchen Landwirthſchaft und durch Errichtung eines Erziehungs-Inſtituts eine Beſchäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zuſagte. Welche Mängel auch bei der Perſönlichkeit des Herrſchers, und vorzüglich bei deſſen Sucht nach Schein, an dieſer Anſtalt ſich zeigen mochten, immer haben die Völker ihren guten Genius zu preiſen, wenn die Neigung des Machthabers einen edlen und Nutzen bringenden Gegenſtand ergreift. Auf heimathlichen

Boden die Kunſtblüthen des Auslandes verpflanzen zu wollen, das Talent mit allen Elementen ſeiner Ausbildung zu umgeben, die Wiſſenſchaft in das vielſeitige Staatsleben lebendiger zu verflechten, bleibt immer eine höhere Anſicht des Herzogs Carl, die die Nachwelt dankbar anzuerkennen hat. Große Künſtler und Gelehrte, bedeutende Staatsmänner gingen aus dieſer Anſtalt hervor.

Schillers Jugendfreund, von Hoven, der ſchon ein Jahr früher in die Pflanzſchule der Solitude aufgenommen wurde, gibt folgende Nachrichten von Schillers fernerer Ausbildung in derſelben.

In den erſten paar Jahren nach ſeiner Aufnahme in dieſes Inſtitut, in welchem damals ſchon alles Wiſſenſchaftliche, außer der Theologie und der Medicin gelehrt wurde, erhielt er neben dem fortgeſetzten Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen, auch Unterweiſung in der franzöſiſchen Sprache, in der Geographie, Geſchichte, Mathematik und den Anfangsgründen der Philoſophie. Erſt im dritten Jahr, von 1774 bis 1775, fing er das Studium der Rechtswiſſenſchaft an. In den gelehrten Sprachen, in denen er ſchon zu Ludwigsburg einen ſehr guten Grund gelegt, machte er bedeutende Fortſchritte; auch verſtand er die franzöſiſche Sprache bald ſo weit, daß er ohne Schwierigkeit ihre Schriftſteller leſen konnte, und was die genannten Vorbereitungswiſſenſchaften betrifft, ſo blieb er auch da nicht zurück; beſonders zog ihn das Studium der Philoſophie an. Um ſo weniger aber gelang es ihm in der Rechtswiſſenſchaft. Er hörte die Geſchichte der in Deutſchland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht, und ſpäter ein Collegium über das römiſche Recht. War es die Schuld der Wiſſenſchaft ſelbſt, oder die der Lehrer, die freilich damals nicht die vorzüglichſten waren, genug Schiller konnte dieſem Studium keinen rechten Geſchmack abgewinnen. Er blieb hinter ſeinen Mitſchülern, die er in mehrern andern Lehrgegenſtänden übertraf, hier offenbar zurück. Ja ſeine Lehrer hielten ihn ſogar für einen Menſchen ohne Talent; wenigſtens fragte einer unter

ihnen nach einer vorgenommenen Prüfung, wo Schiller auf mehrere Fragen die Antwort ſchuldig blieb, einen ſeiner Cameraden: ob die Unwiſſenheit Schillers von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Scharfblick des Herzogs bewahrte ihn vor den ungünſtigen Folgen dieſes Vorwurfs. Geübt im Abwägen geiſtiger Kräfte, hatte er die Anlagen des Jünglings durchſchaut. „Laßt mir dieſen nur gewähren, ſagte „er: aus dem wird etwas.“

Der Mangel an Intereſſe für das Studium der Rechtswiſſenſchaft auf der einen, und auf der andern Seite das fleißige Leſen der alten Claſſiker, beſonders der Dichter, welches er jetzt eifriger trieb als früher, wo es bloß dem Studium der Sprache galt, ſcheinen den Hauptanſtoß zur Erweckung ſeines Dichtergenies gegeben zu haben. So viel ich weiß, hatte er früher nie einen poetiſchen Verſuch gemacht, wenn man nicht einige lateiniſche Carmina, die er in der Schule zu Ludwigsburg verfertigte, und die Leichtigkeit, mit welcher er ganze Seiten lateiniſcher Diſtichen in wenigen Stunden zu Stande brachte, als Aeußerungen ſeines Dichtertalents anſehen will. Allein jetzt übte er ſich nicht nur in metriſchen Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter, ſondern er fing auch an, deutſche Dichter zu leſen, und machte ſchon damals einige Verſuche in eigenen, theils gereimten, theils ungereimten kleinen Gedichten.

Dies trieb er bis zu Ende des Jahres 1775, wo die militäriſche Pflanzſchule zur Akademie erhoben und von der Solitude nach Stuttgart verſetzt wurde. Unter andern Erweiterungen, welche dieſes Inſtitut nach ſeiner Verſetzung in die Hauptſtadt erfuhr, war auch die, daß nun auch die Medicin in demſelben ſtudirt werden konnte. Auf die Anfrage des Herzogs: welche unter den Zöglingen ſich dieſem Studium freiwillig widmen wollten? war Schiller einer der erſten, die ſich dazu ſtellten.

Ohne Zweifel war der Hauptgrund dieſes Entſchluſſes ſein Widerwille gegen das Studium der Rechtswiſſenſchaft; aber offenbar zog ihn auch die Arzneikunde ſelbſt an; und wenn er ſich

derſelben auch nicht mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes widmete, ſo trieb er doch dieſes Studium, beſonders in den zwei letzten Jahren ſeines Aufenthalts in der Akademie, mit Eifer. Nicht nur wurde er von ſeinen Lehrern für einen der vorzüglichſten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preiſe. Was für ſeine Kenntniſſe, beſonders in der Phyſiologie, noch ſtärker beweist, iſt eine Abhandlung, welche er zuerſt deutſch, unter dem Titel: Philoſophie der Phyſiologie, und ſodann auch lateiniſch ausarbeitete, und in der letzten Geſtalt als Probeſchrift vorlegte. Da dieſe Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfaſſer in der Folge wenig Werth darauf legte, ging ſie wahrſcheinlich verloren. Gewiß wäre ſie der Aufbewahrung werth geweſen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter, wohlgelungener Verſuch, die Phyſiologie philoſophiſch zu bearbeiten, ſondern auch als Beweis, wie gut Schiller ſchon damals ſchrieb. Auch die gedruckte Abhandlung, im Jahre 1779, vor ſeinem Abgang aus der Akademie geſchrieben: Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, ſcheint nicht ſo allgemein bekannt geworden zu ſeyn, als ſie es verdiente.

So viel leiſtete Schiller als Candidat der Medicin, während eines vierjährigen Studiums. Aber in dieſer Periode zeigte ſich auch ſein Beruf zum Dichter auf die entſchiedenſte Weiſe. Klopſtocks Oden und die Meſſiade, die auch ſeine Seele in frommen Gefühlen erregte, waren die erſten Dichtungen, die ſeinen eigenen Genius befruchtend und formend ergriffen. Ein lyriſches Gedicht auf den Abend und eine Ode: der Eroberer, gehören dieſer Periode an. Beide ſind gedruckt; ein epiſches Gedicht, Moſes, ging verloren.

Deutſche Dichter zu leſen, gab es auf der Carlsſchule, ſo wie auf den meiſten damaligen Unterrichtsanſtalten in Deutſchland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländiſchen Literatur; aber deſto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Der ſchon genannte Klopſtock, Utz, Haller, Leſſing, Goethe und Gerſtenberg waren die Freunde ſeiner Jugend.

Auf dem deutſchen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die beſten Köpfe empörten ſich gegen den Deſpotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darſtellung der Leidenſchaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantaſie und der Sprache ſollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, ſollte er als ein Weſen aus einer höhern Welt erſcheinen, unbekümmert, ob er früher oder ſpäter bei ſeinen Zeitgenoſſen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, ſondern allein durch ſich ſelbſt ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich aus ihrem Innern entwickeln. Beiſpiele einer ſolchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher beſonders ſeine Begeiſterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerſtenbergs Ugolino.

Nun wurde er mit Shakſpeare bekannt, durch ſeinen damaligen Lehrer, den nun verſtorbenen Prälaten Abel, der überhaupt ſich mehrfache Verdienſte um ihn erwarb, und für den er immer die herzlichſte Zuneigung bewahrte. Von Hoven erhielt er zuerſt die Wielandſche Ueberſetzung Shakeſpeare's. Er trat in jugendlichem Scherz ſeine Lieblingsgerichte ab, um zum Beſitz dieſer köſtlichen Bände zu gelangen. Gleich dem gewaltigen felſenentſtürzenden Strome ergriff dieſer mächtige Geiſt ſein ganzes Weſen und gab ſeinem Talent die entſchiedene Richtung zum Dramatiſchen. Nach Verlauf eines Jahres entſtand ein Trauerſpiel: Cosmus von Medici. So viel ſich ſein Jugendfreund, dem er es mittheilte, erinnert, enthielt es ächt tragiſche Scenen und vorzüglich ſchöne Stellen; mehrere derſelben wurden ſpäter in die Räuber aufgenommen. Schiller ließ es jedoch nicht öffentlich erſcheinen, wahrſcheinlich weil ihm die ſichere Kritik, die ſeinem mächtigen Verſtande angeboren ſchien, ſagte, wie ſehr es nicht nur hinter ſeinem großen Vorbilde zurück ſtehe, ſondern auch unter Gerſtenbergs Ugolino, unter Götz von Berlichingen und Julius von Tarent geſtellt werden müſſe. Längere Zeit hindurch machte er keinen neuen Verſuch im Dramatiſchen, las dagegen

Klopſtocks Werke wieder anhaltender, ſo wie die Voßſchen und Gerſtenbergſchen Gedichte, und ſein Talent neigte ſich wieder zum Lyriſchen.

Er las auch in dieſer Zeit fleißig hiſtoriſche Werke, vorzüglich die Biographien Plutarchs; auch philoſophiſche Schriften zogen ihn ſehr an, Mendelsſohn, Sulzer, Leſſing, Herder, vorzüglich Garve, ſein damaliger Liebling unter den Philoſophen, deſſen Anmerkungen zu Ferguſons Moralphiloſophie er beinahe auswendig wußte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelüberſetzung die deutſche Sprache ſtudirte. In dieſe Periode, bemerkt von Hoven, fallen vorzüglich die Fortſchritte, welche er im Studium ſeiner Berufswiſſenſchaft, der Medicin, machte. Die Hallerſchen Werke und die Diſſertationen und Collegienhefte des vormaligen großen Lehrers der praktiſchen Arzneikunde zu Göttingen, des Profeſſors Brendel, waren ſeine Führer.

Indeſſen ſiegte die Neigung zur Dichtkunſt bald wieder über die zur Wiſſenſchaft. Shakſpeare und die vorzüglichſten deutſchen Dramatiker wurden wieder vorgenommen, und bald wurde der Stoff zu einem zweiten Trauerſpiele aufgeſucht. Dieſen gab die Geſchichte eines durch ſeinen verſtoßenen Sohn geretteten Vaters, im ſchwäbiſchen Magazin; Schiller entwarf den Plan zu den Räubern. Die Ausarbeitung dieſes Trauerſpiels fällt hauptſächlich in das Jahr 1780, und es war beinah vollendet, als er zu Ende dieſes Jahres die Akademie verließ.

Was ſein ſittliches Betragen während des Aufenthalts in dieſem Inſtitut betrifft, ſo erinnere ich mich, ſagt von Hoven, von ſeiner Seite keines Vergehens gegen die Geſetze, das die Vorgeſetzten zu ahnden Urſache gehabt. Freilich koſtete es ihm bei der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und bei ſeiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbſtüberwindung, ſich immer in die eingeführte ſtreng militäriſche Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und ſeine, mehr nach Innen, als nach Außen gerichtete Thätigkeit machten ihm dieſe Selbſtüberwindung weniger ſchwer. Dennoch geſchah es zuweilen, daß er mit einem oder

dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Andrer an ihm immer einen Beschützer fand.

Von Hoven, dem wir diese Erinnerungen aus den Jünglingsjahren Schillers verdanken, und Zumsteeg, der sich später als Tonkünstler und Componist auszeichnete, waren die Freunde in der Akademie, denen er sich am offensten mittheilte. Jedes vollendete Gedicht componirte Zumsteeg sogleich, und v. Hoven theilte er, bei gemeinsamem Studium der Arzneiwissenschaft, auch seine philosophischen Ansichten mit. Es war ein schönes Geistes- und Herzensleben unter den Jünglingen, das sich als Männerfreundschaft immer erhielt.

Schiller bemerkte gegen uns im reiferen Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sey. Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andern folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtniß aufgenommen. Doch verkannte er die großen Vortheile dieser Anstalt nicht. Mangel an freier Bewegung, die diesem Alter so nöthig ist, war ein Hauptübel, das sie veranlaßte. Dieses führte Krankheitsanlagen herbei, die das Leben

mancher Zöglinge trübten und abkürzten. Auch die Unfähigkeit mehrerer Aufseher, ein reines Urtheil über die Fähigkeiten und Moralität der Knaben fällen zu können, nährte ein dumpfes Gefühl erlittener Ungerechtigkeit. Viele ausgezeichnete Lehrer erhielten aber die reine Empfindung der Achtung und Liebe in den jungen Gemüthern, und die gute Natur warf die widrigen Eindrücke wieder aus. Es zeugt für des Herzogs Charakter und hellen Verstand, daß er durch häufige persönliche Gegenwart Selbstgefühl in den Jünglingen zu wecken und zu nähren suchte, durch Unterredung mit ihnen sie zu anständiger Aeußerung veranlaßte. Er zeigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse gern. Er warf Fragen auf, die die Zöglinge beantworten mußten, und veranlaßte gelehrte Discussionen. Freiheit der Aeußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen Beifall. Der dadurch gewonnene gewählte Ausdruck in deutscher Sprache blieb ein Gewinn fürs Leben, so wie die Gewandtheit, das, was man zu sagen hatte, n eine anständige Form zu kleiden. Auch witzigen Einfällen lächelte der fürstliche Erzieher, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Die dem Geschäftsmanne so nothwendige Fähigkeit, immer zu allem bereit zu seyn, Alles richtig zu fassen, und von einem Geschäft zum andern mit voller Besonnenheit überzugehen, ist selten dem von der Natur zum Dichter bestimmten erreichbar; doch hatte sich Schiller etwas davon angeeignet.

Die klösterliche Einschränkung der Jünglinge, die, aus der Freiheit ihres Familienkreises gerissen, hinter Mauern von der Welt durch eiserne Thoren und Schildwachen geschieden wurden, mußte ihnen hart und drückend erscheinen. Die Mütter und noch unerwachsene Schwestern durften am Sonntag Söhne und Brüder besuchen. Die Eingeschlossenen vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen; und wenn sie aus dem Kreise der Ihrigen in ihre öden Säle zurückkehrten, mußte die Sehnsucht nach Freiheit, mit Unmuth gepaart, sie ergreifen. Außer ihrer Familie war die Gräfin von Hohenheim, die mit dem Herzog die Akademie besuchte, das einzige weibliche Wesen, das die Zöglinge

sahen. Zur Belohnung guter Aufführung und des Fleißes durften sie mit ihr und dem Herzoge speisen.

Man kann sich vorstellen, wie unter den dargestellten Umständen die Leiden Werthers, die durch die eisernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieser Roman ward von ihm und seinen Freunden verschlungen, und, wie dieses in jugendlichen Gemüthern oft der Fall ist, er regte, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, in ihnen den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Die Jünglinge machten den Plan zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten Werther, der aber ungeschrieben blieb. Auch Siegwart hatte sich eingeschlichen. Dieses einfache, herzvolle Gemälde der schönen Jugendliebe zog Schillern sehr an. Er sagte uns, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buche erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Das Anschauen Goethens, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzschule besuchte, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen.

Daß in der Abgeschlossenheit vom wirklichen Leben und all seinen freundlichen Eindrücken, in den strengen militärischen Banden der Akademie, die productive Phantasie zuerst grelle und gigantesque Formen, wie sie in den Räubern da stehen, ergriff, war natürlich. Tiefe Ehrfurcht vor dem Recht, das heilige Sehnen nach verlorner Unschuld, diese reinen Grundzüge der energischen und reichen Jünglingsseele, gaben diesem Product einen eignen Zauber, der mit der Gewalt dramatischer Darstellung wirkend, den Enthusiasmus, womit das Publikum die Räuber aufnahm, erklärt.

Der Odem der Freiheit, einer edlen Seele Lebensluft, hatte ihn aus seinem Plutarch angeweht. Dieser befruchtende Geist, der so viele Geistesvermögen in allen Arten des Daseyns

hervorgerufen, da er in ächt menſchlichem Sinn alle Individuen in ihrer Natürlichkeit ergreift, während die richtende Wage des Wahren und Guten in der harmoniſch gebildeten Seele nie ſchwankt, erhob Schillers Vorſtellungsart zum Großen und Allgemeinen. Die engen Weltbande, die ihn umgaben, wurden durch Bilder der Vorzeit zerſprengt. Er wollte nur höhere Naturen darſtellen in Tugend und in Laſter, und wenn er das gemeine Leben ergriff, ſo war es von der komiſchen Seite. Schillers Schweſter erzählt: Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer beſtimmten Stunde Licht brennen. Da gab ſich Schiller, deſſen Phantaſie in der Stille der Nacht beſonders lebhaft war, und der in den Nächten ſich gern ſelbſt lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankenſaale der Vergünſtigung einer Lampe zu genießen. In ſolcher Lage wurden die Räuber zum Theil geſchrieben. Manchmal viſitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tiſch; ein unter ihnen liegendes mediciniſches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die ſchlafloſen Nächte für ſeine Wiſſenſchaft.

So mit der Wirklichkeit geſpannt, trat er aus der Akademie in die Welt, als ihm ſeine Probeſchrift: *Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen*, ihre Pforten eröffnete. Er wurde im December 1780 als Regimentsmedicus bei dem Regimente Augé angeſtellt. Dieſe Art der Anſtellung, die ihn in den ſtrengen Banden militäriſcher Verhältniſſe erhielt, war ihm zuwider.

Es iſt eine Frage, die er im ſpäteren Leben oft an ſich ſelbſt that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß ſich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verſchiedenen Lebensepochen entſtand dieſe Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für dieſe Wiſſenſchaft. Ein geſchärfter Blick in die menſchliche Natur, ein feines Auffaſſen aller individuellen Zuſtände blieb ihm immer als Gewinn dieſes frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wiſſenſchaft hätte ihn als praktiſchen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber ſein Herz und ſeine

Sympathie mit jedem menſchlichen Leiden hätten ihn ſicher vor jedem Uebermaße geſchützt.

Seine Dienſtgeſchäfte veranlaßten natürlich eine Pauſe in ſeinen dichteriſchen Arbeiten; er legte ſich ſelbſt ein ſtrenges Gelübde auf, den Lockungen der Muſe zu widerſtehen. Seine Zeitgenoſſen behaupten, daß er ſich als praktiſcher Arzt durch Geiſt und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Lange konnte dieſe Entſagung bei einem ſo mächtigen Talente nicht dauern. Mehrere kleine Gedichte entſtanden, die Kindesmörderin, die an Laura und verſchiedene andere, die zum Theil nicht öffentlich bekannt wurden. Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverſtändniß mit einer mehr geiſtreichen als ſchönen Nachbarin; ſie ſcheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenſchaft für den beſtimmten Gegenſtand entſprungen. Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der ſo lang entbehrten Freiheit, ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft ſehr trübe Stimmungen für unſern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüſſen einlud, in der das frühere Beiſpiel des Herrſchers das Band der Sitte, beſonders in der Hofwelt, ſehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrſchte, ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunſch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuſchen, beſonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielten den jugendlichen Leichtſinn in Schranken und ſtellten das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufſtrebenden Jugendfreunden, zu denen ſich Haug und Peterſen geſellten, die Geiſtigkeit immer die Obergewalt über das ſinnliche Leben. Er entſchloß ſich zur Herausgabe der Anthologie, wovon nur ein einziges Bändchen (auf das Jahr 1782) erſchienen iſt.

Der Herzog blieb immer aufmerkſam auf Schillers emporſtrebendes Talent. Einige Gedichte, beſonders eines auf den

Tod eines Officiers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, erregten sein Mißfallen. Ob es ihm gleich schmeichelte, auch einen Dichter aus seiner Pflanzschule hervorgehen zu sehen, so sollte dennoch die Art der Dichtung in eine ihm gefällige Form gegossen seyn, und freie Gesinnung lag außer der Sphäre dieses Herrscherſinnes. Bemerkenswerth ist es immer, wie jede Aeußerung des Geistes seinen hellen Verstand ansprach und seine Neigung gewann. Schiller bemerkte in mehreren kleineren Handschreiben des Herzogs, die dessen Verhältniß zu ihm veranlaßte, daß dieser sogar seine damalige Schreibart, in der oft Gedankenstriche vorkamen, nachahmte.

Die Jahre 1780 und 1781 gehören zu den entscheidendsten in Schillers Leben; im letzteren wurden die Räuber gedruckt, zu denen er keinen Verleger fand; er mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Um so erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon 1782 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte.

Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Produkte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiderte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte; aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die Atmosphäre des Stuttgarter Lebens wurde indessen immer trüber und drückender für Schiller. Noch hatte der fürstliche Erzieher seinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er sein Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber

dem Befehle, ihm alle seine poetischen Produkte zu zeigen, Genüge zu leisten, war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Kein einsichtiger und wohlwollender Vermittler fand sich, und eine offene, freie Discussion war in diesem Verhältniß nicht leicht möglich. In Hinsicht auf die nothwendige Lebensklugheit und den guten Geschmack hätte sich Schiller mit dem scharfen und feinen Verstand des Herzogs sonst wohl zusammen gefunden, und ein motivirtes Urtheil hätte zu beider Vortheil entspringen können.

Auch auswärtige Beziehungen hatten den Herzog gegen die Räuber gereizt. Eine Stelle, wodurch sich die Graubündner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde. Einflüsterungen des Hofcirkels, dem der Laut freier Menschheit immer ein widriger Ton ist, deuteten auf Symptome einer bedenklichen Gesinnung in diesem Stücke, die dem edlen freien Geiste fern lagen, der nur nach Genuß seiner eigenen Kräfte rang, der umgebenden Welt fremd war, und ihre Bilder nur durch die farbige Wolke seiner Phantasie aufnahm. Alles gewann eine falsche Wichtigkeit und verband sich, den jugendlichen Geist zu unterdrücken, der alle Schranken zu durchbrechen drohe. Die Stimme der Neigung für seinen Zögling schwieg in des Herrschers Busen, die Gewohnheit, der Herrscherlaune zu folgen, siegte, und es erging der Befehl an Schiller, gar nichts mehr, außer im medicinischen Fache drucken zu lassen.

Die Eröffnung anderer günstiger Aussichten sollte diesen Befehl mildern; aber wie konnte sich der Jüngling, in dessen Geist eine Fülle neuer Schöpfungen aufsproßte, einem solchen Befehl, einer solchen Beschränkung beugen? Dieser war auch für seine äußere Lage um so drückender, je günstigere Aussichten sich ihm durch das Glück, welches sein erstes Trauerspiel gemacht, eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem damaligen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: „Würtembergisches Repertorium der Literatur," herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze: Ueber das gegenwärtige deutsche

Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber lieferte.

Diese letztere ist auch in Hinsicht auf Schillers Charakter merkwürdig. Er hatte ein edles und großes Gefühl seines Talents; aber seine Produkte sah er, wenn sie vollendet waren, mit freiem Geiste an, und fühlte klar jeden Mangel und Fehlgriff. Da er sich selbst immer im neuen Werden und steigend empfand, sah er ein künftiges vollkommeneres Werk in dem vorhandenen aufkeimen, entfernt von der Beschränktheit dürftiger Naturen, die auf jedem ihrer Erzeugnisse verweilen, als habe es ihre ganze Kraft erschöpft.

Die schriftlichen Verhandlungen mit Herrn von Dalberg endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt und Schiller zur Vorstellung eingeladen. Herrn von Dalbergs edlem Eifer für die deutsche Bühne und seinem einsichtsvollen sichern Blicke in Schillers aufstrebenden Genius haben wir vielleicht dessen frühere Produkte zu verdanken. Untergehen konnte der Tragiker nicht in ihm; aber ob sich ohne Aufmunterung, in den engen Banden seines Verhältnisses die Flügel seines Geistes so früh entfaltet hätten, ob ein Don Carlos in Stuttgart entstanden wäre? Dies ist zu bezweifeln.

An Urlaub in ein fremdes Land war nicht zu denken; Schillers Reise nach Mannheim mußte heimlich geschehen. Zum erstenmal ward er den tiefen und lebhaften Eindruck gewahr, den sein Talent machte. Die Darstellung der Schöpfung seines Geistes unter dem Zujauchzen der begeisterten Menge war wohl die duftendste Blüthe des Ruhms, welche die Musen dem Jüngling darreichen konnten. Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund den Platz, wo Schiller unerkannt im Theater stand; nur Herr von Dalberg und der geheime Rath Klein wußten um das Geheimniß.

Welche Revolution dieser Ausflug in ein fremdes Land, der

erste in seinem Leben, in Schillers Gemüth und Denkweise bewirken mußte, ist jedem begreiflich, der lange in Fesseln enger Verhältnisse geschmachtet. Der Anblick der wohlgebauten Stadt an dem herrlichen Strome, die weite, an Dörfern und Städten reiche Fläche, von den blauen Vogesen begränzt, entzückten ihn, und Alles schien ihm herrlicher, vom goldnen Duft der Freiheit umsponnen. Das freie heitere Leben des Geistes unter so vielen gebildeten Beschützern, die sich ihm wohlwollend näherten, der Geist der Liberalität, der unter der Regierung des kunstliebenden, mildgesinnten Churfürsten herrschte, das damals in Deutschland vorzüglichste Theater unter des einsichtigen Dalbergs Direction, Alles regte ein neues Leben in ihm auf. Ein idealischer Schimmer umstrahlte den Geist des jungen Dichters, des Ruhmes Zauber lockte ihn in ferne Weiten, und Welt und Nachwelt schienen ihn mit Liebe zu umfassen.

Zur zweiten Vorstellung der Räuber, im Mai 1783, wagte er wiederum eine heimliche Reise; um sie ausführen zu können, ließ er sich als krank angeben; sie wurde entdeckt, und natürlich militärisch mit Arrest bestraft. Während dieses Arrestes war es, wo er den Plan zu Cabale und Liebe entwarf, und so erklären sich leicht die etwas grellen Situationen und Farben dieses Stückes. Auch die Idee zur Verschwörung Fiesco's entstand damals, die ihn mehr anzog und die er noch großentheils in Stuttgart ausführte.

Schillers Verbindungen in Mannheim hatten während seiner Besuche daselbst an Bestimmtheit gewonnen. Die hohe Stufe, auf der die Schauspielkunst stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte begeisternd auf ihn gewirkt. Die Aussicht auf ein schönes poetisches Leben zog ihn unwiderstehlich an. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an denselben enthalten mehrere dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Der Erfüllung dieser Bitte mochten Schwierigkeiten entgegentreten; der Gedanke zur Flucht wurde lebendig in ihm.

Dienstversäumniſſe, die aus ſeiner vorherrſchenden Beſchäftigung mit der Dichtkunſt und aus anderweitigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten entſpringen mußten, Klagen, witzige Einfälle über den Zwang des Geiſtes unter Deſpoten-Willkür, die dem Herrſcher hinterbracht wurden, reizten dieſen immer mehr gegen den Zögling, um ſo mehr, da die Anerkennung ſeines Talents ihm bekannt wurde, und er ihn gern als ſein Geſchöpf angeſehen hätte.

Gutmüthige Vermittler ſchlugen Schillern vor, den Herzog durch ein Lobgedicht zu verſöhnen; und es boten ſich in der That manche Anläſſe dar, die einen Schwächeren wohl zu einem ſolchen hätten beſtimmen können. Durch die Weisheit eines früheren Regenten des Landes beſtand eine freiſinnige Verfaſſung in Würtemberg, deren wohlthätige Spuren ſich noch erhalten hatten, und mit denen ſelbſt der gewaltige Herrſcherſinn des Herzogs Carl ſich abfinden mußte. Ein reger Antheil am öffentlichen bürgerlichen Weſen herrſchte im Lande, und unter den Jünglingen erzeugte ſich das ſchöne Gefühl, einem Ganzen anzugehören, deſſen Beſtand auf der Ausbildung ihrer geiſtigen Kräfte ruhte. Perſönlich fühlte ſich Schiller dem Herzoge zur Dankbarkeit verpflichtet, und Aeußerungen des früher genoſſenen Wohlwollens tönten noch in einer kindlichen Zuneigung nach, die ihm durch's ganze Leben blieb. Die zärtliche Liebe für ſeine Familie, deren Glück der Herzog in einer Aufwallung des Zorns für immer zerſtören konnte — denn der Vater erhielt die Seinigen nur durch ſeinen Gehalt in Wohlſtand — mußte tauſend Beſorgniſſe erregen. Wie viele Motive lagen in dieſem Allem, um der Leyer des Dichters einen falſchen Klang zu entlocken! Aber der gute Genius ſiegte. Der hohe Begriff von der Dichtkunſt, daß ſie ſich immer frei von kleinen Zwecken, nur in den heiligen Regionen des Guten und Wahren erhalten müſſe, dieſer Begriff, der ſein ganzes Leben beherrſchte, bewährte ſich hier als That im Jünglingsalter, und unter Umſtänden, die Feſtigkeit der Sinnesart und Energie der Seele bewieſen. Kein unbändiger Starrſinn lag in ihm, der nur aus beſchränktem Dünkel entſteht. Seine Freiheitsliebe war mit klarer Verſtandesanſicht und einer tiefen

Ehrfurcht vor Geſetz und Ordnung verſchwiſtert; ſelbſt das Anſtändige, Hergebrachte in den Formen der Geſellſchaft beleidigte er, aus angeborner Feinheit, nicht gern; aber Unterdrückung der ſchönſten Kräfte der Menſchheit, Opfer, die nicht dem allgemeinen Beſten, ſondern der Willkür deſpotiſcher Launen gebracht werden ſollten, widerſtrebten ſeinem ganzen Weſen.

Harte und drohende Aeußerungen kamen Schillern zu Ohren; Mißmuth und Mißtrauen wuchſen. Des Dichters Schubart Schickſal, der auf der Bergfeſte Hohenaſperg durch jahrelange Gefangenſchaft für ſein Gedicht, die Fürſtengruft, büßte, in welchem er durch Erinnerung an das allgemeine Loos der Sterblichen, Tod und Auflöſung, etwas zu grell an den Wechſel der Erdengewalt gemahnt und die Fürſten vor dem Mißbrauch derſelben gewarnt hatte, lag als bedenklicher Hintergrund im Stuttgarter Dichterleben. Schiller hatte keine nähere Verbindung mit Schubart, als daß er ihn einmal auf der Feſtung aus Theilnahme an ſeinem Schickſal beſuchte, wie viele Andere thaten. Der rührende Klagegeſang: „Gefangner Mann, ein armer Mann“ tönte von dem Berge durch die Gefilde und bewegte die Herzen. Mehrere Fürſten Deutſchlands verwendeten ſich für des Dichters Befreiung.

Um ſeinen Abſchied aus dem Dienſt durfte Schiller als Zögling der Akademie nicht anhalten; ja er mußte fürchten, durch ſolch ein Geſuch den Zorn des Herzogs aufs äußerſte zu reizen. Schwermüthigen Sinnes erwog er ſeine Lage, und nicht ohne harten Kampf faßte er den Entſchluß zur Flucht.

Mit weichem, liebendem Herzen hing er an den Seinen, deren Exiſtenz er in Gefahr ſtürzte; auch der Vorwurf der Undankbarkeit gegen den fürſtlichen Erzieher und Verſorger laſtete auf ſeinem Herzen, das immer feſt an den Geſetzen der Ehre hielt. Aber ſich ſelbſt aufgeben — denn die Muſe war ſein Selbſt — wie vermochte es der Jüngling? Die Lockung zur Freiheit auf des Ruhmes Sonnenbahn, die ſich ihm eröffnete, die dichteriſche Welt, die ſich in ſeinem Innern bewegte, die vielfältigen Plane, die er entworfen, wie konnte er das alles der Willkür des Herrſchers opfern, die die Flügel ſeines Geiſtes zu feſſeln ſich unterfing?

Goldene Träume von Glück und Ruhm, von einer Lage, in der er den Seinen einſt Alles vergelten könnte, was ſie vielleicht um ihn erdulden mußten, umſchwebten ihn; auch die Hoffnung, den beleidigten Herrſcher durch die Macht ſeines Talents in der Folge zu verſöhnen, und ihn von der Ungerechtigkeit ſeines Ausſpruchs durch Thaten des Genius zu überzeugen, geſellte ſich ihm tröſtend zu.

Während die Stadt mit den Zubereitungen zum Empfang des Großfürſten Paul und ſeiner Gemahlin, einer gebornen Prinzeſſin von Würtemberg, beſchäftigt war, der Hof auf glänzende Feſte dachte, wobei aller Reichthum der Kunſt und Natur aufgeboten werden ſollte, während die fröhliche Jugend Antheil an der allgemeinen Feſtlichkeit nahm, und die ſchauluſtige Menge aus den Thoren der Stadt hinausſtrömte, um ſich an dem Anblick der Fürſten zu weiden, ging Schiller unbemerkt den entgegengeſetzten einſamen Weg, in einer ſchönen Sommernacht, um ſeinem Vaterlande auf lange Zeit Lebewohl zu ſagen. Mit der Freiheit, mit dem Gefühl, er könne nun ſein Talent ohne äußere Beſchränkung wirken laſſen, glaubte er Alles gewonnen zu haben; ſeine Zukunft bedachte er wenig. So warf er ſich, ohne hinlängliches Geld, ohne eine beſtimmte Ausſicht, der fremden Welt in die Arme; aber eine ſehr trübe Stimmung mußte natürlich folgen.

Zweiter Abſchnitt.

Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach.

Sein erſter Zufluchtsort war Mannheim. Auf den Schutz des Freiherrn von Dalberg durfte er zählen. Der Buchhändler Schwan nahm ihn freundſchaftlich in ſeinem Hauſe auf. Er ſelbſt, ein kenntnißreicher, gebildeter Mann, und ſeine liebenswürdige Familie zeigten ihm in Achtung und Zuneigung, wie ſehr ſie ſein Talent und ſeinen perſönlichen Umgang zu würdigen wußten. Ein beſtimmter Aufenthalt und eine Anſtellung in Mannheim hatten aber ihre Schwierigkeiten, bevor man wußte, wie der Herzog von Würtemberg das Verlaſſen ſeines Dienſtes aufnehmen, und ob ein entſcheidender Schritt gegen ihn geſchehen werde.

Schiller lebte abwechſelnd in Oggersheim, einem Städtchen in der Nähe von Mannheim, auf kleinen Reiſen in der Umgegend und nach Frankfurt, unter dem Namen Schmidt. Ein Freund, dem er ſich immer dankbar verpflichtet hielt, Streicher, unterſtützte ihn mit Geld, auf großmüthige Weiſe, da er ſelbſt damals nicht reich war. Gegen ſeine Mannheimer Beſchützer ſcheint er ſeine Verlegenheiten der Art nicht beſtimmt ausgeſprochen zu haben. Aus einer Art von Stolz wollte er ſich lieber Freunden verpflichten, die ſein Herz kannten und an ſeinen redlichen Willen glaubten, empfangene Dienſtleiſtungen in günſtigerer Lage zu erſtatten. Nur an Dalberg, der ſich ihm als theilnehmender, freundlich geſinnter Gönner bewährt hatte, wandte er ſich Einmal in der dringendſten Verlegenheit, gleich

nach seiner Flucht; es ist die Bitte eines für den Augenblick Unbemittelten, aber nicht Mittellosen. Es wird mir ein Leichtes seyn, schreibt er, bei'm nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu tilgen. In dieser Zeit, besonders während eines Aufenthalts von sieben Wochen in einem Wirthshause zu Oggersheim, arbeitete er den Fiesco aus, der ihn mit dem Theater in Mannheim in engere Verbindung setzen und seine dortige Niederlassung gründen sollte.

Ungeschicklichkeit in ökonomischen Einrichtungen, die aus Unbekanntschaft mit der Welt entsprang, Momente des jugendlichen Leichtsinns, zu denen das Leben mit der Theaterwelt lockte, und die sich immer durch Reue und Schwermuth rächten, trübten die ganze Lage. Auf einer Wanderung nach Frankfurt am Main überfiel ihn das Gefühl der Einsamkeit und Hülflosigkeit mit tieferer Wehmuth. Sehr düstere Augenblicke, so erzählte er uns, brachte er auf der Sachsenhäuser Brücke zu.

Die reichen, lachenden Ufer des schönen Stromes luden zu Genuß und Freude, während Gram und Sorgen sein Herz beklemmten. In der volkreichen Handelsstadt, deren weitgreifender Verkehr an den Zusammenhang mit ganz Europa erinnerte, wo Reichthum und Ueberfluß, Behaglichkeit und sorgloses Leben die wohlgebauten Häuser füllten, ergriff ihn sein isolirtes Daseyn in bitterem Schmerz. Aus der Natur tönt dem Einsamen immer eine Stimme des Trostes; aber die Einsamkeit in der lebenvollen, genießenden Welt verödet den Geist, zumal wenn das Mittel zum Genuß fehlt, und die Herzen der Menschen, die vielleicht ein vertrauliches Wort zu Wohlwollen eröffnet hätte, dünken dem armen Einsamen eisern und verschlossen.

Aber Trost und Hoffnung bringt der gute Genius oft unerwartet; er verließ auch unsern Freund nicht. Als er traurig durch die Straßen wandelte, kam er an das Haus eines Buchhändlers, mit dem er einigen Verkehr hatte, und der sich auch nicht abgeneigt bewiesen hatte, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Unbekannt und still seinen Betrachtungen nachhängend,

ſtand er im Buchladen, als er eine Stimme mit Lebhaftigkeit nach den Räubern fragen hörte. Es entſpann ſich ein Geſpräch, woraus er vernahm, wie ſehr die erſten Klänge ſeiner Muſe die Welt in Bewegung geſetzt, und wie viel man von ſeinem Genius erwarte. Muth und Selbſtgefühl waren in ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, die die Folgezeit ſo ſchön bewährte, daß ſein Name die Bühnen Deutſchlands und die aller gebildeten Nationen Europas füllen würde, trug ihn, gleich einer ſanft einhüllenden Wolke, über die enge düſtere Gegenwart hinweg.

In Mannheim verflochten ihn ſeine Verhältniſſe immer mehr mit der Theaterwelt. Iffland, Beck, Böck, der durch den Tod früh der Kunſt entriſſen wurde, waren vormalige Mitglieder der Weimariſchen und Gothaiſchen Bühnen, die unter Eckhof eine vorzügliche Ausbildung gewonnen hatten; aus ihnen ging Ifflands großes Talent hervor, und begann ſchon als Stern erſter Größe in der deutſchen Schauſpielwelt zu leuchten. Es war ein günſtiges Geſchick, das den großen Tragiker und den großen Schauſpieler Zeitgenoſſen werden ließ. Ein Talent bot dem andern die Hand, und ein freundliches Verhältniß blieb im Leben und Wirken immer zwiſchen beiden lebendig. Becks Frau, eine der liebenswürdigſten Schauſpielerinnen, die Schiller gerne durch eine ihr ganz zuſagende Rolle erheben wollte, bewog ihn, Cabale und Liebe auszuarbeiten, wo ihr Talent in der Rolle der Louiſe Millerin ſich zum ſchönſten entfalten ſollte.

Die Aufführung des Fiesco, und die von Herrn von Dalberg für dieſen Zweck nöthig erachteten Veränderungen ſcheinen mancherlei Schwierigkeiten und Häckeleien erzeugt zu haben, die Schillern empfindlich reizten. Die vielleicht zu hoch geſpannten Erwartungen des Jünglings blieben unbefriedigt; Verdrießlichkeit und Mißlaune trübten die ganze Lage. Obgleich von Seiten des Herzogs von Würtemberg keine auf Feindſeligkeit deutenden Schritte gegen Schillern geſchahen, auch ſeine Familie gar keine Unannehmlichkeiten erfuhr, ſo war dennoch dies Schweigen ſelbſt noch ängſtlich und drohend. Immer blieb es ungewiß, ob man ihn nicht aus der benachbarten Pfalz zur Rückkehr nöthigen werde. Ein

ſicherer, verborgener Aufenthalt, wo er ruhig ſeine entworfenen Dichtungsplane ausführen könnte, wurde in ihm zum lebhafteſten Wunſche, zum dringenden Verlangen.

In der Carlsakademie hatte ſich ein Verhältniß angeknüpft, welches Einfluß auf Schillers ganzes Leben gewann. Wilhelm von Wolzogen, der älteſte Sohn eines durch Wiſſenſchaft und Charakter ausgezeichneten Edelmanns in Franken, den der Tod ſeiner Familie zu früh entriß, und einer trefflichen Mutter, wurde mit drei Brüdern in demſelben Inſtitut erzogen. Da er einige Jahre jünger als Schiller war, und beide in verſchiedenen Lehrabtheilungen gebildet wurden, fanden ſich während des akademiſchen Lebens wenige Berührungspunkte. Aber als Schillers Gedichte und die Räuber den Flug ſeines Genius ankündigten, faßte Wilhelm von Wolzogen eine herzliche Zuneigung zu dem jungen Dichter. Wie es in ſeiner edlen Natur lag, alles Vorzügliche und Große anzuerkennen, zu lieben und deſſen Gedeihen zu befördern, ſo nahm er auch innigen Antheil an Schillers Schickſal, und empfahl ihn ſeiner Mutter. Dieſe, eine Frau von ſeltener Herzensgüte, ſcheute kein Opfer, wenn es dem Glück ihrer Freunde galt. Mit vier Söhnen und einer Tochter, denen ſie im reichſten Sinne des Wortes Mutter war, in beſchränkten Glücksumſtänden, lebte ſie oft auf dem Familiengute, wo ſie ſich ein kleines Haus erkauft hatte, da bei der Erbabtheilung das Gut mit der Herrſchaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Hülfreich und wohlthätig zu ſeyn war ihre Natur. Ihr lebendiges Herz und ein angeborner Sinn für alles Gute und Schöne machten ihren Umgang anmuthig und wünſchenswerth, und erwarben ihr überall Freunde. Die Gräfin von Hohenheim, nachmalige Herzogin von Würtemberg, intereſſirte ſich lebhaft für ſie und ihrer Söhne Schickſal. Häufige Reiſen nach Stuttgart erhielten dieſes Verhältniß und verflochten ſie in mancherlei andere Verbindungen. Schiller ſchloß ſich mit wahrhaft kindlicher Liebe an dieſe gute Frau an; auch wurde ſie bald mit ſeiner Familie bekannt, deren Sorge bei ſeiner Entfernung von Stuttgart ihr die innigſte Theilnahme einflößte. Da Schillers

Lage in Mannheim immer düsterer wurde, und dringendes Verlangen nach einem andern Aufenthalt ihn ergriff, bot ihm die edelmüthige Freundin eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach an, das, zum fränkischen Rittercanton Röhn und Werra gehörend, in einem einsamen Waldthale lag, wo er, abgeschlossen von allen äußeren Verbindungen, verborgen leben könnte.

Während das Wohl ihrer eigenen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte sie viel, da sie einen von ihm Verfolgten in ihr Haus aufnahm; aber ihre großmüthige Freundschaft berechnete nicht; die eigene wohlwollende Gesinnung gab ihr Muth und das Vertrauen, daß man ihre gute Absicht am Ende anerkennen, wenigstens entschuldigen werde. Im Winter, zu Ende des Jahres 1782 kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend; es war spät am Abend, schon sank die Nacht auf das Thal; aus den einzelnen, zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend. Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, lachten ihm freundlich entgegen. Das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von noch höheren Bergen rings umschlossen wurden. Die in unwirthlichen Bergen karge Natur, ganz das Gegentheil von der des reichen, fruchtbaren Schwabens, bot ihren Bewohnern nur durch strenge Arbeitsamkeit Unterhalt. Aber der Hauch der Freiheit war Schillern wohlthätig, und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.

Es war ein Hauptzug in seinem Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen einfachen Lebens beschäftigte. Plane zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses sich eine, wenn auch späte, Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der productiven Phantasie und ein zartes, leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wohl mit vielen ausgezeichneren

Menſchen gemein hatte. Auch im ſpätern Leben kehrte dieſe Sehnſucht nach ländlicher Einſamkeit oft wieder; er gedachte dieſer Zeit, wo er ſie zuerſt genoſſen, immer mit beſonderem Vergnügen, und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der ſie ihm dargeboten.

Ein halbes Jahr lebte Schiller ſo, größtentheils mit ſich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geiſtes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meinungen, Reinwald, der in der Folge ſein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieſer, als Bibliothekar, verſorgte ihn mit Büchern und beſuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Gutes ſpielte er Schach, und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieſer Wanderungen durch die Wälder hatte er eine ſonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald, zwiſchen wildem Geſtein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem reiſenden Fuhrmann verübt worden, deſſen Leichnam hier eingeſcharrt ſey.

In Bauerbach las er die Geſchichte des Don Carlos von St. Real, die ihn ſehr anzog. Er machte den Entwurf zu einer Tragödie, deren Gegenſtand der unglückliche Prinz war, und arbeitete einige Scenen aus. Auch an Maria Stuart dachte er in dieſer Zeit. Die Einſamkeit, in der Schiller lebte, die Entfernung äußerer Eindrücke waren ohne Zweifel zum Theil Urſache, daß er die Welt ſeiner Phantaſie kräftiger faßte und reiner geſtaltete. Was bei leichtem, fröhlichen Jugendſinn, in heiterer Umgebung, ſich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerſtreut hätte, concentrirte ſich in Einſamkeit und Ernſt zu einem mächtigen Bilde. Die Plane ſeiner dramatiſchen Werke, unmittelbare Gaben des Genius, ruhten in ſeiner Seele, als ein ſicherer, erfreulicher Beſitz. Was ſich aus gewonnener Weltanſchauung und Erkenntniß damit vereinigen ließ, lag in ſeinem treuen Gemüth und Gedächtniß aufbewahrt, was davon zu ſcheiden

war, entfernte der Verstand, der sich früh als richtender Geschmack zeigte. Wie anmuthig ist's, an der Wiege der Dichtungen zu stehen, die unser eigenes geistiges Seyn oft gestalteten, immer erheiterten und bereicherten! Ihr erstes Entstehen ist geheimnißvoll, wie alles Werden in der Natur; aber wie die umgebende Welt und die Zeit sie entfaltete, davon bleiben uns oft bezeichnende Spuren.

Wie das jugendliche Herz, bewegt von Haß und Liebe, schlägt, wie alle Lebensbilder vor der dichterischen Imagination bald als kolossale Nebelgestalten, bald im lichten, freundlichen Sonnenschimmer stehen, zeigen die Briefe, die Schiller von Bauerbach aus an seine mütterliche Freundin und deren Sohn schrieb, und die wir am Ende dieses Abschnitts mittheilen werden. Jede Laune des Tages, ja der Stunde, spricht sich in ihnen aus. Tiefes und reines Gefühl, das aus allem krausen Gewölk der Phantasie hervorbricht, und Billigkeit des Urtheils, das im Element des klaren Verstandes immer obwaltet, wird unsern Freund allen befreundeten und edeln Seelen nur näher bringen. Wie empfänglich er für den Genuß zarter Geselligkeit war, wie innigen Antheil er an dem Wohl der Familie nahm, der er eine Freistatt verdankte, wie das Schicksal aller seiner Umgebungen seinen freundlichen, ächt humanen Sinn berührte, zeigen diese Briefe auf die liebenswürdigste Weise; und deßhalb theilen wir sie sammt allem Unbedeutenden, was sie auch enthalten mögen, mit.

Nur selten konnte Frau von Wolzogen, und nur auf kurze Zeit, mit Schiller in Bauerbach wohnen, da die Liebe zu ihren Söhnen sie oft nach Stuttgart zog, oder die Freundschaft für ihren Bruder nach Walldorf, bei Meinungen. Lebhaft genoß er diese flüchtigen Erscheinungen der Mutter und einer liebenswürdigen Tochter, und bedeutend und dauernd war der Einfluß, den diese so rein und gut gesinnte Frau auf sein Inneres und Aeußeres hatte. Nach Walldorf und Stuttgart sind die Briefe gerichtet.

Einige Briefe an Reinwald nach Meinungen wurden

hinzugefügt, da der damalige Gang seines Geistes und besonders die erste Entstehung des Don Carlos sich darin kund thut.

Bauerbach, den 4. Jänner 1783.

Beste theuerste Freundin!

Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe.

Ich kam ganz wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.

Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund.

Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte.

Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.

Ich gehe also nicht über Meinungen, sondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben.

Den Brief an die G. v. G. bringe ich mit. Eben so mein Versprechen, das ich Henrietten gethan.

Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Herrn Bruder und verſichern ihn meiner vollkommenſten Achtung. Ihrer liebenswürdigen Lotte machen Sie mein herzlichſtes Compliment, und Herrn Pfarrer Sauerteig — den ich nicht anſtehe, meinen Freund zu nennen; denn da wir uns in der Liebe für Sie begegnen, ſo müſſen wir nothwendig gleich bezogen ſeyn.

Leben Sie ſo lange glücklich und vergnügt, meine Theuerſte, und vergeſſen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichſten Freunde

Schiller.

Bauerbach, den 10. Jänner.

Theuerſte Freundin!

Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des übeln Wetters meinethalben beſorgt geweſen ſeyn; daher verliere ich keine Zeit, Ihnen von meiner glücklichen Ankunft in B. Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg über Dreißigacker und Masfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich geweſen, wenn mir Wind und Wetter nicht zugeſetzt hätten.

So kann ich alſo doch mit dem Schickſal zufrieden ſeyn, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierſeyns doch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt ſo ſchnell, meine Beſte, und das nächſte Mal, daß ich Sie ſehe, kommt ſchon der Abſchied wieder. Zwar kein Abſchied auf lange — doch ein Abſchied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch eben ſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß.

Ich falle in eine düſtre Laune und muß abbrechen. Alſo zu Anfang der nächſten Woche ſehe ich Sie in M. gewiß? —

Ihren edlen, verehrungswerthen Bruder verſichern Sie meiner ganzen immerwährenden Achtung. Je mehr ich ihn kenne,

deſto ſchätzbarer wird er mir. Ihrer guten Lotte empfehlen Sie mich auch und — vergeſſen Sie niemals

Ihren
aufrichtigen Freund
S.

Folgender oſtenſible Brief an Wilhelm von Wolzogen, der die Nachforſchungen nach Schillers Aufenthalt irre leiten ſollte, hätte wahrſcheinlich dieſen Zweck verfehlt, wäre es dem Herzog Carl ernſtlich darum zu thun geweſen, ihn aufzufinden:

Frankfurt am Main.

Mein liebſter Freund!

Mein Schickſal hat mich nun hierher geführt. Schon oft wollte ich Dir ſchreiben; aber da ich unter ſo mißlichen Umſtänden lebe, ſo traue ich den Poſten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger bei ſolchen Briefen, die in die Akademie gehen. Man hat Euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeſchwatzt, wie mir Wieland bei ſeiner Durchreiſe in Mannheim erzählt hat. Ich hätte die Bekanntſchaft eines Engländers gemacht, der ſeine Großmuth an mir zeigen wollte; allein Du weißt, daß der Mann, dem ich mich ganz überlaſſen ſoll, nicht von gemeinem Schlag ſeyn darf.

Schwatzte ich Dir nicht immer, als wir noch beiſammen waren, von meinen Schickſalen ungefähr ſo, wie ſie nun geworden ſind? Ich kann's nicht mehr ſo leiden. Ueberall finde ich zwar immer manche vortreffliche Leute, und vielleicht könnte ich mich wohl noch an einem Orte niederlaſſen — aber ich muß fort.

Ich reiſe nach Amerika, und dies ſoll mein Abſchiedsbrief ſeyn.

Ich kenne Deine Freundſchaft und weiß, Du wirſt mir manche Gründe anführen, die mich halten ſollten — aber ich bleibe bei Sterne's Grundſatz — wo man keinen Rath annehmen will, muß man auch nicht um Rath fragen.

weh, und ich dachte beſſer von ihr. Wie muß man ſich oft in ſeinen liebſten Perſonen betrügen! —

Nun leben Sie wohl, beſte Wolzogen, und legen Sie Ihren Brief (wenn Sie mich nicht ſchon vergeſſen haben und einer Antwort würdigen) bei meinen Aeltern nieder.

Ich ſehe Sie vielleicht nie wieder; aber mein Herz iſt bei Ihnen, und wenn Sie allein ſind, ſo denken Sie bei ſich ſelbſt: „jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich.“

Ewig

Ihr treuſter
S.

Bauerbach, den 1. Februar 1783.

Theuerſte Freundin!

Gott ſey Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von 14, die bevorſtunden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge. Meine Wünſche und meine Träume haben Sie begleitet, beſte Freundin. Wo Sie auch ſind, werden Sie ſolches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunſches, daß Sie Ihre Lotte mitnehmen dürften, machte mir den Gedanken Ihrer Abreiſe etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich Lotte nicht mit gedurft hätte, nicht eben ſo traurig geweſen wäre, ſo viel ich ſelbſt dabei gewonnen hätte. —

Eben wandert ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, ſo viel ich von Ihnen ſprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierſeyn, oder den fröhlichen Augenblicken unſers hieſigen Beieinanderſeyns verloren. Sie ſelbſt haben alſo das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerkſame Zuhörer haben.

Neues weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben.

Das ſatyriſche Gedicht, wovon Sie wiſſen, iſt fertig; ich

weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen. — Man spricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des Meininger Schlosses 30,000 fl. an Gold und Silber und einige Kisten von Tabacksdosen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachsagen sollte. Doch unmöglich wäre es nicht, und auf die Dienstägige fête wäre der Fund vortrefflich. Die Tabacksdosen waren mir wichtig, und derjenige, der eine ganze Kiste davon sammelte, muß mich selbst übertroffen haben.

Liebste Freundin, heut haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann seyn, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen!

Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß' ich einen Raubvogel.

Leben Sie recht wohl, meine Freundin. Ihren Herrn Bruder versichern Sie meiner wahren Achtung, und daß ich bedaure, kein Doctor juris zu seyn, um ihm mit Leib und Seele zu dienen. Viel Complimente an Fräulein Lotte. Ohne Aufhören

Ihr
Friedrich S.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Die guten Nachrichten, theuerste Freundin, welche Sie mir von der Besserung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlösung (aus der Akademie) gegeben, waren mir so erfreulich, als mir eine andere verdrießlich war. Sie schreiben mir, daß sich ein gewisser Herr nicht abhalten lasse, mit Ihnen nach M. zu reisen. Die Gleichgültigkeit, womit Sie diesen Umstand berühren, setzte mich in die äußerste Befremdung und in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen meine Besorgnisse wegen dieses Punkts umständlich mitzutheilen.

Der Fall ist dieser. Wenn sich Hr. von *** mit Ihnen

in M. einfinden sollte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Lassen Sie sich diese Nachricht nicht bestürzen, liebste Freundin, und gönnen Sie mir ein ruhiges Gehör. Ganz M. weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieser ein sehr guter Freund von Ihnen ist, und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz M. vermuthet, daß dieser Ritter nicht der ist, für den er sich ausgibt; daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt hat, und darum seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen.

Nehmen Sie nun dies Alles zusammen, und lassen Sie besagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie, daß Herr von ***, wenn ihm alle jene Umstände, mit meiner Figur verbunden, gesagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die, so wie jener Herr, von unserm Thun und Lassen unterrichtet ist, die mehr als tausend Andre neugierig ist, und vorzüglich neugierig auf meine Schicksale ist, ob eine solche Person bei der ausgestreuten Erdichtung stehen bleiben werde? Ob Sie selbst Gewalt genug über sich haben, das Gegentheil auf seine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? — Ob er der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmal gesehen haben. Es

koſtet mich viel, es Ihnen zu ſagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche ſchöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schickſal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſo viel Dienſte gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.

Ueberlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünſchen, ſie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menſchen, der ſich durch Bande der Verwandtſchaft und Liebe an ſie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu ſchätzen weiß, verſtoßen ſollten. Nein, es wäre ein höchſt ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie *mir*, der kein Verdienſt um Sie hat, als Freundſchaft, eine Perſon aufopfern ſollten, die keinen Fehler hat, als daß ich ſie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieſer könnte Urſache finden, ein Mißtrauen in Sie zu ſetzen, wenn Sie ihn bei dieſer Gelegenheit vernachläſſigten. Alſo überlegen Sie es wohl, beſte Freundin; denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden ſollten, den Sie ſuchten; wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe ſo viel aufgeopfert zu haben, ſo wäre es um meine Ruhe geſchehen. Iſt der Fall unvermeidlich, ſo bitte ich Sie inſtändig, es mir bei Zeiten zu wiſſen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarſchaft darnach richten kann. An dieſes Letztere dürfen Sie ſich nicht ſtoßen. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht. Ich kann alſo Anfangs Mai ſo viel Geld zuſammenbringen, um nach Berlin zu reiſen.

Dort werde ich bald Auskommen finden, und Adreſſen bekomme ich in Menge dort hin. Hungers ſterben werde ich

zuverläſſig nicht, und das Bewußtſeyn, Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. Alſo ſey'n Sie über dieſen Punkt gar nicht in Sorgen und handeln Sie ganz frei.

Können Sie es aber ohne Ihren, und eines Menſchen Nachtheil, dahin bringen, daß ich bleiben kann, ſo machen Sie Niemand größere Freude, als mir. Was Sie thun, meine Beſte, ſchonen Sie ſich und meinen Stolz.

Nunmehr leben Sie wohl. Tauſend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Lotte und Wilhelm. Ewig

Ihr Freund
S.

Hier iſt Alles in gutem Stand, außer daß der alte Flurſchütz geſtorben iſt und unſer junger Pfarrer ſehr krank iſt.

An Rath Reinwald in Meiningen.

Bauerbach, den 21. Februar 1783.

Sie werden denken, ich ſey indeß geſtorben, oder ich habe Sie vergeſſen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile ſchrieb. Das Letztere kann wenigſtens nur ſeyn, wenn das Erſte iſt, und dies iſt ja nun nicht.

Ich höre zu meinem Leidweſen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war ſchon am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu ſchneien anfing, und wandte aus keiner andern Urſache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abſchrecken. Mir ſelbſt wär' es ganz das Nämliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächern Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um ſo weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauſpiel gern expedirt hätte. Sie haben alſo nur meine Muthmaßung, aber gewiß nicht meine Freundſchaft beſchämt. Setzen Sie nun den nächſten erträglichen Tag ſelbſt aus, ſo will ich meine Verſäumniß hereinbringen. Liebſter Freund, ich wünſchte ſie ſo oft — ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahin geben.

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offnen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie seyn, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Hören Sie. Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der Dessauischen Casse zu probiren. Schreiben Sie mir nur das Einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhändlern handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenuen eines Buchs durch den Weg der Dessauischen Casse noch höher.

Mündlich das Mehrere. Lassen Sie mich doch wissen, sobald Sie abkommen können.

Ohne Veränderung Ihr

S.

Bayerbach, den 27. März 1783.

Ich setze mich nieder, mein langes Stillschweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Ursache hatte, jetzt auf einmal hereinzubringen. Zwei Briefe waren schon auf dem Weg zu Ihnen,

und beidemale kamen ihre Ueberbringer wegen verſchlimmertem Wetter zurück.

Mit Weygand bin ich fertig, wie Sie aus dem Einſchluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Louiſe Millerin hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſiren; z. B. die gothiſche Vermiſchung vom Komiſchen und Tragiſchen, die allzufreie Darſtellung einiger mächtigen Narrenarten, und die zerſtreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen Weygandartigen Handel mit Dalberg einlaſſe, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen. Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſeyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt, — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls — eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba u. ſ. f. ſollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an ſolchen deutſchen Stücken hat, die große Staatsperſonen behandeln — und das Mannheimiſche Theater dieſes Süjet von mir bearbeitet wünſcht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich ſchon ſo weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beſchäftigung hälftig verdanken muß, ſo entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundſchaftliche Unterſtützung nicht. Wenn ich eine ſpaniſche Geſchichte mit Vortheil behandeln ſoll, ſo werde ich nothwendig mit dem National-

charakter, den Sitten und der Statiſtik des Volkes bekannt ſeyn müſſen. Sie, mein Freund, wiſſen am beſten, aus welchen Quellen ich dieſe Kenntniſſe ſchöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie ſich nun auf einen Augenblick in meine Lage verſetzen, und den Zuſtand der Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit kennen, der mir beſonders hier unerträglich iſt, ſo weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geſchäfte bringen und in Verfolgung ſeiner Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigſtens mit einigen dahineinſchlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends, eh' ſie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir ſchicken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantome's Geſchichte Philipps II. beſitzen, ſo theilen Sie mir ſolche auch mit.

Es ſollte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jetzt meinen Fiesco nicht haben, und möchte ich wiſſen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündigt worden.

Die Geſchichte der Baſtille hat mich ſehr unterhalten, und ich glaube, daß ſie ſich in franzöſiſcher Sprache mit vielem Vergnügen leſen läßt. Ich ſende ſie Ihnen mit dem nächſten Botengange zurück. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, ſo werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir ſolches communiciren.

Jetzt, beſter Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſre Bruſt zurückkommen. Wie ſehnlich erwarte ich ſie! — Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, aufs Neue

in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in eine Melancholie, und fürchte, Sie anzustecken.

Die Frau von Wolzogen und ihre Tochter empfehlen sich Ihnen. Präcise am 17. Mai verlassen sie Stuttgart.

Nun leben Sie wohl, lieber guter Mann, und lieben Sie mich, nicht mehr und nicht weniger, als ich Sie. Ewig der Ihrige

S.

Auf unsre nächste Zusammenkunft soll eine Scene von Don Carlos fertig seyn, die Sie richten werden. NB. das Gedicht.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst.

Aber was iſt Freundſchaft oder Platoniſche Liebe denn anders, als eine wollüſtige Verwechſelung der Weſen? oder die Anſchauung unſrer ſelbſt in einem andern Glaſe? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung iſt zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erſchrecken, entglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. Ich nehme ſelbſt Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph ſo wenig als den Wurm, der ihn unwiſſend lobet. Er erblickt ſich, ſein großes unendliches Selbſt, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich ſich ſelbſt — ſein Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt ſich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geſchöpf (mehr oder weniger) Trümmer ſeines Weſens zerſtreut. Dieſes bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitziſche Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, ſo hat die Seele der Mimoſa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchſte denkende Geiſt nach Gott — Doch Sie verſtehen mich ja ſchon. Nach dieſer Darſtellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln exiſtiren kann, ſondern nur dieſen Namen in einer gewiſſen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, ſo kann keine denkende Seele ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzuſammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hinein zu ſchlingen, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht alle Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften

weh, und ich dachte beſſer von ihr. Wie muß man ſich oft in ſeinen liebſten Perſonen betrügen! —

Nun leben Sie wohl, beſte Wolzogen, und legen Sie Ihren Brief (wenn Sie mich nicht ſchon vergeſſen haben und einer Antwort würdigen) bei meinen Aeltern nieder.

Ich ſehe Sie vielleicht nie wieder; aber mein Herz iſt bei Ihnen, und wenn Sie allein ſind, ſo denken Sie bei ſich ſelbſt: „jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich.“

Ewig

Ihr treuſter
S.

Bauerbach, den 1. Februar 1783.

Theuerſte Freundin!

Gott ſey Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von 14, die bevorſtunden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge. Meine Wünſche und meine Träume haben Sie begleitet, beſte Freundin. Wo Sie auch ſind, werden Sie ſolches Gefolge von mir bekommen. Die Freude über die Erfüllung Ihres und meines Wunſches, daß Sie Ihre Lotte mitnehmen dürften, machte mir den Gedanken Ihrer Abreiſe etwas erträglicher, und ich weiß nicht, ob ich bei Ihrem Hierbleiben, wenn nämlich Lotte nicht mit gedurft hätte, nicht eben ſo traurig geweſen wäre, ſo viel ich ſelbſt dabei gewonnen hätte. —

Eben wandert ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, ſo viel ich von Ihnen ſprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierſeyn, oder den fröhlichen Augenblicken unſers hieſigen Beieinanderſeyns verloren. Sie ſelbſt haben alſo das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerkſame Zuhörer haben.

Neues weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben.

Das ſatyriſche Gedicht, wovon Sie wiſſen, iſt fertig; ich

weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen. — Man ſpricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des Meininger Schloſſes 30,000 fl. an Gold und Silber und einige Kiſten von Tabacksdoſen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachſagen ſollte. Doch unmöglich wäre es nicht, und auf die Dienſttägige fête wäre der Fund vortrefflich. Die Tabacksdoſen waren mir wichtig, und derjenige, der eine ganze Kiſte davon ſammelte, muß mich ſelbſt übertroffen haben.

Liebſte Freundin, heut haben wir einen ſo trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die ſo angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müſſen ſolche Tage alsdann ſeyn, wenn ſie ihre Farben von der Freundſchaft entlehnen!

Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht ſchieß' ich einen Raubvogel.

Leben Sie recht wohl, meine Freundin. Ihren Herrn Bruder verſichern Sie meiner wahren Achtung, und daß ich bedaure, kein Doctor juris zu ſeyn, um ihm mit Leib und Seele zu dienen. Viel Complimente an Fräulein Lotte. Ohne Aufhören

Ihr
Friedrich S.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Die guten Nachrichten, theuerſte Freundin, welche Sie mir von der Beſſerung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlöſung (aus der Akademie) gegeben, waren mir ſo erfreulich, als mir eine andere verdrießlich war. Sie ſchreiben mir, daß ſich ein gewiſſer Herr nicht abhalten laſſe, mit Ihnen nach M. zu reiſen. Die Gleichgültigkeit, womit Sie dieſen Umſtand berühren, ſetzte mich in die äußerſte Befremdung und in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen meine Beſorgniſſe wegen dieſes Punkts umſtändlich mitzutheilen.

Der Fall iſt dieſer. Wenn ſich Hr. von *** mit Ihnen

in M. einfinden sollte, so ist es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Lassen Sie sich diese Nachricht nicht bestürzen, liebste Freundin, und gönnen Sie mir ein ruhiges Gehör. Ganz M. weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieser ein sehr guter Freund von Ihnen ist, und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz M. vermuthet, daß dieser Ritter nicht der ist, für den er sich ausgibt; daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt hat, und darum seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen, man hat sogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen.

Nehmen Sie nun dies Alles zusammen, und lassen Sie besagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forschen? Zweifeln Sie, daß Herr von ***, wenn ihm alle jene Umstände, mit meiner Figur verbunden, gesagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Person, die, so wie jener Herr, von unserm Thun und Lassen unterrichtet ist, die mehr als tausend Andre neugierig ist, und vorzüglich neugierig auf meine Schicksale ist, ob eine solche Person bei der ausgestreuten Erdichtung stehen bleiben werde? Ob Sie selbst Gewalt genug über sich haben, das Gegentheil auf seine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? — Ob er der Mann ist, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entschlossen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer als mein Leben sind.

Weil ich also eine Entdeckung auf dieser Seite unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letztenmal gesehen haben. Es

koſtet mich viel, es Ihnen zu ſagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche ſchöne herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schickſal zurückläßt; aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſo viel Dienſte gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.

Ueberlegen Sie, theure Freundin, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielmehr, ob Sie es wünſchen, ſie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menſchen, der ſich durch Bande der Verwandtſchaft und Liebe an ſie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu ſchätzen weiß, verſtoßen ſollten. Nein, es wäre ein höchſt ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienſt um Sie hat, als Freundſchaft, eine Perſon aufopfern ſollten, die keinen Fehler hat, als daß ich ſie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte.

Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieſer könnte Urſache finden, ein Mißtrauen in Sie zu ſetzen, wenn Sie ihn bei dieſer Gelegenheit vernachläſſigten. Alſo überlegen Sie es wohl, beſte Freundin; denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden ſollten, den Sie ſuchten; wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe ſo viel aufgeopfert zu haben, ſo wäre es um meine Ruhe geſchehen. Iſt der Fall unvermeidlich, ſo bitte ich Sie inſtändig, es mir bei Zeiten zu wiſſen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarſchaft darnach richten kann. An dieſes Letztere dürfen Sie ſich nicht ſtoßen. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht. Ich kann alſo Anfangs Mai ſo viel Geld zuſammenbringen, um nach Berlin zu reiſen.

Dort werde ich bald Auskommen finden, und Adreſſen bekomme ich in Menge dort hin. Hungers ſterben werde ich

zuverläſſig nicht, und das Bewußtſeyn, Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. Alſo ſey'n Sie über dieſen Punkt gar nicht in Sorgen und handeln Sie ganz frei.

Können Sie es aber ohne Ihren, und eines Menſchen Nachtheil, dahin bringen, daß ich bleiben kann, ſo machen Sie Niemand größere Freude, als mir. Was Sie thun, meine Beſte, ſchonen Sie ſich und meinen Stolz.

Nunmehr leben Sie wohl. Tauſend Grüße an die lieben Meinigen, an Ihre Lotte und Wilhelm. Ewig

Ihr Freund
S.

Hier iſt Alles in gutem Stand, außer daß der alte Flurſchütz geſtorben iſt und unſer junger Pfarrer ſehr krank iſt.

An Rath Reinwald in Meiningen.

Bauerbach, den 21. Februar 1783.

Sie werden denken, ich ſey indeß geſtorben, oder ich habe Sie vergeſſen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile ſchrieb. Das Letztere kann wenigſtens nur ſeyn, wenn das Erſte iſt, und dies iſt ja nun nicht.

Ich höre zu meinem Leidweſen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war ſchon am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu ſchneien anfing, und wandte aus keiner andern Urſache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abſchrecken. Mir ſelbſt wär' es ganz das Nämliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächern Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um ſo weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauſpiel gern expedirt hätte. Sie haben alſo nur meine Muthmaßung, aber gewiß nicht meine Freundſchaft beſchämt. Setzen Sie nun den nächſten erträglichen Tag ſelbſt aus, ſo will ich meine Verſäumniß hereinbringen. Liebſter Freund, ich wünſchte ſie ſo oft — ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahin geben.

Gelegenheitlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweist meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offnen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie seyn, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei selbst hervorspringt.

Hören Sie. Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der Dessauischen Casse zu probiren. Schreiben Sie mir nur das Einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich. Aber so vortheilhaft ich auch mit Buchhändlern handle, so glaube ich doch, treiben sich die Revenuen eines Buchs durch den Weg der Dessauischen Casse noch höher.

Mündlich das Mehrere. Lassen Sie mich doch wissen, sobald Sie abkommen können.

Ohne Veränderung Ihr

S.

Bayerbach, den 27. März 1783.

Ich setze mich nieder, mein langes Stillschweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Ursache hatte, jetzt auf einmal hereinzubringen. Zwei Briefe waren schon auf dem Weg zu Ihnen,

und beidemale kamen ihre Ueberbringer wegen verſchlimmertem Wetter zurück.

Mit Weygand bin ich fertig, wie Sie aus dem Einſchluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Louiſe Millerin hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſiren; z. B. die gothiſche Vermiſchung vom Komiſchen und Tragiſchen, die allzufreie Darſtellung einiger mächtigen Narrenarten, und die zerſtreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen Weygandartigen Handel mit Dalberg einlaſſe, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen. Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſeyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt, — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls — eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba u. ſ. f. ſollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an ſolchen deutſchen Stücken hat, die große Staatsperſonen behandeln — und das Mannheimiſche Theater dieſes Süjet von mir bearbeitet wünſcht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich ſchon ſo weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beſchäftigung hälftig verdanken muß, ſo entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundſchaftliche Unterſtützung nicht. Wenn ich eine ſpaniſche Geſchichte mit Vortheil behandeln ſoll, ſo werde ich nothwendig mit dem National-

charakter, den Sitten und der Statiſtik des Volkes bekannt ſeyn müſſen. Sie, mein Freund, wiſſen am beſten, aus welchen Quellen ich dieſe Kenntniſſe ſchöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie ſich nun auf einen Augenblick in meine Lage verſetzen, und den Zuſtand der Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit kennen, der mir beſonders hier unerträglich iſt, ſo weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geſchäfte bringen und in Verfolgung ſeiner Arbeit erleichtern kann. Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigſtens mit einigen dahineinſchlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends, eh' ſie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir ſchicken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantome's Geſchichte Philipps II. beſitzen, ſo theilen Sie mir ſolche auch mit.

Es ſollte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jetzt meinen Fiesco nicht haben, und möchte ich wiſſen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündigt worden.

Die Geſchichte der Baſtille hat mich ſehr unterhalten, und ich glaube, daß ſie ſich in franzöſiſcher Sprache mit vielem Vergnügen leſen läßt. Ich ſende ſie Ihnen mit dem nächſten Botengange zurück. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, ſo werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir ſolches communiciren.

Jetzt, beſter Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſre Bruſt zurückkommen. Wie ſehnlich erwarte ich ſie! — Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, aufs Neue

in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in eine Melancholie, und fürchte, Sie anzustecken.

Die Frau von Wolzogen und ihre Tochter empfehlen sich Ihnen. Präcise am 17. Mai verlassen sie Stuttgart.

Nun leben Sie wohl, lieber guter Mann, und lieben Sie mich, nicht mehr und nicht weniger, als ich Sie. Ewig der Ihrige

S.

Auf unsre nächste Zusammenkunft soll eine Scene von Don Carlos fertig seyn, die Sie richten werden. NB. das Gedicht.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst.

Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften

Händedruck und Kuſſe bis zur innigſten Umarmung, — ſo viele Aeußerungen eines zur Vermiſchung ſtrebenden Weſens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundſchaft und Platoniſche Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen, nur eine heftige Begehrung ſeiner Eigenſchaft ſind, ſo ſind beide gewiſſermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder beſſer: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſrer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir ſehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zuſtand eines Freundes feurig fühlen, ſo werden wir uns auch für unſern poetiſchen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundſchaft und Platoniſchen Liebe ſonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach ſich ziehen müſſe, würde ſehr übereilt ſeyn, — denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn ſchaffen zu können. Das aber wäre bewieſen wahr, daß ein großer Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen muß, wenn er ſie auch nicht immer geäußert hat. — Das iſt unſtreitig wahr, daß wir die Freunde unſrer Helden ſeyn müſſen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln ſollen; daß wir ſie als Menſchen außer uns denken müſſen, die uns ihre geheimſten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unſern Buſen ausſchütten. Unſere Empfindung iſt alſo Refraction, keine urſprüngliche, ſondern ſympathetiſche Empfindung. Dann rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt Furcht und Mitleid für unſern Helden gefühlt haben. Ein großer Philoſoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat geſagt, daß die Sympathie am gewiſſeſten und ſtärkſten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich dieſen Satz in ſeiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund

seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publicum seyn. Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er

mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter'n bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein.

S.

Am 23. April 1783.

Einen Schrecken hätte ich Ihnen also gemacht, meine Freundin? — Dafür haben auch Sie in Ihrem letzten Brief mich gedemüthigt, und mehr als ich verdiene.

Sie räumen beinah alle meine Besorgnisse über des H. von *** Ankunft weg und setzen es dennoch auf Schrauben; ob ich wohl bleiben werde? Sie scheinen es möglich zu finden, daß ich überhaupt ein Glück auf Unkosten meines guten Namens und guten Gewissens, meinen tausend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Trotz, hätte aufsuchen wollen, und möchten von mir auf das baldigste wissen, zu was ich entschlossen sey, und was zu meinem Glück diene? Sie sagen mir also nur mit andern Worten, daß Sie mich fähig halten, die treuloseste und undankbarste That auf der Welt zu thun. Ich will Ihnen das nicht zum Vorwurf gesagt haben, meine Beste. Weiß ich doch fest und gewiß, daß Sie mich lieben, wie keine Mutter mehr lieben kann. Aber glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben!

Also zuverlässig im Monat Mai.

Ich zähle darauf. Ihre Gegenwart ist Niemand wichtiger, als mir.

Aber auch überhaupt ist sie nothwendig, wie Sie jetzt hören werden.

Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der

ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert ſich täglich mehr. Neulich entſtand ein Streit zwiſchen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Conſorten verboten, das Vieh auf die Wieſen zu treiben. Der Wirth und andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte ſprachen zweimal für den Verwalter, und demungeachtet trieben die letzteren die Schafe auf die Wieſen; Ihre eignen wurden nicht geſchont. Ich kam zu einer Scene, die, ſo verdrießlich ſie mir im Grunde war, den beſten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe weg zu treiben, die Andern wehrten ſich, man ſagte ſich Grobheiten, Wahrheiten und dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun iſt hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots unterſagt und auf Morgen ein Termin angeſetzt. Meine Meinung iſt (ich habe beide Parteien gehört), Sie ſouteniren Ihren Schulzen, der doch immer Ihre Perſon vorſtellen muß, gegen das reſpectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müſſen Sie thun, wenn Sie nur einen Befehl exequirt ſehen wollen, und die Ruhe erhalten werden ſoll.

Die Gemeinde aber müſſen Sie auch gegen dieſen in Sicherheit ſetzen. Rein iſt er nicht, wie Sie ſehr wohl wiſſen. Geben Sie dieſem poſitive Gewalt, aber behalten Sie ſich vor, ſein Verhalten zu unterſuchen.

Mehr, wenn Sie ſelbſt kommen; ich habe über dieſen Punkt noch einige Gedanken.

Reinwald und ich danken Ihnen beide für die Wohlthat, die Sie uns erwieſen, uns mit einander bekannt zu machen. Er iſt mir äußerſt werth, und ich glaube, ich bin es auch ihm.

Ihren Pfarrer zu Bibra, Vater und Sohn, kenne ich ſehr gut, und beide lieben mich, wie ich ſie, von Herzen. Den Jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vortheil bilden, ſo wie er mich in vielen, Ihnen auch ſehr wichtigen Stücken befeſtigen ſoll. Kurz, zu meiner Zufriedenheit in B. fehlt mir Nichts als Sie.

Sie ſchreiben mir nicht, ob Ihr Wilhelm aus der herzoglichen Carls-Akademie gekommen, und wo er gegenwärtig iſt. Empfehlen Sie mich ihm ſehr, wie auch Fräulein Lotte, die mir doch ſchreiben möge, ob ſie bald Schach gelernt hat? —

Die Meinigen grüßen und küſſen Sie tauſendmal; Sie werden nun wohl meinen Brief haben.

Mein Fiesco iſt gedruckt und wird wohl bald in Stuttgart zu erkaufen ſeyn, wenn die Oſtermeſſe vorbei iſt. Das iſt mein zweiter letzter Brief an Sie, im Jahr 1783. Ewig Ihr

Schiller.

Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ mir eine Ader ſchlagen.

Bauerbach, den 8. Mai 1783.

Theuerſte Freundin!

Hoffentlich trifft Sie dieſer Brief noch in St. Da ich Ihnen nichts zu ſchreiben weiß, als daß ich, und was Ihnen ungefähr in der Gegend am Herzen liegt, geſund ſind, und daß wir Ihrer Ankunft mit Sehnſucht entgegen ſehen, ſo ſchreite ich ſogleich zu Commiſſionen. Haben Sie die Güte und befördern den Einſchluß durch einen Expreſſen nach der Solitude. Man ſoll meinen Shakeſpeare ohne Verzug von Scharfenſtein abholen und meine Räuber vom Acteur Haller, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden. Auch bitte ich Sie, Auslage für mich für ein Pfund Maroccoſchnupftabak zu machen, der mir ſchon ſeit ſechs Monaten nicht zu Naſe gekommen iſt.

Fräulein Lotte iſt, wie es zu M. verlautet, Braut mit H. von ..., ich gratulire alſo per Abſchlag.

Ihrem lieben Wilhelm, dem Herrn Aſſeſſor, oder wie man ſprechen muß, tauſend Empfehlungen. Wenn Sie in Zukunft an ihn ſchreiben, werde ich ſchon meinen Theil auch einfließen laſſen. Meinen Fiesco werden Sie ſicher zu Geſichte bekommen haben, wenn anders mein Vater die Exemplare bekommen hat;

ſonſt finden Sie ihn hier. Morgen bekomme ich Viſiten von Reinwald, Herrn Hofprediger und ſeiner Frau.

Was ich Ihnen von Wichtigkeit zu ſagen habe, kann warten, bis ich Sie von Angeſicht zu Angeſicht ſehe.

Dieſer Brief iſt, wenn's Gott will, der letzte auf lange Zeit. — Im neuen Teſtament hören die Opfer auf! — Ewig Ihr Freund

S.

An Rath Reinwald in Meinungen.

W. den 22. Mai 1783.

Der erſte Augenblick, der wieder mein eigen iſt, gehört Ihnen, theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem ſchöpfen, denn ſchon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir ſelbſt kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu ſetzen, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, ſo mußte ich nun aller Orten ſelbſt ſeyn. Meine Luiſe Miller blieb liegen, und mit dieſer müſſen auch Sie, mein Guter, ein Schickſal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieſer, zurück.

Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen laſſen, welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hauſe anlegen.

Am Hofe des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit anſehen werden; denn bald, ſehr bald, müſſen Sie kommen, mein Beſter.

Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgeſteckt war. Wir hatten artige Muſik mit Blasinſtrumenten, und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. ſ. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht

ſchreiben, wenn ich es nicht etwas intereſſant fände, daß in dem barbariſchen Bauerbach dergleichen geſchehen iſt.

Sonntags, mein Lieber, werden Sie ſchwerlich Geſchäfte haben. Entſchließen Sie ſich, hierher zu kommen und einen vergnügten Tag auf dem Lande zu genießen. Sie werden mich zu Masfeld treffen, und dann mit mir hierher ſpazieren.

Ich ſehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu ſammeln.

Meinen Fiesco habe ich neulich bei Ihnen liegen laſſen. Bald wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch ſehen. Jetzt leben Sie wohl, lieber Freund, und rauben Sie mir doch ja die Hoffnung nicht, Sie bald zu ſehen. Sie wiſſen ja, daß Sie im Buch meiner Glückſeligkeit ein ſtärkeres Alphabet einnehmen. Ewig Ihr Freund

S.

An Wilhelm von Wolzogen.

B. den 25. Mai 1783.

Unter den vielen Zerſtreuungen, welche die Ankunft Ihrer beſten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht früher beantworten. Ich kann es auch jetzt ſo vollkommen nicht, als ich wünſchte, und behalte mir Vieles auf beſſere Muße vor.

Sie haben Recht, theurer W., daß Sie mich um die Glückſeligkeit, im Kreis Ihrer guten Mutter und Schweſter leben zu dürfen, beneiden. Zwar thut es mir weh, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unſern vergnügten Cirkel vermehren, und ich zähle darauf, daß wir Sie feſthalten werden.

Hier zum erſtenmal habe ich es in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſeyn. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur

Seligkeit, und ein Freund iſt ihm Vollendung. Seyn Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie beides haben!

Sonderbar finde ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander ſeyn, uns gleichgültig ſeyn. Jetzt ſind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnet, die uns einmal ſo feſt an einander zwingen ſollten und ewig. Aber vielleicht war eben dieſes beiderſeitige Ausweichen das Werk einer weiſern Vorſicht. Wir ſollten uns erſt kennen, wenn wir beide verdienten gekannt zu ſeyn. Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwächen an einander beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. Achtung nur iſt der Freundſchaft unfehlbares Band, und dieſe mußten wir erſt noch beide erwerben. Durch zweierlei Wege ſind wir nunmehr zu eben dem Ziel gelangt, und finden uns hier mit Entzücken. Sie, mein Beſter, haben den erſten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verſtand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen feſt zu halten.

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich ſehe daraus, daß Sie groß von mir denken müſſen, denn jeder andere als ein edler empfindender Mann würde die ſchöne Seele Ihrer Schweſter nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Verſicherung, beſter Freund, ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und ſo kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen ſo ſchnell gethan iſt.

Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache

gemacht, die das ganze Schickſal Ihrer Lotte entſcheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über dieſen Punkt entdeckt. Einem ſo zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig ſeyn, auch eines Freundes Rath in einer ſo wichtigen Sache zu hören.

Ich kenne den H. von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgeſtimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbeſtochnen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Menſch, der zwar gewiſſe Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaft, ob ich ſchon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt ſie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erſtenmale liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu ſagen. Außerdem hat er andre Reſſourcen, als ſein Port d'Epée, und ich bürge dafür, daß er ſein Glück in der Welt machen kann. — Mehr davon, wenn ich Ihnen das nächſtemal ſchreibe. Indeß glauben Sie Ihrem und Ihrer Lotte zärtlichſtem Freunde.

Sonſt kann ich Ihnen von Ihrer beſten Mutter und Lotten die angenehmſten Nachrichten geben. Der Einzug in B. ward mit einigen Feierlichkeiten gehalten. Auf ihren Geburtstag wünſche ich ſelbſt etwas auszudenken; aber Alles, wozu die Leute des Dorfes gebraucht werden müßten, dürfte zu ſchwer und zu weitläuftig ſeyn.

Ueberhaupt liebt Ihre Mutter dergleichen laute Aeußerungen der Freude weniger, als den ſtillen einfachen Ausdruck, und ich lobe ſie darum. Man denkt ſich dabei ſo leicht gewiſſe Feſtivitäten, die Sie ſo gut kennen, als ich, und welche alle ihnen ähnliche für die Zukunft durch eine garſtige Aſſociation angeſteckt haben. Wollen Sie indeß etwas, das meine Muſe ausführen kann? Mit Freuden ſteht Ihnen die Dame zu Dienſten.

Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben mir zum Schluſſe

die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu ſchonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geſchichte — oder ſoll ich ſagen Roman? — ſich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eignen gegenwärtigen Lage auszuſöhnen, und Sie inſtändigſt zu bitten, ruhig in die Zukunft zu ſehen. Dieſen Rath gibt Ihnen kein kalter, pedantiſcher Moraliſt, der das verdammt, was er ſelbſt nicht hat — ein Jüngling ſpricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben ſo oder noch ungeſtümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht hat, und ſeinen ſtarren Kopf oft genug zerſplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erſt zu fragen. Ewig der Ihrige

S.

An Frau von Wolzogen.

B. früh Morgens am 28. Mai 1783.

Alle guten Geiſter heute über Sie. Da ſitze ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen, und beſinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz iſt zwiſchen Ihnen und unſrer Lotte, und begleitet Sie bis in's Zimmer der Herzogin.[1]

Heute, Freundin, wünſche ich Ihnen die Stimme eines Donners — die Feſtigkeit eines Felſens und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als eine elende Kleinigkeit daran ſetzen, aber für Sich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Penſion ab, ſo will ich alle Jahr eine Tragödie mehr ſchreiben, und auf den Titel ſetzen:

Trauerſpiel für Lotte.

Im Ernſt, liebe Freundin, ſehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen, und die Lotte aus der Penſion erlöſen.

[1] Die in Genua verſtorbene Herzogin von Gotha ließ Lotte von Wolzogen, wegen verſchiedener Dienſte, die ihr der Vater geleiſtet, in einer Penſion erziehen, wo es ihr mißfiel.

Ich erwarte Sie alſo 7 Uhr zu Masfeld bei der Paſtorin; bis dahin lebe ich einen langen traurigen Tag. Das obere Zimmer wird heut und morgen noch nicht fertig, der Schreiner ſagt, es ſey unmöglich. Alſo um 7 Uhr präciſe bei der Paſtorin, und die Neuigkeit mit Ihnen, daß Lotte aus der Penſion kommt.

Bis dahin Ihr hoffnungsvoller Freund

S.

Dieſe Blumen ſchicke ich Lotte.

W. Freitag Abends, den 30. Mai.

Zwei Tage muß ich alſo noch durchwarten, ehe ich Sie ſehe! Das iſt ſchrecklich! Kaum freue ich mich ein wenig, daß der heutige ſich beurlaubt, und nun ſtehen mir noch acht und vierzig Stunden bevor. Wär' es nicht Ihrer Lotte zum Beſten, und wüßte ich nicht, daß Ihre Gegenwart dieſe eben ſo glücklich macht, als mich — eben ſo ſag' ich, nicht glücklicher — glauben Sie, ich würde melancholiſch, oder ich trotzte.

Ach, meine Beſte, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung ſo bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören ſollten und ich verantworten kann. Sehr gern ſchrieb' ich der Lotte, aber ich ſcheue das Schickſal meines vorigen Briefes, und ſolche Briefe, als Madame * leſen darf, mußten mich nie anders ſchreiben lehren.

Gottlob, daß indeſſen die H. v. G. ſo kurz mit Ihnen angebunden. Wären Sie doch auch recht ſehr beſtimmt! Ich wollte Gott danken für Ihre Lotte, denn auf dieſe Art würden Sie, meine Freundin, ein Uebriges thun. Es bleibt dabei, ich ſchreibe eine Tragödie mehr, ſo bald die H. ihre Penſion zurück nimmt, und Lotte ſoll die Pränumeration davon haben.

Daß Ihnen das Hofleben ſehr ekelhaft vorkommt, hör' ich ſehr gern; aber es iſt darin noch kein Compliment für mich, daß Sie ſich aus demſelbigen weg und nach Bauerbach ſehnen. Man dürfte mich zwiſchen Spandau und einer Aſſemblée wählen laſſen. Ich weiß, was geſchähe; doch das bedeutet nicht viel, was allenfalls in meinem Kopfe geſchähe.

Sie ſchreiben mir, ich ſey erkannt, und ſchreiben dies ſo gelaſſen. Lieber hätte ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich den, der mir dieſen Dienſt gethan hat, ich würde ihn haſſen, und wäre er mein erſter Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen. Der Umſtand verändert meinen Plan um ein großes. Bin ich wirklich entdeckt, ſo kann ich nicht mehr incognito leben, oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Geſellſchaft gehen und den Dummköpfen, die ſo hoch aufgelaufcht haben, Impertinenzen ſagen. Es liegt mir an dem Reſpect, der meinem Namen gebührt, dieſen muß ich nothwendig behaupten.

Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an dieſem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhms ſo gut, als ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich, und ich ſchenke Ihnen meine dichteriſchen Lorbeere in den nächſten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab.

Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore ſprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieſes prahlende Nichts. Laß in romantiſchen Fluren ganz der Freundſchaft uns leben. Unſre Seelen klar, wie über uns das heitre Himmelsblau, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unſer Leben rinnt dann melodiſch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer."

Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſollte! Daß ich bei Ihnen bleibe, und wo möglich begraben werde,

versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß es, ich überwinde sie.

Ich überlese, was ich geschrieben habe. Es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wohl nicht viel klüger seyn.

Noch etwas. Ein Junge von hier wollte zu Ihnen und Ihnen melden, daß ein Stuttgarter Herr in Meinungen angelangt und sich nach Ihnen erkundigt habe. Er sey mit vier Pferden gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es P** oder Y. Sollte der letztere es seyn, so schicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar. Nunmehr leben Sie wohl. An Lotten tausend Empfehlungen. Auch dem Reinwald einen Gruß. Den letztern bitten Sie, Ihnen den Messias zu verschaffen, und Ossian. Morgen mehr. Ich bin unwandelbar Ihr Freund bis in den Tod, und wo möglich noch weiter.

F. Schiller.

Die leidenschaftliche Stimmung dieser letzten Briefe deutet auf eine Neigung für Charlotte von Wolzogen, welche Schillers Herz erfüllte, und die Idee, sich mit ihr zu verbinden.

Der Heirathsplan mit H. von Y., auf den ein früherer Brief an Wilhelm von Wolzogen sich bezieht, hatte sich durch äußere Umstände und, wie es scheint, einige unzarte Aeußerungen aufgelöst, wie folgende Stelle aus einem Briefe an diesen zeigt:

„Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster

Freund, Ihre gute Lotte iſt ſo melancholiſch nicht, als die Eigenliebe gewiſſe Perſonen zu bereden ſcheint.“

„Dieſes ſchreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Beſorgniſſe, die ich nicht anders als billigen kann, zerſtreue, und damit es Sie zugleich in den Stand ſetze, dem gewiſſenhaften V., der Ihre Schweſter nicht verlaſſen mag, eine beruhigende, tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wohl wiſſen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Anmaßung jenes Herrn (der das Herz Ihrer Schweſter noch erſt verdienen lernen mußte) eingeflößt hat. Mehreres hat Ihnen vermuthlich die Mama geſchrieben; denn ich ſchließe aus ihrer Aufwallung über Ihren letzten Brief, daß ſie Ihnen ihr Herz ganz ausgeſchüttet haben mag. Ich erwarte mit Ungeduld eine Antwort von Ihnen, und wünſche aus Gründen, die ich Ihnen ein andermal ſagen will, daß ich Ihren Brief Lotten ſehen laſſen darf. Nun ſind Sie (und vielleicht auch ich) der Parteilichkeit gegen V. verdächtig, welcher Vorwurf uns um ſo ſchmerzlicher fallen muß, je unwürdiger die Perſon iſt, die uns denſelben zugezogen hat. —“

Schiller war zu redlich und zartfühlend, um in ſeiner ungewiſſen Lage Wünſche auszuſprechen, die das Glück des liebenswürdigen Mädchens nicht gründen konnten, und denen ihre Familie entgegen ſeyn mußte. So blieb das Verhältniß in Schweigen verhüllt. Nur halb im Scherz ſpricht er in einem folgenden Brief an die Mutter dieſe Idee aus. Lotte ſelbſt ſcheint ſeine Neigung nicht bemerkt, noch mit anderem als freundſchaftlichen Gefühl erwidert zu haben. Sie war von ruhigem Charakter, in dem Beſonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen. Nach einigen Jahren gab ſie ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer erſten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entriſſen.

Am Schluß der Schilderung des Aufenthalts in Bauerbach ſtehe hier ein Gedicht, das an ein Mädchen, welches im Hauſe der Frau von Wolzogen erzogen wurde, gerichtet iſt. Daß Schiller ſelbſt dieſem durch Innigkeit und Wahrheit der

Empfindung rührenden Gedichte keinen poetiſchen Werth zuſchrieb, geht daraus hervor, daß er es nicht in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen.

Hochzeitgedicht

auf die Verbindung

Henriettens N. mit N. N.

Von einem Freunde der Braut.

1783.

Zum erſtenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferſtunde ſchlägt mir wieder —
Von Herzen ſtrömen warme Lieder
In's brachgelegne Saitenſpiel.

Darf ſich in deinen Jubeltagen
Auch ernſte Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus deines Freundes Bruſt.
Die Weisheit iſt der Freude Schweſter;
Sie trennt ſie nicht — ſie knüpft ſie feſter,
Und lächelt zu erlaubter Luſt.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die ſchön're Welt —
So ſelten lohnt das Glück dem Beſten! —
Oft weint die Tugend an den Feſten,
Die das gekrönte Laſter hält.

Du Mädchen mit dem beſten Herzen,
Du haſt Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! — Ich ſahe Proben —
Und meine Leyer — frag' dort oben!
Die ſtolze Leyer ſchmeichelt nie.

Wie mühſam ſucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur ſich Bahnen!
Gefühl erſtickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felſenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Haſt du auch ſchon an ſie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein ſchönes Leben!
(Den haſſ' ich, den ſie mitgebracht).

Sie riß dich weg von Pöbelſeelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du gingſt Ihr nach, und wurdeſt gut.
Sie ſchuf dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlings-Sonne,
Zur Tugend deinen jungen Muth.

Wie eilte ſie mit Muttergüte
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte ſie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein ſtolzer Wuchs, zum Himmel ſchoß.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennſt der Gattin Schuldigkeiten!
Du haſt ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preiſ' ich deinen Mann.

Wie ſchön iſt doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen ſich in Augen ſtehlen,
Mit Thränen Thränen ſich vermählen,
Iſt ſchon der ſüße Bund gethan.

Wie göttlich ſüß iſt das Vergnügen,
An's Herz des Gatten ſich zu ſchmiegen,
Wie ſüß, ſich ſeines Glücks zu freun!
Wie ſüßer — ſich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet ſchöne Seelen,
Und wolluſtvoll iſt dieſe Pein!

Du wirſt mit liebevollem Eilen
Das Schickſal deines Mannes theilen,
Und ſchnell in ſeine Seele ſehn.
Wie zärtlich wirſt du jeden Träumen,
Die kaum in ſeinem Buſen keimen,
Wie zärtlich raſch entgegen gehn?

Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirſt du mit einem holden Lächeln
Erfriſchung ihm entgegen fächeln, —
Und ſpielend trägt er ſie zum Ziel.

Wenn Schmerz in ſeinem Buſen wüthet,
Und über ihm die Schwermuth brütet,
In ſeinem Herzen Stürme wehn,
Wirſt du mit heiterem Geſichte
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch ſeines Grames Nebel ſehn.

Wenn ſelbſt der Wonne ſüße Bürde
Dem Einſamen zu läſtig würde,
(Auch Luſt geſellt ſich Helfer bei)
Wirſt du die ſchönſte Hälfte tragen,
Und erſt dein Auge wird ihm ſagen,
Wie groß des Glückes Fülle ſey.

Ja, — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!!
Das Größte, ſo der Menſch empfindet,
Das nur im Himmel Muſter findet —
Die Mutter eines Kinds zu ſeyn!!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben ſüß iſt, und auf Erden,
Das Wonnewort ſchließt Alles ein.
Das kleine Weſen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel ſchöner ſeyn?

Die Seligkeit — du wirſt ſie kennen,
Wenn ſtammelnd dich die Kinder nennen,
Und herzlich dir entgegen fliehn —
Die bange Luſt — — die ſüßen Qualen — —
Umſonſt! kein Jüngling kann ſie malen —
Hier werf' ich meinen Pinſel hin.

Was Lieder nicht zu ſingen wagen,
Laß dir der Mütter beſte ſagen,
„Was einer Mutterfreude glich?“
Du hörteſt ihre Seufzer hallen,
Du ſaheſt ihre Thränen fallen.
Du liebſt ſie, darum lieb ich dich.

Laß dir der Mütter beſte ſagen,
Wie himmliſch alle Pulſe ſchlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt?
Wie ſelbſt das Land ſich ſchöner malet,
Wie heller ſelbſt der Himmel ſtrahlet,
Der über ihren Kindern hängt?

Wie ſüß der Gram um Kleinigkeiten? —
Wie ſüß die Angſt: es möchte leiden?
Die Thräne, die ſie ſtill vergießt?
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen?
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mit genießt?

Die Herrſcherin der Welt zu ſcheinen?
Die Wolluſt, um ihr Kind zu weinen? —
Laß ihr die Wahl — was wird ſie thun?
Die Krone wirft ſie auf die Erde —
Und fliegt mit jauchzender Geberde,
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' dich denn, — du wirſt's genießen,
Das ſtille Glück, das viele miſſen, —
Was wünſch ich dir? Entweih' es nie!
Die Freundin, die dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter dich gebildet, —
Was wünſch' ich dir? — Vergiß ſie nie!

Vergiß ſie nie — wenn deine Lieben
Im Kinderſpiel ſich um dich üben,
So führe ſie der Beſten zu.
Ihr ſollen ſie zu Füßen fallen,
Unſchuldig ihr entgegenlallen:
„Die gute Mutter gabeſt du!“

Anregungen ſeiner Mannheimer Freunde riefen Schiller wieder dorthin. Der Herzog von Würtemberg betrug ſich fortwährend

großsinnig, kränkte die Schillersche Familie auf keine Weise, und es schien entschieden, daß er die Entfernung seines Zöglings und Dieners nicht ahnden würde; ja es war, als wollte er sie ganz ignoriren.

Wie viel auch die freundliche Einwirkung der Gräfin von Hohenheim zur Besänftigung des Herzogs beigetragen haben mochte, so hatte doch sicher sein Verstand und sein heller Blick in die Stimmung der Zeit keinen geringeren Antheil an diesem milden Verfahren. Das Gewicht der öffentlichen Meinung fing an auf die Gemüther der Fürsten einzuwirken. Der große Friedrich, der seine Macht fest in der Ehrfurcht seines Volkes gewurzelt fühlte, vergönnte Freiheit der Rede und Schrift. Joseph der Zweite wollte dies schöne Beispiel nachahmen. Mehrere edle Fürsten Deutschlands beschützten aus Neigung und Einsicht die Freimüthigkeit ihrer Gelehrten. Freisinnigkeit zu dulden wurde ein Ehrenpunkt bei ihnen. Man schämte sich der Eingriffe despotischer Willkür in das Leben des Geistes. Die Zerstücklung in kleine Staaten, deren jeder in seiner innern Verfassung für sich bestand, öffnete dem Verfolgten eine Zuflucht in einem einsichtsvolleren Nachbarstaate, wenn er das Unglück hatte, einem anzugehören, wo noch dumpfe Finsterniß herrschte, und Furcht der Regierenden dieselbe zu erhalten bemüht war.

Die günstige Aussicht, seinen Fiesco auf die Bühne zu bringen, die sich Schillern durch Herrn von Dalbergs Mittheilungen eröffnete, die Nothwendigkeit, seiner äußern Existenz eine sichere Basis unterzulegen, bewogen ihn, den ihm so lieb gewordenen einsamen Aufenthalt zu verlassen. Er sah diese Entfernung anfangs nur als eine Reise an, und Frau von Wolzogen, vielleicht in der Hoffnung, Schillers Verhältnisse in Würtemberg wieder herzustellen, begünstigte diese Ansicht.

Der fortgesetzte Briefwechsel mit seiner mütterlichen Freundin gibt uns das treueste Bild von dieser Epoche seines Lebens.

Dritter Abſchnitt.

Rückkehr nach Mannheim.

Auf der Reiſe nach Mannheim.
Julius 1783.

Eben, meine Theuerſte, treffe ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht, und mir dieſen Brief an Sie zu bringen verſpricht. Ich bin glücklich gereiſet und ſchon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten geſtern etliche Regengüſſe auszuſtehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten, und nun iſt's das ſchönſte Wetter. O, meine Beſte, wie herzlich froh bin ich, daß der Abſchied überſtanden iſt, und wie herzlich vergnügt wäre mir die Nachricht, daß Sie ihn verſchmerzt hätten.

Liebſte, zärtlichſte Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung. Glauben Sie mir, meine Theuerſte, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menſchen gehe, deſto tiefer graben Sie ſich in mein Herz, und deſto theurer werden Sie mir.

Sie werden geſtern einen traurigen Tag, und ohne unſre Lotte noch einen traurigern Abend auszuſtehen gehabt haben — aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft ſollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen.

Jetzt leben Sie wohl. Der Kutſcher wird Ihnen einen langen Brief bringen. Tauſendmal leben Sie wohl, ewig theuer dem Herzen Ihres Freundes

S.

Frankfurt a. M., den 23. Julius 1783.

Eben komme ich hier an, meine Beste, und da ich befürchtete, durch lange Verzögerung und Mangel der Gelegenheit in dieser Stadt viel zu verzehren, so nahm ich kein Bedenken, gleich mit Extrapost abzugehen. Diesen vermehrten Aufwand werde ich durch die Verkürzung meines Aufenthaltes in Mannheim wieder einbringen, denn ich freue mich ungleich mehr auf die Ankunft in Bauerbach bei Ihnen, als auf meine Tage zu Mannheim.

Da mich gegenwärtig bombardirt der Friseur, der Schwager und andre Commissionen, so bleibe ich Ihnen meine Empfindungen, und was ich sonst noch an Sie zu bestellen habe, bis auf meine Ankunft in Mannheim schuldig. So lange werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche.

Alle Augenblicke werde ich abgerufen, ich bin ganz verwirrt — O, meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein — wär' ich schon wieder dort! Die liebe, gute Lotte grüßen Sie mir herzlich. In ungefähr sechs Tagen haben Sie wieder Nachricht von mir. Ich möchte gern morgen im Theater zu Mannheim eintreffen, weil ich da eine Ueberraschung machen kann.

Leben Sie tausendmal wohl. Ewig Ihr

S

Mannheim, den 28. Julius 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben.

Meier hat eine Wohnung und Kost für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht. Mein Geld zur Rückreise habe ich bei Seite gelegt, und kann indessen drei Wochen hier bleiben. So stehen meine Finanzen.

Nun, meine Beste, werden Sie wissen wollen, wie ich die

Sachen bei meiner Ankunft gefunden — Nicht gar zum beſten. Dalberg iſt von einer Reiſe nach Holland noch nicht zurück, wird aber erwartet. Iffland iſt nach Hannover, ſoll aber in etlichen Tagen auch wieder kommen. Alſo bin ich einige Zeit wenigſtens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden habe ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, ſie aber ſehr klar merken laſſen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hieſigen Aufenthalt zur Abſicht habe. Bis Dalberg alſo zurück iſt, kann ich Ihnen nicht das Geringſte von Ausſichten ſagen. Und ich würde ſie ſchwerlich benutzen, meine Theuerſte, wenn ſie mir auch in die Hände liefen, ſobald mein Aufenthalt bei Ihnen im geringſten dadurch litte. Geſtehen muß ich Ihnen, daß Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unſerm ſtillen, glücklichen Leben entſetzlich verliert.

Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben ſollte ich ſagen — daß ich den lebhafteſten Eindrücken der großen Welt beinahe verſchloſſen bin.

Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 fl. jährlich ziehe, ſo begräbt man mich noch in Bauerbach.

So leer und verdächtig iſt mir Alles, ſeit ich von Ihnen bin, und ſo wenig Geſchmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich ſeyn, wenn ich mit einigen guten Ausſichten und Geld in der Taſche die Rückreiſe wieder antreten kann, und wie ſehr wird meine Glückſeligkeit bei Ihnen durch dieſen Ausflug gewonnen haben.

Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerſte Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünſche es einigermaßen doch; denn es iſt etwas Tröſtendes und Süßes in der Vorſtellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht luſtig ſind. O, es ſoll mich anſpornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu ſeyn; und indeſſen will ich bei meinen großen Zerſtreuungen an Sie, meine Wertheſte, denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der

Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft seyn. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dies reine Bündniß seyn.

Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus.

Heute werde ich auch meinen Eltern und Ihrem Wilhelm nach Stuttgart schreiben. Grüßen Sie mir unsre liebe Lotte, welcher ich das nächstemal schreibe. Auch der Tante sagen Sie, daß ich sie recht sehr lieb habe. Alle die Ihrigen sind so gut und bleiben mir ewig werth.

Schreiben Sie mir doch ja bald, wie Sie leben, ob Sie mich noch lieben. Zwar das hoffe ich gewiß. Schreiben Sie mir Ihre ganze Lebensart von Morgen bis in die Nacht, und was Ihnen sonst begegnet — auf diese Weise überzeugen Sie mich doch, daß Sie mich im Herzen tragen, wie ich Sie in dem meinigen.

Die liebe gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist). Ihr

F. Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, am 28. Julius 1783.

Gestern, mein liebster Freund, kam ich hier an und setze mich jetzt gleich nieder, Ihnen von der Mama und Ihrer Schwester die besten Versicherungen zu geben. Was mich die Trennung von den Ihrigen, die doch nur 5 — 6 Wochen dauert,

empfinden läßt, darf ich Ihnen nicht erſt geſtehen. Ich trage mich mit der Hoffnung, auch Sie, mein Beſter, während der Zeit, daß ich Ihnen ſo nahe bin, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und wenn Sie vom Obriſt v. Nicolai auf drei Tage Urlaub nach Heilbronn bekommen können, ſo wollen wir uns da ein Rendezvous geben. Schreiben Sie mir das bald, und bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige bin.

F. S.

Mannheim, den 11. Auguſt 1783.

Aus einem Tumult von Zerſtreuungen fliege ich an Ihr Herz, beſte Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schickſal. Vor allem Andern tauſendfachen Dank für Ihren lieben, zärtlichen Brief. Alſo weiß ich gewiß, daß Ihr Herz noch für mich das vorige iſt — womit beweiſe ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird!

Die vierzehn Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, ſind beinah ganz fruchtlos für mich geweſen. Dalberg war abweſend, einige Schauſpieler in Urlaub, die mehrſten Familien auf's Land ausgeflogen und eine unerträgliche trockene Hitze verdarb mir beinah allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genützt, weil des Sommers wenig Stücke gegeben werden, die wichtig ſind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können. Zudem war auch die Anweſenheit der Kurfürſtin und des Zweibrücker Herzogs Schuld, daß meiſtens Alltags-Komödien vorkamen, wovon dieſe Liebhaber ſind. Viel habe ich auch nicht gearbeitet, weil Zerſtreuung und Hitze es mir unmöglich machte. Alſo die Summe vom Ganzen iſt — ich habe dieſe Zeit über wenig gewonnen.

Dalbergs Ankunft aber ſcheint ſehr viel für mich verändern zu wollen. Geſtern traf er hier ein, und wurde gleich von meinem Hierſeyn benachrichtiget, das ihm höchſt angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichſte

Art zuvorkam, und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen, und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür ich, Gottlob! keine Ohren mehr habe. Ich war heute bei ihm, und zwar sehr lange. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesco soll gegeben werden, und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um, und setze die Vorstellung durch. Morgen (Mittwoch den 13.) wird meine Luise Millerin gelesen, in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hat, und dann wird sich's entscheiden, ob sie hier vorgestellt wird. Dalberg versprach, mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke spielen zu lassen, um die Stärke der Schauspieler daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu setzen. Meine Räuber sollen mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meisten attachirt, und Sie, meine Theuerste, schätzen ihn ja auch. Ihm allein habe ich meine Millerin vorgelesen, und er ist äußerst damit zufrieden.

Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweisen, daß Wieland sehr warm für mich fühlt und groß von mir urtheilt. Dieses letzte ist mir wegen vieler Umstände nicht gleichgültig. Bei Schwan habe ich auch sonst gute Bekanntschaften gemacht.

Nach dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Kurfürstin wirklich residirt und man mir das Schloß und den Garten gezeigt hat. In dem Wirthshaus, wo ich im vorigen Jahr sieben Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich sehr gerührt hat. Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden. Die nächste Woche will ich in Gesellschaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater schreibt mir heute, daß er sich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranstalten. Von Wilhelm erwarte ich alle Tage Briefe, vorzüglich aber von Ihnen, meine Beste.

In Absicht auf meine Aussichten mit dem hiesigen Theater und meinen Stücken, kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln.

Schwan räth mir an, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden sollten, mit Dalberg um den Preis der ersten Vorstellung bei jedem zu accordiren, weil ich dann aus beiden zusammen genommen 4 — 500 fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahr das Stück zum Drucke verkaufen könnte. Auch räth er mir beide abschreiben zu lassen, und nach Wien, Berlin und Hamburg Exemplare davon zu versenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wissen, meine Theuerste, wie mißtrauisch mich das widrige Glück gegen die glänzenden Offerten gemacht hat, und werden mir also glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh, wenn ich 200 fl. für beide Stücke vom Theater gewiß habe; doch will ich Schwans Rath sehr gerne befolgen.

Das ist also Alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten sagen kann. Es steht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptsache einig werden.

Aber, meine beste, liebste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Bekanntschaften gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein Aufenthalt in B. soll mir von allen Seiten der vortheilhafteste bleiben, und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte Tausend zu verderben. — Aber wie bringen denn Sie jetzt Ihre Tage zu? Sehr düster, sagt mir Ihr letzter Brief.

Hoffentlich iſt Lotte wieder bei Ihnen geweſen, oder wirklich noch bei Ihnen. Sollten Sie bei dieſer lieben, vortrefflichen Tochter eine Freude vermiſſen? Beſte Freundin, Sie haben das ſeltene Glück, ſo gute Kinder — ſo liebe Geſchwiſter, und einen (wenigſtens Einen) recht treuen und zärtlichen Freund zu haben; und doch ſollte eine Melancholie bei Ihnen einwurzeln können? Sollten Sie — eine Chriſtin — die es fühlt, daß der Faden unſrer Schickſale durch die Hand Gottes geht, an wahren Glückſeligkeiten des Lebens verzweifeln? Nein, meine Theuerſte, ich weiß, dieſes thun Sie nicht; und wenn das Ihre Beruhigung vermehren kann, ich hafte Ihnen für ewige Freundſchaft.

Daß Sie mich hunderttauſendmal der lieben Lotte empfehlen, verſteht ſich; und ſagen Sie ihr auch, daß ich ſchon einen Brief an ſie angefangen, aber wieder zerriſſen habe, weil ich ihr unmöglich kalt ſchreiben, und die Madame ** keinen warmen ſehen kann.

Reinwald grüßen Sie, und beide Pfarrers. Auch die Judith laſſe ich ſchön grüßen, und es freut mich, daß ſie mich noch lieb hat.

Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach, und laſſen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem ſtolzeren verdrängt werden ſoll. Laſſen Sie, beſte Mama, mich Ihren zärtlichen Sohn nennen.

Schiller.

Mannheim, den 11. September 1783.

Endlich kann ich mich wieder zu Ihnen wenden, meine Theuerſte. Wie viel tauſend Beſorgniſſe wegen meines monatlangen Stillſchweigens in Ihrem zärtlichen Herzen aufgeſtiegen ſeyn mögen, kann ich mir leicht einbilden, und ich fürchte, Sie haben den wahren Grund davon errathen. Schon drei Wochen liege ich krank, meine Beſte, ohne Lebensgefahr, Gottlob; aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszuſtehen habe, hat mich entſetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig

ſchon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfes, wieder geneſen bin, ſo werde ich dennoch vor vierzehn Tagen nicht aus dem Hauſe können. Schon die acht Wochen, die ich in Mannheim zubringe, wüthet eine gallichte Seuche in der Stadt, die ſo allgemein iſt, daß unter 20,000 Menſchen, 6000 krank niederliegen. Meyer iſt während meines Hierſeyns daran geſtorben; ein Freund, dem ich viel ſchuldig war. — Jetzt, Gott ſey Dank! iſt die Epidemie im Sinken, und für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den beſten Händen, und wurde wie ein Kind des Hauſes gepflegt, wurde ſogar, weil mein Kopf ſehr angegriffen war, einem andern Doctor übergeben.

Ich hatte mir vorgeſetzt, Ihnen, meine Theure, Schritt vor Schritt, alles was ſich für mich Schlimmes und Gutes hier ereignen würde, zu wiſſen zu thun; meine Krankheit hat dieſes nichtig gemacht, und ich muß Ihnen nunmehr kurz und ſummariſch Bericht von allem Vergangenen und Künftigen abſtatten, und meine Sachen in die möglichſte Kürze zuſammenziehen.

Ihr letzter Brief, der mich nothwendig traurig machen mußte, da er aus einem traurigen Herzen floß, hat gewiſſermaßen den Ausſchlag in meinen Zweifeln gegeben.

Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entſchluß gethan. Sie erinnern Sich, meine Beſte, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben, mich nicht ſelbſt anzubieten, und in keinem Fall den erſten Schritt zu einem Engagement zu thun. Ich gebe Ihnen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Gewiſſens dieſes mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Verſprechen gehalten.

Dalberg ſelbſt kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben ſollte. Er ſtellte mir frei, auf wie lange ich mit dem Theater accordiren, und was ich für meine Verwendungen fordern wollte? Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreiſe die Erklärung gethan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, ſo zweifelte ich doch heftig bei mir ſelber, und ein allmächtiger Hang zu unſrem ſtillen, herrlichen Leben behielt ſchon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte und ich erfuhr,

daß Y* zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wissen, meine Beste, daß mich die Ankunft dieses Herrn selbst aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort gewesen wäre; wie viel mehr mußte sie mich jetzt von meiner Reise zurückhalten? Ich entschied also für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Punkte sind unter uns festgesetzt: 1) bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco — meine Luise Millerin — und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß. 2) der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen. 3) ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 fl., wovon mir schon 200 fl. ausgezahlt sind. — Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken lassen. Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende August 1784 die unfehlbare Aussicht, in Ordnung zu kommen, und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können.

Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwar zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten, und gibt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft — wenn der Gedanke

Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſeyn. Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz mit reiner unverfälſchter Zuneigung hing, und eine ſolche Freundſchaft iſt über allen Wechſel der Umſtände erhaben. Fahren Sie fort, meine Theuerſte, mich Ihren Sohn zu nennen, und ſeyen Sie verſichert, daß ich das Herz einer ſolchen Mutter zu ſchätzen weiß.

Unſere Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erſt beweiſen darf, wird meine Gemüthsruhe wieder herſtellen, eine Ruhe, die ich ſchon ſo lange nicht mehr genoſſen habe, weil die Unbeſtimmtheit meiner Ausſichten mich unaufhörlich verfolgte. Mein hieſiger Aufenthalt wird mich auch in meiner Wiſſenſchaft vollkommen machen, und mir deſto gerechtere Anſprüche auf ein künftiges Glück verſchaffen. Ich war alſo dieſen Schritt mir ſelbſt und meinem ehrlichen Namen ſchuldig, und Gott wird mich weiter führen.

Uebrigens kann ich Ihnen von meiner hieſigen Lebensart nichts Anderes als Gutes melden, und Vieles vereinigt ſich, mir Nutzen und Vergnügen zu machen. Fremde und Einheimiſche ſuchen mich auf, und bemühen ſich um meine Freundſchaft. Während meiner Krankheit habe ich die beſten Zerſtreuungen gehabt, und mein Zimmer war ſelten von Beſuchen leer. Den Tag vorher, eh' ich mich legte, wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben, und das Haus wimmelte von Zuſchauern.

Bei Dalberg ſpeiſe ich öfters und bei Schwan, zwei Häuſer, wo die ausgeſuchteſte Geſellſchaft iſt, und in dem erſten geht es fürſtlich zu. Im Theater gehe ich frei ein und aus wie in meinem eigenen Hauſe. Sobald ich wieder ausgehen darf, werde ich einige neue Bekanntſchaften von Stande machen, die mich kennen lernen wollen. Ich bin recht artig logirt. — Ach, Beſte, wenn Sie mich einmal überraſchen ſollten! In einigen Wochen erwarte ich meine Schweſter.

Ihre glückliche Cur mit dem Flurſchützen-Kinde war wirklich auch recht angemeſſen gut, und in der Noth waren die Mittel

ſchon ganz recht. Dieſe gelungene That muß Ihnen eine wahre, herzliche Seelenwonne geweſen ſeyn.

Könnte ich Ihnen doch zur Verſorgung unſers Wilhelms einmal Glück wünſchen, meine Beſte! aber der ſchleichende Gang des Herzogs und Oberſt Seegers hat mir niemals gefallen wollen. Am Ende müſſen ſie aber doch.

Der guten Lotte empfehlen Sie mich millionenmal. Wär' ich doch jetzt nur einen Tag bei Ihnen beiden! wie gern wollte ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! — aber ein Zeitraum von acht Monaten iſt im Ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man dieſe nicht aus? Dann haben Sie mich wieder, meine Theuerſte, und wenn es der Himmel will, beſſer und glücklicher. Freuen Sie ſich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, dieſe Hoffnung macht mich auch ſchon in der Ferne froh, und ich genieße die freudige Zukunft ſchon jetzt.

Machen Sie ſich dieſen Winter doch ja recht viele Zerſtreuungen. Ihre Oekonomie, Ihre Unterthanen, Ihre Kinder und meine Briefe ſollen, denke ich, Stoff genug dazu ſeyn.

Den 12. September.

Ich brach geſtern hier ab, weil ein Brief von meiner Familie kam. Meine guten Aeltern freuen ſich außerordentlich, daß ſie mich einigermaßen verſorgt wiſſen, und ſo nahe bei ſich haben. — Gottlob, meine Beſte, heute iſt mein Fieberanfall das drittemal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das ſoll, hoffe ich, meine letzte Krankheit in Mannheim ſeyn. Da ich nun einmal Bürger darin geworden bin, ſo werde ich künftig unverſehrt bleiben.

Ja, meine theure Freundin, ich habe eine Fluth von Geſchäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein ganzes Schickſal entſcheiden. —

Wir haben einmal von der Freimaurerei geſprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Maurer beſucht, ein Mann

von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtünde, und mich inſtändig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er verſichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſey.

Dem ſey, wie ihm wolle; ich werde jetzt anfangen, mit aller Anſtrengung fleißig zu ſeyn, und mich in mehreren Fächern verſuchen. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß Sie mich etwas geſcheidter wieder finden.

Dem guten Reinwald ſagen Sie tauſend Schönes. Nah und fern bin ich ſein redlicher, treuer Freund, und auch ihn ſeh' ich wieder. Ihrer lieben, guten Mina empfehlen Sie mich. Ich denke oft an das gute Geſchöpf; ſie hat ſich mir unvergeßlich gemacht.

Wenn Sie an Wurmb ſchreiben, ſo erzählen Sie ihm die Urſache meiner Abweſenheit, und verſichern Sie ihn meiner ewigen Achtung.

Der Verwalter Vogt wird hoffentlich ſchwer mit Geld beladen zurückgekommen ſeyn. Könnte ich doch, wenn ich Bauerbach wiederſehe, ſchon den Grundſtein zur neuen Kirche gelegt finden! Es bleibt dabei, daß ich etwas darin ſtifte. Dem guten Bibraiſchen Pfarrer empfehlen Sie mich auch, und bleiben Sie ihm um meinetwillen gut. Alles, was mich in und um Bauerbach intereſſirt, ſoll herzlich gegrüßt ſeyn.

Meine Sachen laſſe ich alle dort, weil ich doch gewiß wieder komme. Die entlehnten Bücher ſchicken Sie aber Reinwald zu, daß er ſie an ihre Beſitzer zurückſchaffe. Jetzt muß ich abbrechen. Sobald ich ganz geſund bin, erfahren Sie es. Nunmehr hunderttauſend Lebewohl von Ihrem Sie ewig liebenden

Sch.

Unſerer Lotte ſchreibe ich im nächſten Briefe ganz gewiß. Sagen Sie ihr das, und verſichern Sie dieſelbe meiner ewigen Freundſchaft. Jetzt wird Y. vermuthlich bei Ihnen ſeyn, und kaum gedacht werden an den armen Entfernten.

Mannheim, den 1. Nov. 1783.

Ich sehe in den Kalender, und finde mit Schrecken, daß wir schon im November sind, und Sie, meine Theuerste, den ganzen Oktober noch keinen Brief von mir haben. Eigentlich hätte ich Ihnen nichts Erhebliches zu schreiben gehabt, als daß ich schon 3—4 Wochen wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszustehen hatte, und noch ausstehen muß. Geschäfte und neue Bekanntschaften, die außerhalb Mannheim meiner warteten, und überhaupt die böse Rhein- und Sumpfluft der Gegend, haben mich zu keiner Besserung kommen lassen, und wahrscheinlich werde ich schwerlich vor dem eigentlichen Winter vollkommen gesund. Doch kann ich in den freien Stunden meine nöthigen Geschäfte verrichten. — Neues ist für mich nichts vorgefallen, was mein Glück beträfe. Es bleibt Alles bei den Nachrichten meines letzten Briefes, und ich bin zufrieden. Von Ihren lieben Kindern habe ich bis jetzt lauter Gutes erfahren. Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe, auch von Frau ***, der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Meßgeschenk nebst meiner Silhouette geschickt habe. — Hier folgt auch eine für Sie, meine Theure, wenn mein Andenken anders noch so viel Werth in Ihrem Herzen hat, daß es neben den lieben Söhnen einen Platz in Ihrem Zimmer findet. Doch ist auch der Herzog Georg darin.

Ich glaube immer, Sie sind wirklich nicht in Bauerbach, vielleicht in Raßdorf oder Walldorf? Wo Sie auch sind, begleiten Sie meine zärtlichsten Wünsche, und Sie sollen überall glücklich seyn. Der guten, lieben Lotte empfehlen Sie mich auf das wärmste und innigste. Verzeihen Sie mir diesmal meine Eilfertigkeit. Sie glauben kaum, wie entsetzlich ich von Dalberg wegen Herannäherung des Carnevals belagert werde.

Tröften Sie sich damit, daß Sie und meine Eltern diejenigen sind, denen vor andern Menschenkindern zehnmal geschrieben wird.

Ich bin aus meinem Logis ausgezogen; meine Adresse ist also an Schwan. Ewig Ihr wärmster und innigster Freund

F. S.

Mannheim, den 13. Nov. 1783.

Meine vorigen Nachläſſigkeiten zu verbeſſern, und mich vorzüglich durch die wiederholte warme Verſicherung meiner noch unverletzten Zärtlichkeit zu entſündigen, will ich Sie heute mit einem langen Briefe quälen. — Doch im Ernſt, meine Beſte, ich habe eben ein verdrießliches Geſchäft geendigt, und will mir jetzt in Ihrer Geſellſchaft einen deſto ſüßern Augenblick machen.

Mein böſes kaltes Fieber ſcheint nunmehr nachlaſſen zu wollen; denn ich habe bereits ſeit drei Tagen keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halſe zu ſchütteln. Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleiſch noch Fleiſchbrühe geſehen. Waſſerſuppen heute, Waſſerſuppen morgen, und dieſes geht ſo Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben, oder ſaure Kartoffeln, oder ſo etwas dazu. Fieberrinde eſſe ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt verſchrieben.

Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage ſechs Bouteillen Burgunder geſchickt; — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolge getrunken; doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich mir äußerſt wenig aus dem Wein mache, ſo wohlfeil und gut er hier zu haben iſt. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier.

Sobald ich geſund bin, wird überhaupt meine Koſt ſehr einfach eingerichtet.

Zuverläſſig hätte ich meine Schulden ſchon auf den beſtimmten Termin bezahlt, wenn ich nicht von den vier Monaten meines hieſigen Aufenthaltes acht bis neun Wochen krank geweſen wäre, welches mich entſetzlich zurückgebracht hat. Es ſchadet mir wenigſtens über dreißig Dukaten. Wenn mir aber Gott jetzt meine Geſundheit ſchenkt, ſo will ich ſie gewiß auf das edelſte anwenden und mit Weisheit erhalten. Ich habe Dalberg ſchon bei Errichtung unſers Contractes prävenirt, daß ich den Sommer nicht in Mannheim zubringen würde, meiner Geſundheit wegen. Er war auch damit zufrieden, — und da ich zu Ende Aprils, höchſtens Mai's, meinen Vertrag mit ihm beinahe doppelt erfüllt

haben werde, so kann ich ungehindert gehen. Verlängert sich mein Contract noch auf ein Jahr, so komme ich zu Ende Septembers nach Mannheim zurück. In der Zwischenzeit werden Sie so gnädig seyn, mich — nicht Flüchtling, sondern Freund — in Bauerbach aufzunehmen. Beste Wolzogen, nehmen Sie das nicht als kahle Vertröstung oder Grille auf. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich schon jetzt darauf freue, daß ich nur darum gern hier bin, um in bessern Umständen zu Ihnen zurückzukehren. Das wissen meine hiesigen Freunde auch sehr wohl, und werden oft böse auf mich, daß ich so sehr das Heimweh nach Sachsen habe. Sollten Sie, meine Theure, mich so wenig kennen, daß Sie mich einen Augenblick im Verdacht haben, als ob ich so sehr an der großen Welt hänge, wie Sie es nennen? Sie kennen meinen Charakter — wissen ganz meinen Hang zum einfachen, stillen Vergnügen und geräuschlosen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, daß ich in den Vergnügungen und Verführungen dieser großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wohl vorbereitetes Herz hineingebracht habe. — Ich eile Ihnen aufrichtig zu gestehen, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann; aber sie wird gewiß bald verfliegen. Ueberdies halten Sie meine hiesigen Verbindungen für zu weitläuftig, zu wichtig. Meine Bekanntschaften sind bis jetzt noch ziemlich eingeschränkt. Das Dalbergsche und das Schwansche Haus sind die vorzüglichsten. Außer diesen vermenge ich mich mit Niemand genau, und mit den Schauspielern lebe ich höflich und aufgemuntert, sonst äußerst zurückgezogen. Böck, der Beste an Kopf und Herz, und ein wirklich solider Mann, ist derjenige, mit dem ich am vertraulichsten umgehe. Sonst besuchen mich viele Gelehrte und Künstler von hier; aber sie kommen und gehen, ich attachire mich sehr delicat.

Von Frauenzimmern kann ich das Nämliche sagen; — sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das schöne

Geſchlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider iſt. Die Wittwe meines Freundes Meyer, deſſen Tod ich hier erleben mußte, und ihre Schweſter, ein hübſches Mädchen, beide Stuttgarterinnen, ſind mir beſonders in meiner Krankheit ſehr lieb geworden. Die erſte kochte mir mein Krankeneſſen auf's billigſte. Sie hat von einer Beſoldung von 1500 fl., da ihr Mann noch lebte, auf 300 fl. herabgehen müſſen. Ein ſchwerer und harter Fall! — Die vielen Verbindlichkeiten, die ich dem Verſtorbenen ſchuldig bin, haben mir es zur Pflicht gemacht, ſeiner Wittwe wenigſtens mit meiner Theilnahme und Freundſchaft zu dienen.

Trunck, ein katholiſcher Geiſtlicher, deſſen Verfolgung und Schickſale Sie im deutſchen Muſeum leſen, iſt ein guter Freund von mir, und hat mich während meiner Krankheit öfters beſucht. Er iſt ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind.

Die Staatsräthin von la Roche kenne ich ſehr gut, und dieſe Erſcheinung war eine der angenehmſten meines ganzen hieſigen Lebens. Sie ſetzte Schwan ſo lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich, für meine Geſundheit zu früh, vor ungefähr ſechs Wochen ausging, und mit ihm, ſeiner Tochter und Hofrath Lamais Tochter die Reiſe machte. Wir haben in großer Geſellſchaft mit ihr zu Mittag geſpeist, wo ich wenig Gelegenheit fand, ſie recht zu genießen; doch fand ich gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen funfzig und ſechzig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann, M. Chriſtmann von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich ſie eine Abendſtunde lang ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr ging. Ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war. Bei ihr habe ich eine mir eben ſo ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht: Baron von Hohenfeld, Domherr zu Speier, der mit Herrn von la Roche in Dienſten des Kurfürſten von Trier war, und welcher, da dieſer wegen einiger Umſtände, die ihm Ehre machen, mit Ungnade ſeine Dimiſſion bekam, ſeinem Freunde das Opfer brachte, ſeine

Entlaſſung zugleich zu begehren, und die ihm angebotene lebenslängliche Penſion unter der Bedingung ausſchlug, daß ſie Hrn. von la Roche gegeben würde. Dieſer Hr. von Hohenfeld, der jetzt die la Rochiſche Familie in ſeinem Hauſe bei ſich hat, worin er nur ein Zimmer und eine Kammer für ſich behält, iſt der edelſte Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein ſolcher Mann kann mich mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wieder ausſöhnen, wenn ich auch um mich herum tauſend Schurken wieder begegnen muß. — Es freut mich, daß Sie der la Roche geſchrieben haben. In Zukunft laſſen Sie mich die Mittelsperſon ſeyn; denn ich möchte gern zwei ſolche liebe, gute Menſchen, wie Sie ſind, mit einander —

Am 14. November.

Stellen Sie ſich vor, meine Beſte, wie angenehm ich geſtern in dem Fortſchreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — ſtellen Sie ſich meinen fröhlichen Schrecken vor — Profeſſor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reiſe nach Frankfurt gemacht, kamen hier durch, und blieben von geſtern bis heute vor einer Viertelſtunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegeſſen (Sehen Sie, ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie ein wenig herum zu führen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde; habe ich ja doch ein unbeſchreiblich Vergnügen gehabt. Abel, der meinen Aufenthalt bei Ihnen weiß, ſagt mir, daß einige Perſonen in Stuttgart darum wiſſen, daß aber das Gerücht nicht weiter gekommen und ſich ganz verloren habe.

Der Würtemberger Neuigkeiten ſind gar keine, oder ſehr wenige. Die Akademie iſt eben noch das alte vorige Einerlei.

(Nachdem hier ein ſchiefes Lebensverhältniß, in das ein Bekannter gerathen, der voll ſtolzer Anſprüche und Plane war, erzählt worden, fährt Schiller fort:)

Gottlob! ſo gibt es doch noch außer mir Narren, und größere. Ich wollte nur Pfarrer werden — und bleibe hangen am Theater.

Meine lieben Landsleute haben nur Urlaub auf drei Tage gehabt, ſind ſchon zehn Tage aus, und reiſen in aller Eil, beim erbärmlichſten Wetter fort. Denken Sie einmal, beide ſind zu Pferd — Profeſſor Abel mit Sporen in den Mannheimer Gaſſen; beide mit Hirſchfängern und runden Hüten, wie Studenten von Jena! — Endlich wird doch Stuttgart gewiß, wo ich bin, und wie mir's geht! Herzlich lieb iſt mir's, daß das letzte zu meinem Vortheil beantwortet werden kann.

Einen andern Spaß habe ich erlebt. Den 19. dieſes Monats iſt der Namenstag der Kurfürſtin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier deſſelben eine öffentliche poetiſche Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürſtin und des Mannheimer Publicums auf dem Theater ſollte abgelegt werden. Ich mache ſie, und nach meiner verfluchten Gewohnheit ſatyriſch und ſcharf. Heute ſchick' ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die beiden kurfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfete eingeſtellt. Dalberg aber thut es nicht anders; er will meine Rede drucken laſſen.

Warum ich noch Niemand von meiner Familie hier gehabt, fragen Sie? Der wahre Grund ſind die Unkoſten von beiden Seiten.

Die Reiſe muß deßwegen auf das Frühjahr verſchoben werden. So ſeh' ich alsdann zwei herrlichen Beſuchen entgegen. Einer, der mir gemacht wird, und ein andrer eben ſo angenehmer, den ich mache.

Die liebe, gute Lotte hat immer noch keinen Brief von mir; — aber plötzlich werde ich mich einmal einstellen. Empfehlen Sie mich ihr auf das wärmste. Das Nämliche gilt von der schriftstellerischen Tante.

Reinwald erinnern Sie an die Manuscripte.

Sie selbst leben glücklich, wie Engel im Himmel, wenn meine Wünsche was gelten — behalten mich lieb — und glauben mit Zuversicht, ohne meine Versicherung, daß ich ewig bin Ihr

Schiller.

Mannheim, am neuen Jahr 1784.

Was, um Gotteswillen! ist Ihnen widerfahren, meine Freundin, daß Sie mir schon ganze Monate lang keine Spur Ihres Daseyns mehr gaben, und meinen letzten, fünf Blatt langen Brief so ganz unbeantwortet lassen? — Da ich mir keine Veränderung Ihrer Denkungsart vorstellen kann, so muß ich nothwendig eine Krankheit anklagen; denn daß Ihr Brief oder der meinige liegen geblieben, ist ganz unwahrscheinlich. Ich beschwöre Sie, meine Beste, lassen Sie mich nicht länger in einer so traurigen Ungewißheit, die mir in meiner jetzigen Lage (denn noch bin ich nicht vom Fieber frei) äußerst schwer auffällt.

Denken Sie sich in meine äußerst angestrengte Situation. — Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu schlagen, — um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten müssen, und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt.

In zehn Tagen wird der Fiesko mit allem Aufwand bei Eröffnung des hiesigen Carnevals gegeben, und diese Lustbarkeiten dauern zwei Monate fort, und werden mich ziemlich incommodiren, denn ich muß meine Stücke alle selbst anordnen.

Sonſt bin ich mit meinen hieſigen Verhältniſſen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalbergs. Doch was ſchreib' ich dergleichen? — Vielleicht haben Sie mich ganz vergeſſen, vielleicht ſind Sie meine Freundin nicht mehr, — vielleicht, Gott bewahre mich! krank? — Ich bitte Sie, bei Allem was Ihnen theuer iſt, reißen Sie mich aus dieſer entſetzlichen Unruhe; nur zwei Worte, und dann will ich Ihnen wieder genug antworten.

Alſo, hören Sie! Nur eine kurze Verſicherung: ich bin Ihre Freundin wie vorher, und Sie machen einen fröhlichen Mann aus Ihrem

Schiller.

An Wilhelm von Wolzogen.

Mannheim, den 18. Januar 1784.

Beſter Freund — daß Sie mir ja nicht wegen meines langen Stillſchweigens zürnen, davon Sie den richtigſten Grund ſchon von ſelbſt errathen haben. Wahrhaftig, ich kann mir meinen Leichtſinn und meine Nachläſſigkeit in Beantwortung der Briefe nicht vergeben, und noch weniger abgewöhnen. Eltern und Freunde und Buchhändler klagen über mich. Glauben Sie indeſſen, mein Beſter, daß dieſe Unrichtigkeit im Schreiben in gar keinem Zuſammenhang mit meiner Freundſchaft und meinem Herzen iſt. Wie ſehnlich wünſchte ich Ihr Schickſal zu Ihrem Vortheil entſchieden! Wie ganz fühle ich Ihre Lage! — es war auch die meinige. Sollten Sie aber am Ziele noch unterliegen? — Sie haben eine Meile zurückgelegt. Machen Sie immer auch dieſe Spanne noch. — Es wird ſich, es muß ſich bald auflöſen.

Ihre Neigung, Juriſt zu werden, hat in ſo fern meinen vollkommenſten Beifall, wenn Sie Ihrem jetzigen Fach nicht ganz ungetreu werden wollen. Die Verbindung der Jurisprudenz mit dem Studium der Finanzen berechtigt Sie zu dem größten

und fruchtbarſten Poſten in einem Staate, und öffnet Ihnen eine der glänzendſten Bahnen, aber, mein Lieber, werden Sie ſich in dieſem neuen, weitſchichtigen Feld nicht zu ſehr verlieren? Wird die nothwendige Beſchäftigung mit den Elementen einer ſo trocknen Wiſſenſchaft Ihrem nach thätigem Denken verlangenden Geiſt nicht unerträglich werden? Wird es Ihre Seelenkräfte nicht theilen? — Die Engländer werfen ſich mit allen Geiſteskräften auf einen oft eingeſchränkten Theil einer Wiſſenſchaft und Kunſt, und werden in dieſem einzig und groß. — Es iſt gefährlich, die Fläche ſo weit auseinander zu breiten; denn ſie wird in eben dem Grade dünner und ſchwächer. Indeß können Sie von Ihrem Talent und Ihrer Jugend mit Recht einen glücklichen Fortgang erwarten. Ich bin auch darin Ihrer Meinung, daß Würtemberg nicht nothwendig die Sphäre Ihrer Wirkſamkeit ſeyn müſſe. Immer arbeiten Sie über dieſe hinaus. — Doch werden Sie vielleicht einige Jahre mit Vortheil hier wirken. Man ficht anfänglich ja auch nur mit dem Rappier, — und lernt damit Fertigkeit und Gewißheit auf dem ernſthafteren Degen.

An meiner ſächſiſchen Reiſe auf den Sommer ſoll mich nichts als Krankheit und Tod hindern, — und dieſe, mein Beſter, machen wir miteinander. — Dieſer Zeitpunkt verſpricht mir die ſeligſten Augenblicke. Aber ſagen Sie mir doch, Lieber, was muß geſchehen ſeyn, daß Ihre Mama mir ſchon auf zwei große Briefe nicht geantwortet hat, da ſie doch immer in dieſem Punkt mich beſchämt hat? Morgen werde ich den dritten ſchreiben, und wenn dieſer das nämliche Schickſal hat, ſo weiß ich nicht, was ich denken ſoll, da keine erkältete Freundſchaft ſtatt finden kann.

Ueber dieſen Punkt, liebſter Freund, beruhigen Sie mich doch bald.

Sie können Ihre Mutter vielleicht feuriger lieben, — vielleicht auch nicht; aber mehr Urſache als ich können Sie nicht dazu haben.

Die vorige Woche hat man hier auf das prächtigſte meinen

Fiesko gegeben, und in diesem Carneval wird er noch zweimal wiederholt. Wirklich druckt man an meiner Luise Millerin, welche in höchstens vier Wochen zu haben seyn wird.

Ich bin jetzt Mitglied der kurfürstlich deutschen Gelehrten-Gesellschaft, und also mit Leib und Seele kurpfälzischer Unterthan. — Diese Kleinigkeiten interessiren Sie vielleicht nicht weniger als mich, mein Bester, die Ihrigen.

Empfehlen Sie mich meinen Freunden in der Akademie, Professor Abel, Bach, Lempp, dem ich nächstens schreibe, und allen übrigen, die mich nicht ganz vergessen haben. Ewig der Ihrige

Schiller.

In einem Briefe vom 11. Februar 1784, der nur Particularitäten enthält, meldet Schiller seiner Freundin:

„Gestern kam die kurfürstliche Bestätigung meiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Dieses, meine Theure, ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich."

Mannheim, den 26. Mai 1784.

Nunmehr, meine Theure, kann ich Ihnen mit freiem unbefangenem Herzen wieder schreiben, da Sie mich aufs Neue Ihrer Freundschaft versichern und die meinige nicht zurückstoßen. Gewiß, nicht einen Augenblick haben Sie aufgehört, mir das zu seyn, was Sie mir immer waren — nur der Eigensinn meines Schicksals konnte mich in Lagen versetzen, worin ich gezwungen war, mein eignes Herz zu verläugnen. Es ist vorbei — es soll wenigstens vorbei seyn, und eine glückliche Zukunft mache den Fehler der Vergangenheit wiederum gut.

Zur endlichen Erlösung und Anstellung Ihres Wilhelms wünsche ich Ihnen tausendmal Glück. Er hat darum bluten müssen, und wird jetzt die Freuden der Freiheit desto lebhafter

fühlen. Das Angenehmste bei der Sache war mir, daß meine Furcht, er würde nach Hohenheim versetzt werden, ungegründet gewesen. Nun, hoffe ich, wird es doch eines von seinen ersten Geschäften seyn, die liebe Mutter und Schwester zu besuchen. — Natürlicherweise führt ihn dann zwar nicht der nächste Weg, aber doch der Weg der Freundschaft über Mannheim, ich habe die Freude, meine Zärtlichkeit gegen die Mutter dem Sohn zu beweisen, und Ihre unbegränzte Liebe zu mir, Ihre vielen Aufopferungen für mich durch eine innige Freundschaft mit Ihrem Liebling in etwas wenigstens zu belohnen. Bringen Sie es ja dahin, meine Beste, daß Wilhelm über hier reis't — wer weiß, ob er mich nicht in einer Lage antrifft, die mir verstattet, ihn zu begleiten?

Ihren Aufenthalt in Ihrem einsamen Häuschen beneide ich, und dieses um desto mehr, da mich die sengende Hitze des hiesigen Klima's Alles für meine Gesundheit befürchten läßt. Schon jetzt ist die Luft hier so glühend, wie sie nur unter der Linie seyn kann, und die Winde, statt abzukühlen, brennen, als wenn sie aus einem Backofen kämen. —

Den 7. Julius.

Dieser angefangene Brief ist entsetzlich lang liegen geblieben. Neulich, wie ich im Schreiben begriffen war, lassen mich Fremde in den Pfälzer Hof bitten, und bereden mich zu einer Reise nach Heidelberg. Ich komme mit meinem lieben Fieber zurück, und heute finde ich den angefangenen Brief an Sie unter meinen Papieren wieder. Ich will ihn also den Augenblick fortsetzen.

Vor einem Monat waren Herr und Frau von K. hier, und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen. Jetzt sind sie wieder in

Landau — haben aber versprochen, öftere Besuche hier abzulegen.

Gestern bekomme ich wieder Visitenkarten von Herrn von B. und Frau von L., die aus der Schweiz zurückkommen. — Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hause bin, und kam ich noch zeitig genug, Abschied von ihnen zu nehmen. Sie hoffen durch Meinungen zu kommen, und werden Ihnen also ohne Zweifel in Bauerbach eine Ueberraschung machen. Unterdessen soll ich Ihnen tausend Empfehlungen schreiben. Sie glauben nicht, meine Beste, wie theuer mir Alles ist, was von Ihnen spricht und nach Ihnen verlangt.

Daß ich in Frankfurt gewesen, wissen Sie vermuthlich. Durch R. werden Sie auch noch andere Kleinigkeiten von mir hören können, oder bitten Sie ihn, Ihnen meinen letzten Brief zu lesen zu geben. Ich kann nicht läugnen, daß mir die Zeit meines Hierseyns schon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren ist; aber es ging doch nie bis auf den Grund meines Herzens, und dieses blieb doch immer kalt und leer. Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie, nie werde ich jene frohen heiteren Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in Bauerbach so reichlich genoß. Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Wald zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksal verändern würde! — und doch hatte dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden? — Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. — Ich kann nicht einen Augenblick sagen, wie lang mein hiesiger Aufenthalt

dauern wird. Gegenwärtig wenigſtens könnte ich ihn unmöglich abreißen, da mich tauſenderlei Fäden binden, und meine Verfaſſung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewiſſe Zeit zu contrahiren. Daß ich aber früher oder ſpäter eine Reiſe zu Ihnen machen kann, bin ich vollkommen gewiß überzeugt.

Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichſte Ueberraſchung von der Welt. Ich bekomme ein Paquet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Perſonen Briefe voll Wärme und Leidenſchaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, ſehr ſchöne Geſichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine koſtbare Brieftaſche geſtickt, die gewiß in Geſchmack und Kunſt eine der ſchönſten iſt, die man ſehen kann. Die Andere hatte ſich und die drei andern Perſonen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern ſich über die Kunſt.

Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Muſik geſetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beſte, ſo kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die deſto ſchätzbarer ſind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabſicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin iſt. So ein Geſchenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinſte Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Leſung meiner Producte genoß, erkenntlich zu ſeyn — ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung als der laute Zuſammenruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben und ſich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerſte, freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.

Sie werden lachen, liebſte Freundin, wenn ich Ihnen

gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille leidenschaftlose Muse verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtseyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtseyn hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.

Den 15. Juli.

Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt, und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben Sie wohl, und empfehlen mich tausendmal Ihrer lieben Lotte; grüßen Sie auch die Tante — an Wilhelm will ich die nächste Woche schreiben, wenn er mich nur hier überraschte! — Ich habe gehört, daß Hr. v. Y. über Mannheim nach Meinungen gehen werde. Es sollte mich herzlich freuen, wenn er einige Tage bei mir zubringen wollte. Für Ihren Freund, und auch für den meinigen, kann ich doch nie zu viel thun. Tausendmal leben Sie wohl, meine Beste, und erinnern sich Ihres Ihnen ewig treuen Freundes

Friedrich Schiller.

Vierter Abschnitt.

Leipzig. Dresden. Weimar.

Es ist zu beklagen, daß dieser Brief der letzte ausführliche ist, der sich im Nachlasse der mütterlichen Freundin fand. Durch die drei neuen Bekanntschaften, die er andeutet, ist er von Bedeutung für Schillers Leben. Neue freundschaftliche Verbindungen gaben seinem Lebensgange eine andere Richtung; denn dieser ward meist von seinem Herzen bestimmt, dessen Stimme vor allen andern bei jeder Veränderung in seinen Planen für das Leben gehört ward. Mit befreundeten Menschen mußte er sich umgeben fühlen, wenn er wahrhaft leben sollte.

Den Gang seiner Geistesarbeiten bezeichnet Körner.

Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser

Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publicum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Zu den dramatischen Stoffen, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee: Shakespeare's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die, wahrscheinlich von Herrn von Dalberg veranlaßte Vorlesung dieser Scenen des Carlos am Darmstädter Hofe, an dem der Herzog von Weimar eben gegenwärtig war, führten Schiller zuerst in die Sphäre der höhern und feinern Gesellschaft ein. Diese Dichtung, welche den ewigen Widerstreit des innern Lebens mit dem Zwange politischer und conventioneller Verhältnisse darstellt, wurde besonders günstig in der Hofwelt

aufgenommen. Manches Fürstenherz, dessen wärmste Gefühle der Welt geopfert waren, fand seine eigene geheime Geschichte darin enthalten, und seine stillen Empfindungen in den Worten des Dichters ausgesprochen. Wahr und zart hatte der Genius diese Bilder einer ihm fremden Welt in ihm hervorgerufen. Politische Verhältnisse konnte eine philosophische Ansicht der Geschichte auffassen, das glühende Colorit der Liebe von dem eigenen Herzen den Geschöpfen der Phantasie angehaucht werden; aber die Haltung, den zarten Umriß in der leidenschaftlichen Bewegung und dem Betragen dieser dramatischen Gestalten winkte die Muse zu; und des Dichters leiser Tact folgte ihrem Winke.

An die liebenswürdige damalige Frau Landgräfin von Darmstadt und den aufmunternden Antheil, den sie bei dieser Vorlesung gezeigt, erinnerte sich Schiller immer mit Vergnügen. Des Herzogs von Weimar Güte, die ihm den Rathstitel verlieh, gestaltete seine Zukunft; und der Beifall eines Fürsten, der, wie Körner mit Wahrheit sagt, „an das Vortreffliche gewöhnt war," mußte Schillern höchst erfreulich seyn. Dieses neue Verhältniß gab ihm auch eine sicherere Stellung gegen Würtemberg.

Die Bekanntschaft mit Frau v. K., deren der letzte von den oben mitgetheilten Briefen erwähnt, wurde bei dem längeren Aufenthalt derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand, und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schillers Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er den innigsten Antheil an ihrem Schicksal.

In einem der obigen Briefe gedenkt Schiller des Vergnügens, welches er im Umgang der Tochter seines Freundes, des Buchhändlers Schwan, fand. Die Anziehungskraft, die das liebenswürdige geistvolle Mädchen auf ihn ausgeübt, scheint von dauernder Art gewesen zu seyn. Im neunzehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters, der eben seine Gattin verloren, als Schiller nach Mannheim kam. Margarete Schwan, war nach der Schilderung einer verständigen, dem Hause vertrauten Person, ein sehr schönes Mädchen, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familiencirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, ob er gleich ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr die Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte, und recitirte ihr Verse mit besonderem Ausdruck. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig, und eine geraume Zeit blieb bei Schiller das Verhältniß ein bloß freundschaftliches; erst im Herbst und Winter 1784 und 1785 schien das Herz sich einzumischen, und beide junge Leute mochten sich mit dem Gedanken an eine Verbindung für das Leben tragen. Bei der Abreise nach Leipzig, im März 1785, empfing er von der Freundin ein schönes Andenken, und ein Briefwechsel wurde verabredet. Dieser begann, und Margarete äußerte von der Zeit an gegen ihre vertrauteren Freunde die Hoffnung auf eine baldige Verbindung mit Schiller. Im April 1785 schrieb dieser dem Vater und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Herr Schwan, ohne Margareten mit diesem Antrage bekannt zu machen, gab eine abschlägige Antwort und gründete diese auf das mildernde Motiv, daß seine Tochter, bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters, zu Schillers Gattin nicht passe. Margaretens Richtung im folgenden Leben soll bewiesen

haben, daß Herr Schwan richtig geſehen, und auch hierin als Freund gegen Schiller gehandelt habe. Dieſer brach nun natürlich die ſchriftliche Unterhaltung mit der Tochter ab, wodurch das gute Mädchen, die die Urſache des Schweigens nicht kannte, ſehr betrübt ward. Sie ſoll gegen Freunde ihren Schmerz frei geäußert haben. So löste ſich dieſes Verhältniß, ohne alle Schuld von Schillers Seite, auf. Eine freundſchaftliche Verbindung beſtand fort, und Margarete nährte vielleicht noch ſtille Hoffnungen, beſonders als ſie im nächſten Jahre mit ihrem Vater nach Leipzig reiſen durfte, wo Vater und Tochter bei Schiller die freundlichſte Aufnahme fanden. Als dieſer, verheirathet, nach Schwaben reiste, beſuchte Margarete ihn und ſeine Gattin, wenn ich nicht irre, in Heidelberg. Letztere fand ſie ſehr liebenswürdig und erzählte mir, ſie ſey, wie Schiller ſelbſt, bei dem Wiederſehen ſehr bewegt geweſen. Margarete verheirathete ſich, und ſtarb im ſechs und dreißigſten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Wie alle edleren männlichen Naturen, behielt Schiller immer ein liebevolles Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle eingeflößt. Dieſe Erinnerungen bewegten ihn jederzeit, und er ſprach ſelten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernſtes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Pſyche ſich vermählt, nicht der leichtſinnig flatternde Knabe.

Verdrießlichkeiten mit einigen Mitgliedern des Schauſpieler-Perſonals, Mißmuth darüber, daß er ſeine höhern Anſichten von der Bühne nicht geltend machen konnte, wie aus den Erinnerungen an jene Zeit, die er uns mittheilte, und aus ſeinen Briefen an Herrn von Dalberg hervorgeht, bewogen ihn, Mannheim zu verlaſſen. Die Ausarbeitung des Don Carlos und die Rheiniſche Thalia, die ihn ausſchließlich beſchäftigten, banden ihn an keinen beſtimmten Aufenthalt.

Körner und Huber, zwei junge Gelehrte in Leipzig, waren die Freunde, die Schillers Genius in der Sendung begrüßten,

deren sein letzter Brief erwähnt, und die von ihm mit so warmer Empfindung aufgenommen wurde; Minna Stock, Körners Braut, und ihre Schwester Dora hatten die freundlichen Gaben gearbeitet. Tröstend und schön ist's zu fühlen, wie ein günstiges Geschick aus kleinen Anlässen Verbindungen erzeugt, die auf das ganze Leben einen wohlthätigen Einfluß üben. Der Einfall einer glücklichen Stunde, den vier gute Menschen ausführten, gab Schillern das, was er vor allem bedurfte, einen Freund, der seinen Geist aufzufassen vermochte und mit seinem Herzen zu empfinden wußte. Die Freundschaft mit Körner, die der gemüthvereinenden Liebe zum Idealen entblühte, wurde zum segensvollen dauernden Bande für das wirkliche Leben. Tugenden und Vorzüge des Geistes, Ruhe und Heiterkeit, die dem Grunde eines reinen Gemüths entquollen, immer rege Empfänglichkeit für die Mittheilungen des Genius, ein natürliches Gefühl für das Schöne und Wahre und ein sicheres Urtheil, aus dem Schatze der mannigfaltigsten Ausbildung geschöpft, fesselten Schiller an diesen trefflichen Freund, und immer wachsende Begeisterung für alles Große und Schöne, und treues Forschen nach Wahrheit gaben dem Bunde Bestand bis zur Trennung durch den Tod.

Körner lebte in der schönen Frühlingszeit glücklicher Liebe, als er sich Schillern näherte. Einer ansehnlichen Familie in Leipzig entsprossen, von allen Vortheilen einer wissenschaftlichen und liberalen Erziehung begünstigt, lebte er einzig den Wissenschaften, bevor er in den sächsischen Staatsdienst trat und als Appellationsrath nach Dresden versetzt wurde. Seine Minna, schön, geistreich und liebenswürdig, im engen Familienkreis von einer trefflichen Mutter mit einer ihr ähnlichen Schwester erzogen, hatte sich alle gesellschaftlichen Talente erworben, die das Leben schmücken. Der Vater, ein braver Künstler, lehrte die Töchter richtig zeichnen; Musik, im väterlichen Hause fleißig geübt, und durch Körners Talent für's Clavier und seine schöne Baßstimme belebt, gab die anmuthigste Unterhaltung, so wie das Lesen der besten Dichter und Schriftsteller den Geist bereicherte.

Huber, der sich durch Schriften späterhin in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat, war durch Geist und Neigung diesem Cirkel eng verbunden, und es erhielt sich zwischen ihm und Schiller stets ein freundschaftliches Verhältniß.

Mit Körner hatte sich von Mannheim aus ein Briefwechsel angeknüpft. Das Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft wuchs, und im April 1785 folgte Schiller der Einladung, sich in Leipzig diesem glücklichen Kreise anzuschließen. Auch seine Freundin, F. von K., riefen Familienverhältnisse nach Sachsen. Diese neuen, so wie seine früheren Verbindungen ließen ihn eine Heimath des Herzens in diesem Lande hoffen; und da der Herzog von Weimar ihn durch den verliehenen Titel anerkannt und geehrt, schloß sich die Aussicht auf eine künftige bürgerliche Existenz dieser Hoffnung an.

Das Anschauen einer fremden bewegten Welt und jene Verbindungen, die ihn die Freuden vertrauter Freundschaft genießen ließen, wirkten wohlthätig auf Schillers Gemüthsstimmung in Leipzig. Jünger, der zu früh verstorbene Schauspieldichter, durch den er auch mit einigen Gliedern der Leipziger Bühne, vorzüglich mit Seconda und seiner Frau, bekannt wurde, Göschen, ein gebildeter Buchhändler, und der schon erwähnte Huber schlossen um Körner einen geistreichen und geselligen Kreis. Schiller verlebte einige angenehme Sommermonate in Golis, einem nahgelegenen Dorfe, das durch das anmuthige Wäldchen, das Rosenthal genannt, mit der Stadt verbunden ist. Dort dichtete er das Lied an die Freude. Gern gedachten alle diese Freunde der fröhlich verlebten Tage, in die auch Körners glückliche Verbindung fiel. Dieser mußte seine Stelle in Dresden antreten; auch Hubern zogen Dienstverhältnisse und Neigung dorthin, und Schiller folgte diesen ihm so lieb, so unentbehrlich gewordenen Freunden.

Die reizende Lage an dem großen Strome, die mannigfaltig anmuthige Umgebung, die Kunstsammlungen, die wissenschaftlichen Anstalten machen Dresden zu einem wünschenswerthen Aufenthalte. Fremde aus allen Weltgegenden versammeln sich

hier, und geben der Gesellschaft Bewegung und Leben. An den Ufern der Elbe liegt in einem von Weinbergen umschlossenen Thale das kleine Dorf Loschwitz. Dort besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem Schiller mit der Familie seines Freundes die schönsten Tage verlebte. Ein Gartensaal auf der Anhöhe, wo sich der Weinberg an ein Fichtenwäldchen anschließt, war Schillern eingeräumt; dort arbeitete er an seinem Don Carlos. Immer gedachte er der ersten Zeit seines Dresdener Lebens mit Vergnügen. Die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, in der er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, beruhigte und erheiterte ihn. Körners klarer Geist gab ihm seine Ideen gestalteter und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener, und die Geschichte ergriff er wahrscheinlich in dieser Epoche als Zweck seiner geistigen Thätigkeit, der sich eine äußere Existenz anschließen sollte. Wie auf einer fruchtbaren, freundlichen Insel dachte er hier zu ruhen und die Erscheinungen der vorübergleitenden Muse zu erwarten.

Die talentvollen und liebenswürdigen Frauen wußten dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eigenen Zauber zu geben. Die geistvollen Copien in Pastell vieler der vorzüglichsten Bilder aus der Dresdener Gallerie machten später Dora Stock rühmlich in der Kunstwelt bekannt. Was sich durch Geist und Kunst auszeichnete, erschien in diesem Kreise. Auch gab die äußere große Welt, der Körner als Staatsdiener nicht ganz entfliehen konnte, wiewohl damals noch in manchen lästigen Formen befangen, Schillern manche neue Ansicht. Unter dem gerechten und weisen Regenten lebte jeder sicher. Von Despotenlaunen, die die Existenz bedrohten, wie sie Schiller früher erfahren, war nichts zu befürchten. Alles ging im gewohnten Gleise. Aber die alten Formen, das eiserne Herkömmliche, das Alles bindend und hemmend umgab, erschien strebenden Geistern auch als Tyrannei. Durch alle Grade hindurch hielt Regel und Gewohnheit jeden gefesselt, und Tadel und Mißdeutung drohte jedem von der gezogenen Linie abweichenden Schritt. So hielten

Abgemeſſenheit und Steifheit auch das Geſpräch und die Aeußerungen des Geiſtes in unerfreulichen Schranken. Im engeren Freundescirkel hielt man ſich für dieſen äußern Zwang ſchadlos.

Ueber Schillers geiſtige Thätigkeit und die Erzeugniſſe derſelben während des Lebens in Dresden hören wir Körner:

„Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er ſelbſt hatte während dieſer Arbeit beträchtliche Fortſchritte gemacht, ſeine Forderungen waren ſtrenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben ſo wenig, als die Manier der Ausführug in den erſten gedruckten Scenen.

„Der Entwurf zu einem Schauſpiel: der Menſchenfeind, und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in dieſe Periode. Von kleinern Gedichten erſchienen damals nur wenige. Schiller war theils zu ſehr mit der Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift beſchäftigt, theils war in ihm der Wunſch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunſt ſich eine unabhängige Exiſtenz zu gründen. Er ſchwankte einige Zeit zwiſchen Medicin und Geſchichte, und wählte endlich die letzte. Die hiſtoriſchen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerkſam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieſes Stoffs fing er daher an Materialien zu ſammeln. Auch beſchloß er damals, Geſchichten der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erſchien, der von Schillern ſelbſt etwas enthält.

„Caglioſtro ſpielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufſehen erregte; unter dem, was vpn dieſem ſonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman, und es entſtand die Idee zum Geiſterſeher. Es lag durchaus keine wahre Geſchichte dabei zum Grunde; ſondern Schiller, der nie einer geheimen Geſellſchaft angehörte, wollte bloß in dieſer Gattung ſeine Kräfte verſuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er

von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen."

Außer dem engen und so reichen Freundeskreise zogen Schillern noch mancherlei andere Verbindungen an. Der Theaterwelt konnte er sich nicht entfremden; zu sehr schloß sie sich an seine Dichtungssphäre. Einer der damaligen vorzüglichen Schauspielerinnen, Sophie Albrecht, gedachte er immer als einer geistreichen und liebenswürdigen Gesellschafterin. Er besuchte sie häufiger, da sie auch die Vertraute einer Leidenschaft war, die ihm eine ausgezeichnete Schönheit einflößte. Auf einer Redoute hatte er das schöne Fräulein zuerst gesehen, sich ihr genähert, und war gefällig von ihr aufgenommen worden. Er sah sie bei jener Schauspielerin, und durfte sie auch in ihrem eigenen Hause besuchen. Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene, leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Constellation nicht zu glauben, und Schillers Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sey. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann; aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin, und die Stimme der erstern ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden versplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostete dem Mädchen viele Thränen; sie scheint sich gegen ihr

Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben; und Schiller freute sich stets, daß sie in späterer Zeit glücklich wurde. Es ist zu bedauern, daß an sie gerichtete Briefe und Gedichte verloren gegangen sind.

Die Einsicht in diese Verirrung, das Gefühl der erfahrenen Täuschung und Selbsttäuschung, welches ihm nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit blieb, war nicht erfreulich und von einer bittern Nachempfindung begleitet. Wahrscheinlich wirkte diese auf die Gestaltung der Griechin im Geisterseher. Ein glückliches Geschick führte unsern Freund bald zur Wahrheit, zu besseren Naturen in der Frauenwelt.

Schiller begab sich im Frühling 1787 nach Weimar, wohin ihn seine Freundin F. von K. längst eingeladen hatte. Wielands Anträge, Mitarbeiter am deutschen Merkur zu werden, kamen ihm freundlich entgegen, und den Ort, wo dieser, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geister Deutschlands begünstigt, in schöner Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen.

Goethe war damals in Italien; von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höhern Grade auf seine Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben; Wieland ist jung, wenn er liebt."

Dieses trauliche Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer dauernden Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde; wie denn die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, für Wieland sehr erfreulich war. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen; er lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze, für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehören, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichnen.

Die Weimarische Welt wirkte im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Gesellschaft war kritisirend, mehr abweisend als entgegenkommend. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hause der Herzogin Amalia, wo man sonst jede neue Erscheinung freundlich begrüßte, war man mit Studien und Zurüstungen zur italienischen Reise beschäftigt. Der Herzog, viel abwesend, scheint damals keinen besondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeschlossen. Die vorzüglichsten Geister übten so großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenstand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt, als gedacht, und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um sich heiter zu entfalten, fehlte.

Seine Stimmung war trübe, und vielleicht aus eigener Schuld, oder weil kein glücklich mitwirkender Zufall eintrat, fühlte er sich sehr isolirt; nur bei Wieland und F. von K. war ihm wohl, und mit Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Schulz, dem Verfasser einiger Romane und Reisebeschreibungen, hatte er zuweilen einen heitern Abend. Ein Club, der sich wöchentlich versammelte, erhielt ihn in Verbindung mit der guten Gesellschaft; Bode, Bertuch, Corona Schröder und mehrere gebildete Familien fanden sich da zusammen. Schiller unterhielt sich mit einer Partie Whist. Auch wissen wir von ihm, daß er mit dem Geheimen Rath Schmidt, der viel Antheil an der Literatur nahm, und früher in Verbindung mit Klopstock gestanden, oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, die dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt, geführt habe. Das Theater beschäftigte damals seinen Geist wenig.

Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende Octobers 1787 machte er eine Reise nach Meinungen zu seiner, dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester, und der treuen Freundin, Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse.

Fünfter Abschnitt.

Neigung, Rudolstadt.

Schiller erwähnt in einem Briefe an seine Freundin vom Mai 1784 flüchtig seiner ersten Bekanntschaft mit der Familie meiner Schwester, seiner künftigen Frau, und mit dieser selbst.

Wir kehrten aus der Schweiz zurück. Die Verhältnisse mit der uns nahe verwandten Wolzogenschen Familie, und ein Besuch, den wir Schillers Eltern auf der Solitude mit Frau von Wolzogen gemacht, veranlaßten uns, seine Bekanntschaft in Mannheim zu suchen. Er erschien bei uns, als wir eben abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte. Die mannigfachen und großen Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer Sees und dem freundlichen Vevay am Fuß der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseau'schen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt.

Lavaters Umgang, ergreifend durch die Macht und Grazie des lebendigsten Gefühls, bei vorherrschender religiöser Stimmung, und die vaterländischen Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, in der wir mit Güte und Liebe aufgenommen wurden, tönten in unsrer Seele nach.

So sahen wir Schiller zum erstenmal wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken

ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den Räubern hatten uns einzelne Scenen gerührt, die Masse von wildem Leben zurückgescheucht.

Aber es wunderte uns, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne. Fiesco und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angesprochen. Gern hätten wir dies geäußert; aber unser Zusammensein war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können. Wir scherzten oft in der Folge über die Kälte unsres ersten Begegnens.

Meine Schwester lebte mit meiner Mutter und mir in Rudolstadt, am Ufer der Saale, in einem Thal, dem ferne großgezeichnete blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Anhöhen, von denen es umgeben ist, so großen Reiz verleihen. Die sanfte Krümmung des Flusses, die drei frischen und angebauten Thäler, die sich dem Auge eröffnen, geben der Gegend einen eigenen mannigfaltigen Zauber. Dieser anmuthige Ort, in welchem sich erst unter der Regierung des gütigen kunstliebenden Fürsten Ludwig Friedrich und seiner geistvollen Gemahlin ein geistiges und geselliges Leben bildete, war damals todt und langweilig, und stand hinsichtlich aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück. Obgleich es an wissenschaftlich gebildeten Männern nicht fehlte, ein Gymnasium, eine gute Bibliothek, eine Kupferstich-Sammlung und ein Naturalien-Cabinet alle Elemente zur Ausbildung darboten, ja sogar sich einige Poeten daselbst befanden, so ging von dem Allen doch wenig in den gesellschaftlichen Kreis über.

Unser trefflicher Vater, der als Forstmann berühmt war und dieser Wissenschaft eine neue Bahn brach, hatte eine große Welt- und Lebensansicht. Friedrich der Große, aufmerksam auf ihn gemacht, suchte ihn in seine Dienste zu ziehen, um neue Einrichtungen in seinen Forsten zu treffen. Zu Ende des siebenjährigen Krieges ließ der große König unsern Vater nach Leipzig kommen, und die vortheilhaftesten Anträge, die von uns unter den Familiendocumenten aufbewahrt werden, waren das Resultat einer Unterredung mit ihm. Durchdrungen von dem Lichtblick,

dem großen Sinne und dem Wohlwollen des Königs, brach dennoch unser Vater die Unterhandlung ab. Die Schwierigkeit des Unternehmens, lang eingewurzelte Mißbräuche zu bekämpfen, die Bedenklichkeit, die Existenz vieler Individuen auf's Spiel zu setzen, da bei ihm nur die gute Sache und strenge Rechtlichkeit galten, schreckten ihn ab. Auch seine physische Unbehülflichkeit, da er im zwanzigsten Jahr am linken Bein und rechten Arm gelähmt ward, nur auf einen Stock gestützt gehen und alle Besichtigungen im Wald nur im Wagen machen konnte, war ein Hinderniß. Eine tiefe Verehrung des großen Friedrichs blieb ihm, die bei uns Kindern zum Enthusiasmus ward.

Der Vater wollte die Töchter besser unterrichtet sehen, als es in dem kleinstädtischen Wesen, das uns umgab, gebräuchlich war; und unsre Mutter, in deren liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch selbst eine bessere Erziehung genossen, ging ganz in seine Gesinnung ein. Und freilich, wenn auch der Umgang mit dem Vater und der Mutter uns vor dem Gemeinen und Alltäglichen schützte, war bei unsrer aufgeregten jugendlichen Phantasie Bildung des Verstandes und eine ernste Richtung desselben nothwendig. Wir hatten früh vielerlei, wie es der Zufall bot, gelesen, meistens Bücher, die das Herz und Gemüth ansprechen; Schiller scherzte späterhin oft mit uns, und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit dem Grandison aufgewachsen seyen. Die Phantasie bot uns ihre schönsten Freuden, und unser tägliches einsames Hausleben, durch sie verschönert und reich, war uns so lieb, daß uns jede gewöhnliche Gesellschaft eine leidige Unterbrechung schien. Nur wer uns von fremden Orten und Gegenden erzählte, war uns willkommen; denn bei aller Freude am Hause erfüllte uns doch ein lebhaftes Verlangen, die Welt kennen zu lernen, und eine Sehnsucht nach der Ferne.

Daß dieses Leben in der Phantasie uns nicht schädlich würde, dafür sorgte der Vater auf zweierlei Weise. Er bemühte sich sorgsam um die Ausbildung unsers Körpers; ihm machte es große Freude, wenn wir nach den Lehrstunden in muntern Spielen in freier Luft

unſre phyſiſchen Kräfte übten. Unſer Haus lag frei an einem Berge, und wir genoſſen alles Erfreuliche und Unbeſchränkte des Landlebens. Dann ſorgte er für die Entwicklung unſers Verſtandes. Seiner klaren und weiten Weltanſicht, die ſich meiſt bei Tiſch, wo er gerne lange ſaß, ausſprach, und die gar nicht im Lehrton, ſondern im heitern Geſpräch in uns überging, verdankten wir eine frühe Anregung deſſelben. Wir lernten den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unſern blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick ſeines Verſtandes feſte Umriſſe. Wir lernten zeitig fühlen, was wir ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Geſtalt des Vaters, die Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild. Der Tod entriß uns den Trefflichen, als ich dreizehn Jahr alt war; die drei Jahre jüngere Schweſter nahm aus meinem reiferen Anſchauungsvermögen die Züge ſeines Bildes auf, das ſich unmittelbar noch nicht hatte einprägen können.

Meine Mutter wünſchte eine Hofdamenſtelle für meine Schweſter, da ſich mir ſchon in meinem ſechszehnten Jahr ein Heirathsantrag dargeboten. Die edle Herzogin Luiſe von Weimar, der meine Mutter die Tochter am liebſten anvertraut hätte, intereſſirte ſich für dieſen Wunſch, und zeigte ſich durch ihre würdige Freundin, Frau von Stein, die auch die unſre war, geneigt, ihn zu erfüllen. Damit meine Schweſter ſich für ihre nächſte Beſtimmung Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und Weltton erwürbe, beſchloß meine Mutter, eine Zeitlang in der franzöſiſchen Schweiz zu leben. Dieſe Reiſe entzückte unſern jugendlichen Sinn und durchwebte unſer ganzes Leben mit lichten, ſchönen Bildern.

Wir lebten nach der Rückkehr in unſerm kleinen Thale, in welchem zu bleiben ich durch meine Verheirathung beſtimmt war, in Erinnerungen. Eine wehmüthige Sehnſucht nach dem Genfer See wandelte uns freilich oft an. Doppelt altmodiſch und traurig

schienen uns die geselligen Umgebungen. Rege Phantasie söhnt sich indeß leicht auch mit der einförmigen Wirklichkeit aus, da sie Leben und Geist durch Alles zu hauchen weiß. Das Streben nach Kenntnissen, das die mannigfaltigen Ansichten der Menschenwelt und Natur in uns angeregt hatten, besonders das Lesen des Plutarch, zu dem wir immer zurückkehrten, der vertrauliche Umgang mit liebenswürdigen Jugendfreunden füllte und erheiterte unser Leben. Die geschmacklose Förmlichkeit eines kleinen Hofes gab uns, die wir noch voll waren von dem heitern freien Leben der französischen Schweiz, Anlaß zu manchen tollen und muntern Einfällen. Damals ging noch keine Kunststraße durch dies kleine Thal; ein Fremder war ein Phänomen. Oft erschienen wir uns selbst als verwünschte Prinzessinnen, auf Erlösung aus dieser Einförmigkeit hoffend.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten, Schiller, der seine verheirathete Schwester und Frau von Wolzogen in Meinungen besucht, am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend; deßhalb wird man verzeihen, daß ich so viel von unserer Familie geredet.

Schiller fühlte sich wohl und frei in unserem Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eigenen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsere Gespräche noch etwas Anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe von Julius an

Raphael und die auf dieſe ſich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, ſich unſerer Familie anzuſchließen, ſchien ſchon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unſerer Freude ſprach er beim Abſchiede den Plan aus, den nächſten Sommer in unſerm ſchönen Thale zu verleben.

Wilhelm von Wolzogen hing an uns mit der herzlichſten Freundſchaft. Wir waren die erſten weiblichen Weſen, die bei einem Beſuche in der Akademie ſein Herz gerührt hatten, und ſeine Jugendträume blieben an unſer Bild geheftet. Bei jedem Abſchiede forderte er in jugendlich ritterlichem Sinne feierlich von uns das Verſprechen, ihm zu ſchreiben, wenn er uns in irgend einer Noth helfen könne; vom Ende der Welt würde er zu uns eilen. Er bereitete ſich zu einer Reiſe nach Paris vor, um ſich ganz dem Studium der Architektur zu widmen; doch wünſchte er nichts ſehnlicher, als einſt in unſerer Nähe leben zu können. Des Vetters freundſchaftliche Geſinnung gegen uns theilte der Freund; unſer kurzes Zuſammenſeyn ward beſeelt und erhöht durch Innigkeit und lebendige Empfindung, deren Nachklang, wie der Eindruck, den wir auf Schiller gemacht, ſich in folgendem Briefe des letzteren an Frau von Wolzogen ausſpricht:

Weimar, den 20. Dec. 1787.

Endlich! werden Sie ſagen, endlich doch ein Brief! und in der That ſchreibe ich Ihnen etwas ſpät, wie wir angekommen ſind. Aber die Geſchäfte, die ich hier vorfand, haben mich bis jetzt nicht zu Athem kommen laſſen. Sie werden mir das aufs Wort glauben, und verzeihen.

Wir ſind glücklich nach Rudolſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geſchmack bewundern; denn mir ſelbſt wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen, und ſobald ich auf einige Tage Luft habe, dort ſeyn.

In Weimar hat Wilhelm sich nur zwei kleine Tage aufgehalten, wo ich ihn in den Club geführt, und ihn mit Bode, Wieland und Bertuch bekannt gemacht habe. Mlle. Schröter haben wir auch besucht und bei Kalbs zu Mittag gegessen. Ueber diese Dinge wird er Ihnen selbst Auskunft geben. Jetzt, meine liebste Freundin, sitze ich wieder unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben, und zehre gleichsam von der Erinnerung dieser zehn fröhlichen Tage, die ich bei Ihnen zugebracht habe. Wir haben uns doch wieder gesehen, und die freudige Entdeckung gemacht, daß wir die Nämlichen geblieben. Ohne Zweifel wohnen Sie jetzt wieder einsam in Bauerbach; aber ich beneide Ihnen manchmal diese Lage. Sie genießen da das höchste Glück in meinen Augen, Unabhängigkeit und Ruhe. Abwechselung können Ihnen die kleinsten Geschäfte geben.

Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Wilhelm von mir. Der lieben Lotte werde ich bald nach Hildburghausen schreiben. Ewig Ihr

Schiller.

Ein Brief, den Schiller einige Wochen nach dem oben mitgetheilten an seinen Freund K. schrieb, sagt deutlicher, welche Empfindungen der Besuch in Rudolstadt in ihm aufgeregt hatte; gewiß erfüllte damals schon eine lebhafte Neigung zu meiner Schwester sein Herz.

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern

darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —"

Meine Schweſter konnte wohl in jedem Sinne eine wünſchenswerthe Verbindung für Schiller ſeyn. Sie hatte eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landſchaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Unter günſtigern Umgebungen hätte ſie in dieſer Kunſt etwas leiſten können. Auch ſprach ſich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältniſſe eingegeben, voll Grazie und ſanfter Empfindung ſind.

Wir lebten in innigſter Vertraulichkeit; alle meine Gedanken und Gefühle gingen in ſie über, und ihr Glück war meine herzlichſte Sorge, ja meine einzige Lebenshoffnung, da ich mich in einer Stimmung befand, die mich mein eigenes ganz aufgeben hieß. Ihr Gemüth war wund und bewegt durch eine herzliche Neigung, die ſie aufgeben mußte, da äußere Umſtände ungünſtig waren. Der edle und liebenswürdige Mann, dem ihre Neigung zugewandt war, ſprach ſeine Liebe in allem Schmerz der Hoffnungsloſigkeit aus, und nährte ſo die Empfindung, die für ihn ſprach. Seine Verhältniſſe trugen ihn im Militärdienſt über das Meer nach einem andern Welttheile, und die Wehmuth eines ſolchen Abſchieds tönte lange in dem Weſen meiner Schweſter nach. Um ſie zu erheitern, veranlaßten wir einen Aufenthalt von einigen Monaten in Weimar, wohin auch die Ausſicht auf die Hofdamenſtelle führte, da die immer gleich gütige Herzogin fortdauernd geneigt blieb, ihres Verſprechens zu gedenken, wenn eine Veränderung an ihrem Hofe einträte.

Hier sah meine Schwester Schillern wieder. Er hielt sich in der gehörigen Entfernung, wie ihn die Umstände und seine Feinheit lehrten. Einige nachfolgende Billets und Briefe zeigen dennoch, wie sich sein Herz zu meiner Schwester gezogen fühlte, und welche Hoffnungen er an die Bekanntschaft mit ihr knüpfte.

Schiller an Charlotte von Lengefeld.

Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie handeln auch sehr grausam an der armen Komödie, daß Sie sie gerade in dasjenige Licht stellen, wo sie sich am allerkläglichsten ausnimmt, nämlich in eine Alternative mit Ihnen. Es könnte mich beinahe ärgern, daß sie nicht besser ist, oder daß es nicht irgend sonst eine Freude gibt, um Ihnen zeigen zu können, wie gerne ich sie für das größere Vergnügen versäume, um Sie zu seyn. Hier könnten Sie mich zwar erinnern, wie lange Sie schon hier sind, und wie wenig ich mir dennoch Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht habe; aber glauben Sie mir für jetzt, daß dieses Letztere das Erste so wenig umstößt, daß ich vielmehr, wenn ich mich selbst gewissenhaft darum befrage, eins durch das andere erklären muß. Mein Aufenthalt in Rudolstadt (worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe) soll mich für das Versäumte schadlos halten, wenn anders eine Versäumniß von dieser Art nachgeholt werden kann; und alsdann, gnädiges Fräulein, hoffe ich Sie auch zu überzeugen, wie wenig meine bisherige seltene Erscheinung bei Ihnen der Unfähigkeit zuzuschreiben war, den Werth Ihres Umgangs zu empfinden. Ich fühle, daß dieses Billet Ihnen nicht ganz verständlich seyn wird; aber das hat auch sein Gutes; Sie werden dadurch gezwungen seyn, es noch einmal zu durchlesen, und um so weniger wird Ihnen dasjenige darin entgehen, wovon ich Sie vorzüglich überzeugen wollte — meiner ehrerbietigsten Achtung für Sie.

Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaus sehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist

doch etwas für dieſen Tag. Doch da Sie nunmehr ſchwerlich mehr allein ſeyn werden, ſo muß ich dieſes Billet bis morgen früh erſparen.

Schiller.

Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und ſchönen Bergen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolſtadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichſten Augenblicken im Traume verſetze. Man kann den Menſchen recht gut ſeyn, und doch wenig von ihnen empfangen; dieſes, glaube ich, iſt auch Ihr Fall; jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menſchen ſind ſchon dem Glücke ſehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieſes wird oft von der Geſellſchaft (ja oft von guter Geſellſchaft) eingeſchränkt; aber die Einſamkeit gibt es uns wieder, und eine ſchöne Natur wirkt auf uns wie eine ſchöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Aſſemblee-Luft ſich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; ſo eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, gerne meine eigene Denkungsart unterſchiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie beſuchen zu dürfen; aber ich bin ſchon von geſtern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von ** zu verlieren. Wie ſehr wünſchte ich nun, daß Sie eine Beſuch-Schuld an ſie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewiſſen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen ſchönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu ſehen, und ſchon die Ausſicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen. Von ** habe ich geſtern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolſtadt — genoſſen hat. An Frau von ** habe ich von Ihnen eine Empfehlung beſtellt. In das Stammbuch will ich morgen ſchreiben.

Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit ſich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieſes ſchon ſo oft geſagt, daß es mich nicht mehr überraſchen ſollte, und doch thut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierſeyns auch die meinigen waren und die meinigen ſeyn konnten, ſo war mir Ihr Hierſeyn doch ſchon an ſich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu ſehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreiſe bringt mich um alles Dieſes. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernſte, daß ich dem Worte Freundſchaft gram ſey? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieſes Namens mag geſagt haben, klingt es vielleicht ſtolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anſpruch mache — aber der Name ſoll mich nicht ſtören. Laſſen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, ſo wollen wir ſchon ſehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hieſigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte ſeinen beſten Werth gegeben; ich fühle ſelbſt recht gut, wie zuſammengebunden und zerknickt ich oft geweſen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges beſſer, als ich während der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erſcheinen können. Eine ſchönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Beſſeres aus mir machen, und der Wunſch, Ihnen etwas ſeyn zu können, wird dabei einen ſehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal leſen, und ich freue mich im Voraus, beſtes Fräulein, auf die ſchönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander ſympathiſiren, und das ſoll mir eine unendlich werthe Entdeckung ſeyn. Sie wollen alſo, daß ich an Sie denken ſoll; dieſes würde geſchehen ſeyn, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantaſie ſoll ſo unermüdet ſeyn, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn ſie in den acht Jahren, daß ich ſie

den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann. Heute Mittag hätte ich Sie also bei Schardts sehen können, wenn mein guter Engel mich zu rechter Zeit erinnert hätte. Aber ich war wirklich nicht ganz wohl, um in eine ganz fremde Gesellschaft zu gehen. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr. — Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so Trauriges für mich. Vielleicht sehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermuthe auch, daß Sie jetzt immer umringt und beschäftigt seyn werden. Frau von** wird um so mehr beklagen, Sie nicht mehr hier zu finden, wenn sie hört, wie nahe sie dabei war. Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier Jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.

Vom Jones folgen hier noch drei Bände; die übrigen sind von der Bodischen Uebersetzung noch nicht heraus. Verlangen Sie sie aber, so kann ich Sie Ihnen in einer andern nach Rudolstadt nachschicken. Ihrem Hause empfehlen Sie mich recht schön, und suchen Sie zu machen, daß ich da ein wenig willkommen bin. Adieu. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

Weimar, den 11. April 1788.

Sie werden in Rudolſtadt nun wieder eingewohnt ſeyn, mein beſtes Fräulein, und bei dieſem ſchönen Wetter ſich Ihrer ländlichen Einſamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie man ſie in Weimar und ſolchen Orten findet, werden gar oft durch Langeweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln in den leidigen Aſſembleen. Dieſen ſind Sie jetzt glücklich entronnen, und Ihr Familienkreis, fürchte ich, wird Sie für Alles ſchadlos halten, worauf Sie in Weimar vielleicht einigen Werth gelegt haben. Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie ſeyn darf! Aber auch Sie beneide ich um Ihre Familie; ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter ſehr edeln Menſchen wäre. Warum kann man ſolche glückliche Augenblicke nicht feſthalten! Man ſollte lieber nie zuſammen gerathen — oder nie mehr getrennt werden.

Seitdem Sie Weimar verlaſſen haben, iſt die Erinnerung an Sie meine beſte Geſellſchaft geweſen. Die Einſamkeit macht jetzt meine Glückſeligkeit aus, weil ſie mich mit Ihnen zuſammenbringt, und mich ungeſtört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für ſchöne Träume bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein theuerſtes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch iſt es ſo weſentlich für mich, zu wiſſen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in ſo kurzer Zeit geworden ſind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig iſt. Könnte ich hoffen, daß von der Glückſeligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entſagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu ſeyn! wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schönen Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine sehr wesentliche Uebereinstimmung zwischen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug ist, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantasie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr so denken. Beides fürchte ich, und ich sehe ein, wie sehr ich Ursache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben.

Wie leben Sie jetzt in Rudolstadt? Wie haben Sie es da wieder nach der kleinen Abwesenheit gefunden? Ich kann mir recht wohl denken, wie ungeduldig man sich nach Ihnen gesehnt hat. In einem so engen Kreise ist eine solche Lücke sehr fühlbar; und wahrhaftig das Opfer war groß, das Ihre Familie Ihnen gebracht hat, Sie so lange zu entbehren. Sie hatten den Vortheil der Zerstreuung, des Neuen und der Menge; den Ihrigen fehlte dies Alles. Jedes unter ihnen hat wahrscheinlich für das Eine eine eigenthümliche besondere Vertraulichkeit, die es nicht für das Andre hat. Manche Empfindungen, die Sie einer Schwester mittheilen, behalten Sie vor einer Mutter zurück, und auch umgekehrt. Alles dieses hat also während Ihrer Abwesenheit unter dem Schlüssel bleiben müssen. Habe ich nicht recht? Und mit je weniger Menschen man lebt, desto mehr bedarf man dieser wenigen.

Seitdem Sie weg sind, habe ich Niemand von Ihrer hiesigen Bekanntschaft gesehen; ich kann Ihnen also auch nichts davon hinterbringen. Einer meiner intimsten Freunde, der mich dieser Tage hier besuchte, veranlaßte mich, ihn nach Gotha zu begleiten. Frau von ** war gerade da, wie ich dort ankam; aber ich habe sie nicht gesehen. Sie war nicht ihr eigener

Herr; ich hätte bis den andern Tag warten müſſen, und dieſes konnte ich nicht. Morgen, höre ich, ſoll ſie zurückkommen.

Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier ſind; Sie würden öfters ſpazieren gehen, und ſehen könnte ich Sie wenigſtens mehr. Es iſt jetzt gar freundlich und ſchön im Stern und im Garten, und die Nachtigallen ſchlagen. Ihren Favorit, die Schnecke (eine laubenartige Parkanlage, von einer Wendeltreppe, die bis zu ihrer Höhe führte, ſo genannt), habe ich heute bewundern gehört: der Herzog ſelbſt nahm ſie in Schutz, und hat ihr Gnade widerfahren laſſen. Haben Sie indeſſen meiner auch wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterſtanden, Ihnen dieſen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja ſo gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich dieſe Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigſten Meubles müßte ich auch dabei haben, wenn es nur irgend möglich iſt; alsdann auch, wenn es angeht, die Koſt; doch dieſe ſoll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich ſie mir aus der Stadt würde holen laſſen können. Noch einmal, beſtes Fräulein, verzeihen Sie mir dieſen Mißbrauch Ihrer Güte. Es ſoll der letzte Auftrag dieſer Art ſeyn. Den Ihrigen ſagen Sie recht viel Schönes von mir. Leben Sie recht wohl, und erinnern ſich zuweilen meiner.

Schiller.

Weimar, den 2. Mai 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Beſorgung Sie ſo gütig übernahmen, ſo ganz nach meinen Wünſchen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, beſtes Fräulein, daß ich Ihnen unendlichemal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht; aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches

Sie mir dadurch verſchaffen, ſtatt alles Dankes iſt. Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege, als die Unſicherheit der Jahreszeit, die aber in wenigen Tagen wird gehoben ſeyn, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger als etwa acht oder zehn Tage hier aufhalten ſoll. Zehen Tage ſind alſo mein längſter Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklaſſe, reichlich entſchädigen.

Jetzt ſind wir hier einzig an die liebe Natur verwieſen; die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterin im Winter, hat uns verlaſſen. Der Frühling iſt dafür da, mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich dieſe lieblichen Tage hier in der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum ſo ganz und gar verlieren ſoll. Wie viel angenehmer ſollten ſie mir in Ihrer Nachbarſchaft vorübergehen!

Sie warnen mich, beſtes Fräulein, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht ſagen, von Ihrer Freundſchaft?) nicht zu viel verſprechen ſoll. Mir iſt in der That für nichts bange, als daß ich, bei allen Beſtrebungen und Wünſchen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne ihr Zuthun, mir gewährt, in Anſchlag kommen kann. Aber Ihre Warnung, beſtes Fräulein, erinnert mich, daß es doch wohl möglich ſeyn könnte, ich ſetze zu viel gute Meinung von mir bei Ihnen ſelbſt voraus, und mehr, als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe zu verdienen. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich ſollte, an mich ſelbſt dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorſtellung Ihrer Freundſchaft gar wohl verleitet haben könnte, ſie als etwas ſchon Erworbenes und Entſchiednes vorauszuſetzen. Dieſes, beſtes Fräulein, und nicht meine Phantaſie habe ich zu fürchten, denn meine Phantaſie, das glauben Sie mir! hat gar keinen Antheil an meiner Vorſtellung

von Ihnen. Ich bitte also für mich selbst um die Toleranz, die Ihre Bescheidenheit Sie von mir begehren ließ, und im Ernste bitte ich Sie darum. Werden Sie auch meine Fürsprecherin bei den Ihrigen; sagen Sie ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß sie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überrascht werden und es mir höher anschreiben. Vor allen Dingen aber sagen Sie ihnen, wie sehnlich ich unserer näheren Bekanntschaft entgegen sehe.

Wolzogen hat mir noch nicht geantwortet. Seine Mutter (wie Sie vielleicht schon wissen) hat eine schmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überstanden.

Leben Sie recht wohl. Adieu.

Schiller.

Im Frühlingsmond 1788 bezog Schiller seine Wohnung in Volkstädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite geben diesem Platze den Reiz der Mannichfaltigkeit, zugleich einer Einsamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenstände überschaut. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Hause gegenüber, die ein Wäldchen krönt, hat ein kunstliebender Verehrer Schillers ein Monument für ihn errichtet, wozu Dannecker seine kolossale Büste zu einem Bronzeabguß verehrte. Oft wird dieser schöne Platz denen, die Schillern noch persönlich gekannt, und den jüngeren, seinem Geist befreundeten Bewohnern zum Vereinigungsplatz dienen, und Goethens sinnvolle Worte bewähren:

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

In unſerm Hauſe begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heitrer Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen ſahen, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die ſich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe.

Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unſre Gemüths- und Geiſteskräfte zu völliger Befriedigung im Einklang fühlen, ſo iſt dies in der Blüthezeit einer beginnenden geiſtigen Freundſchaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umſponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenſchaftlicher Zuneigung ſtört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht geſpannt und gedrückt durch heftiges Streben, Liebe zu gewinnen, entfaltet ſich unſer Weſen frei, ruhig und ſtill in ſeinen tiefſten Kräften, und vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, ſpiegelt ſich Seele in Seele. Auf dieſem

milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schweſter gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus ſeit meiner Verheirathung mit Herrn von B. führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir ſo wohl geworden, mich ſo ganz über Alles ausſprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorſichtiges Baden in dem ſehr kalten Genfer See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieſer Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren, ward mein tägliches Beſtreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt, und beſonders las ich von philoſophiſchen Schriften, was ich auftreiben konnte. Der erſte Theil von Herders Ideen hatte mich ſehr befriedigt, und in reinerer Harmonie erklang mein ganzes Weſen nach dieſer Lectüre. Eine angeborne Heiterkeit des Geiſtes verließ mich ſelten. Mein lebendiges Gefühl durchdrang alle menſchlichen Zuſtände meines Kreiſes; ich konnte kein Weſen leiden ſehen, und mit Heiterkeit und Gewandtheit ſuchte ich alle Verhältniſſe zurecht zu legen. Selten duldete ich eine Mißſtimmung lange in meinem Kreiſe. Mein eigenes verletztes Gefühl löſete ſich meiſt in ein unendliches Mitleiden mit allen menſchlichen Schwächen auf. So erhielt ich gute Laune und Harmonie um mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung. Nur Engherzigkeit und langweiliges Haften an den Unbedeutenheiten des täglichen Lebens wies ich trocken und kalt ab, und ein unverſöhnlicher Haß gegen die Plattheit erhielt immer das geiſtige Intereſſe vorherrſchend. Die Perſonen, die, außer Schiller, meine nächſte Umgebung ausmachten, förderten dieſe Neigung.

Herr v. B. hatte viele Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Ausbildung, und machte ſich mit allen neuen Erſcheinungen in der literariſchen Welt bekannt. Der Baron Gleichen, mit dem wir, ſo wie mit ſeiner damaligen Braut, in geſchwiſterlicher Freundſchaft und Vertraulichkeit aufgewachſen waren, gehörte beinahe

täglich zu unſrer Geſellſchaft. Er war einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen. Ausbildung des Geiſtes war ſein innigſtes Bedürfniß, und die reinſte, wohlwollendſte Geſinnung ſtellte ſich in ſeinem ganzen Leben, wie in ſeiner ausgezeichnet ſchönen Geſtalt dar. Er hatte viel Sinn für bildende Kunſt; wir zeichneten, malten zuſammen, und durchſahen Kupferwerke, die uns mit den vorzüglichſten Werken der Kunſt bekannt machten. Eine reinere, kindlichere Freude an ſchönen Formen findet man ſelten; er war recht zum Genuß des Schönen aller Art geſchaffen. Keine anmuthige Bewegung der Seele wie des Körpers entging ihm; keine ſinnige Rede, die dem Gedanken und dem Gefühl die ihm gehörende plaſtiſche Form gab, ging ihm verloren. Sein ganzes Weſen war Religion, Achtung vor dem Gewiſſen, Abweiſen alles Unrechts und zarte Schonung jedes Verhältniſſes. Dennoch konnte dieſer treffliche Menſch nicht zur Einigkeit mit ſich ſelbſt kommen. Er ſtudirte alle philoſophiſchen Syſteme, um über die ewigen Fragen der Menſchheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von ſeinem Scharfſinn geſtört; er lebte immer im Zweifel. Unſere Geſpräche betrafen meiſtens Gegenſtände der Metaphyſik; ich wünſchte Ueberzeugung für meinen Freund. Schiller mußte ſich uns ergeben, wenn er auch oft nach einer andern Richtung ſtrebte, und dringend bat, die Metaphyſik nur einige Tage ruhen zu laſſen. In der Kantiſchen Philoſophie fand unſer Freund ſpäterhin viel Beruhigung, und ein Geſchäft, das ihn aufforderte, die Kräfte ſeines Geiſtes praktiſch zu üben und äußere Beziehungen zu beachten und zu ehren, die Erziehung der Söhne ſeines Freundes, des Fürſten von Rudolſtadt, entzog ihn ſeinem überwiegenden Hange zur Abſtraction.

Der Fürſt und ſein Bruder, Prinz Carl, lebten als liebenswürdige Jünglinge viel in unſerm Kreiſe und bewahrten immer eine herzliche Freundſchaft für Schiller.

Dieſer arbeitete in Volkſtädt an ſeiner Geſchichte der Niederländiſchen Revolution, und er las uns die einzelnen Abſchnitte vor, wie ſie vollendet waren. Auch der Geiſterſeher

beschäftigte ihn, und das philosophische Gespräch in diesem Romane war vielleicht ein Nachklang unsrer vorherrschenden speculativen Unterhaltungen.

Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den schönsten Lebensgenuß und Trost gewährt, die wir nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet aufgenommen hatten, ergriffen wir, in Schillers Ansicht, nun auch mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum erstenmal lasen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchstücke bekannt waren. Was jeder Deutsche Voßens Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las uns Abends die Odyssee vor, und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern vollendete diese neue Gestaltung unsers Kunstsinns. Diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Innern, und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's griechischem Theater kennen lernten, übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst unsrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsre Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dies Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eigenen Geist wurde, ja auf den Wallenstein mächtig einwirkte, ist wohl nicht zu verkennen. Er schrieb in dieser Zeit an seinen Freund Körner:

„Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht

ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neu beseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte diesen freundlichen Zauber.

Unsre Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war, und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußern Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen.

Auch ich war besonnen, wenn es dem Glück meiner Freunde galt; und für meine Schwester konnte ich nur eine Heirath wünschen, die sie in eine heitre, sorgenfreie Lage versetzte. Wir waren nicht so reich, daß Schiller von ihrem Vermögen hätte unabhängig leben können; und Unabhängigkeit wünschte ich für sein Talent über Alles. Das bloße Schriftstellerleben ohne Sicherheit in einer bürgerlichen Existenz war mir ängstlich. Der Theaterwelt war ich abgeneigt; sie schien mir von der Sphäre des häuslichen Lebens abzuführen, und der stillen, höheren Production der Poesie nicht günstig. Mit Freuden nahm ich wahr, daß der Wunsch einer festen Lage auch in Schiller oft aufdämmerte. Gern gedachte er seiner medicinischen Studien. Er rieth uns, Haller, für den er immer die tiefste Verehrung behielt, zu lesen, und las uns selbst die für uns passenden Stellen aus der Physiologie dieses Mannes, die er in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete.

Eine Professur der Geschichte kam auch zur Sprache; sie paßte mehr zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten und Vorsätzen; auch äußere Umstände waren dem Plane, eine solche zu erwerben, günstiger, und dieser wirkte erheiternd auf seine gegenwärtige Arbeit. Die Gegenwart war genußreich

und die Zögerung auf dem Wege zu einer beglückenden Verbindung, zu einer erwünschten Häuslichkeit, diese Zögerung, die Vernunft und Zartheit geboten, war nicht drückend für ihn und meine Schwester, da die Hoffnung doch von fern freundlich zuwinkte.

Wilhelm von Wolzogen besuchte uns noch vor seiner nahen Abreise nach Paris. Er hatte die größte Hoffnung, seine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen genesen. Nach vier Wochen erhielten wir die Nachricht ihres Todes. Wie sehr der Verlust dieser treuen Freundin Schillern ergriff, lesen wir in dem Briefe an den trauernden Sohn.

Rudolstadt, den 10. August 1788.

Noch ganz betäubt, liebster Freund, von der traurigen Nachricht, die Sie mir geben, setze ich mich, Ihnen zu schreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren; es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf, auch ohne die vielen besondern Ursachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen sie zu seyn, auch ohne alles dieses unsrer ganzen Liebe, unsrer aufrichtigen Thränen werth. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unser Aller Trost ist dieser, daß sie durch diesen sanften und geschwinden Tod vielem Leiden entgangen ist, das ihr unausbleiblich bevorstand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn sie ein hoffnungsloses und martervolles Leben hätte fortleben müssen, ohne Aussicht von Besserung; und ein langes körperliches Leiden, liebster Freund, würde gewiß endlich ihren Geist darnieder gedrückt und den Muth gebeugt

haben, mit dem ſie allem Unglück trotzte. Laſſen Sie uns das ein Troſt ſeyn, da wir beide fühlen, daß ein ſchmerzvolles, halbes Daſeyn ein traurigeres Loos iſt, als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelaſſenheit bei dieſem Verluſte hat mich innigſt beruhigt; wir können, was uns lieb und theuer iſt, beweinen; aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht.

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte Freundſchaft gebunden; laſſen Sie uns dieſes Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen, und wo möglich noch feſter knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören. — Ach! ſie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte ſeyn können!

Beruhigen Sie Charlotten; dieſer Schlag wird ſie ſehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebſter Freund, kommen Sie hierher in unſere Arme, Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerſtreuung. Finden Sie ſie bei uns. Wenn ich auch nach Meinungen käme, würden wir uns recht genießen? würden wir nicht beide von Außen gedrückt und niedergeſchlagen werden? Ich ſende Ihnen dieſen Expreſſen, weil ich fürchtete, daß die Poſt zu langſam ſeyn würde. Laſſen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, ſo gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hieſigen Freunde ſehnen ſich herzlich danach, Ihnen etwas zu ſeyn, ſie ſehnen ſich nach Ihrer Geſellſchaft. Kommen Sie ja. Wir wollen ſuchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlaſſen uns darauf, Sie ſpäteſtens den Donnerſtag bei uns zu ſehen. Suchen Sie aber alle Geſchäfte, die Sie in Meinungen noch vorfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgart zurückgehen, und alſo deſto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich aufs Pferd ſetzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu gehen. Ich ſehne mich nach Ihnen. Wenn

wir uns ſprechen, ſo werde ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr ſeyn kann, als in Meinungen.

Mit dem Gedichte würde es jetzt ohnehin zu ſpät ſeyn, da die Beerdigung vorbei iſt. Ihr Brief war vier Tage unterwegs; aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will. Kommen Sie ja, liebſter Freund. Wir ſehen Ihnen mit Sehnſucht entgegen.

Schiller.

Während dieſes Sommers ſah Schiller Goethen zuerſt in unſerm Hauſe. Wie alle rein fühlenden Herzen, hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt. Alle unſre erhöhteren, ächt menſchlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rouſſeau waren unſre Hausgötter. Auch floß des Erſtern ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, die wir bei unſerer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in unſerm Gemüth in Eins zuſammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Recenſion des Egmont faſt nicht verzeihen können.

Höchſt geſpannt waren wir bei dieſer Zuſammenkunft, und wünſchten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei ſeinem entſchiedenen Ruhme und ſeiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unſerm Freunde auch mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen. Zu unſerm Troſt ſchien Goethe von ſchmerzlicher Sehnſucht nach Italien befangen; und da wir ſelbſt bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man ſich nach dem Genuſſe einer größern Natur nicht ſogleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmuthigen Erſcheinung verträgt, ſo liehen wir ihm gern dieſe Empfindungsart, als Grund ſeiner Kälte.

Es freute uns ſehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unſerm Tiſch lag, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, einſteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen uns, nach dieſer Zuſammenkunft, ſtimmten ganz mit dem überein, was er ſeinem Freunde Körner über dieſelbe ſchrieb: „Im Ganzen genommen, iſt meine in der That große Idee von Goethe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands that uns ſehr weh, um ſo mehr, da ſeine Gedichte zu denen gehörten, die unſre Jugend verſchönert hatten. Es war hart von dem ſo edeln Manne, eine poetiſche Anſicht und momentane Dichterlaune vor das ſtrenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beſchränktheit als Mitſtreiter zu finden, und unſerm Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu ſchaden. Er ließ ſich wahrſcheinlich von momentaner Empfindung, die die Folgen nicht ermaß, hinreißen. Was kann man einem Menſchen Schrecklicheres Schuld geben, als ein Gottesläugner zu ſeyn? Es zerſtört ſeine ganze Menſchheit in Vernunft und Empfindung. Die letzte Strophe dieſes Gedichtes dünkte uns gerade ſehr rührend durch die Sehnſucht nach dem Höchſten und Ewigen, die ſie ausſpricht.

Schiller war empfindlich bewegt; doch gab er zu unſerer Freude die Idee, in der erſten Aufwallung zu antworten, auf, obgleich Wieland (wie wir aus einem unten mitzutheilenden Briefe ſehen) ihn dazu ermuntert hatte. Daß er in der ſpätern Sammlung der Gedichte die anſtößige Stelle umgeſtaltete, zeigt, wie ſehr ihm daran lag, die beſſere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menſchenherzen zu beleidigen. Schon während des Rudolſtädter Lebens vermied er dieſes ſorgſam. Mit meiner

Mutter, die den ſchönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an ſtrenge dogmatiſche Formeln und Vorſtellungsarten band, gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man ſich immer wieder zuſammen. Er ſchenkte ihr eine engliſche Bibel, und ſchrieb die Zeilen hinein:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!

Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unſerm Hauſe kennen. Dieſer merkwürdige Menſch, deſſen Name von allen Deutſchen mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er noch nach deſſen Tode der trauernden Familie durch die thätigſte Theilnahme bewies. Verwandt hinſichtlich der ſtarken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinſames Intereſſe an der Menſchheit, durch ächte Freiheitsliebe, wurden ſie ſich gegenſeitig werth, und ihre Gemüther begegneten ſich im Enthuſiasmus für die Ausbildung des Nationalſinns, den jeder auf ſeine Weiſe zu fördern ſuchte. Becker verbreitete unter dem Schutz des trefflichen Herzogs Ernſt von Gotha ſeine Volksſchriften, die wahre Volksbildung bezweckten, ohne zur Verbildung zu führen, und Schiller löste die deutſche Muſe aus den Feſſeln des galliſchen Geſchmacks. Wie tief beide ins Herz des Volkes gegriffen, davon gibt die Zeit der Befreiung vom fremden Joche Kunde.

Das Verhältniß des freundlichen Greiſes Wieland zu unſerm Freunde, das ſich immer rein und wohlthätig für ihn erhielt, zeigt ſich in folgenden Briefen.

Gegenſeitige Anerkennung der verſchiedenen Talente, Offenheit und heitere Laune blühten ſeit der erſten Bekanntſchaft zwiſchen beiden immer friſch und ungekränkt.

Wieland an Schiller.

Sie ſind alſo in Ihrem ſelbſt gewählten Pathmos glücklich angelangt, mein liebſter Schiller, und gefallen ſich da? Quod

felix faustumque sit! und mögen Ihnen auch, wie dem heil. Johannes Theologus, — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen daselbst zu Theil werden!!

Es ist mir dermalen aus Mangel an Zeit u. s. w. nicht möglich, mich mit Ihnen länger zu unterhalten; ich reservire mir diesfalls reservanda auf ein andermal, und begleite diesmal die beikommenden Packte und Päcktlein nur mit einem Gruß von uns Allen und der Nachricht, daß wir gestern vor acht Tagen einen ganz goldnen paradiesischen Tag in den Gärten von Belvedere zugebracht, und da nicht nur an Sie gedacht, sondern Sie herzlich zu uns gewünscht, und — wenigstens ich für meinen Theil — ein wenig über den Kakodämon geflucht haben, der Ihnen einen so dicken Flor vor die Augen zog, nicht zu sehen, daß Sie Ihre Wohnung nur zu Belvedere aufzuschlagen brauchten, um alle Vortheile der Einsamkeit mit allen Annehmlichkeiten des Landlebens zu haben, und uns doch nahe genug zu bleiben, daß wir uns wenigstens alle vierzehn Tage hätten sehen können. Doch es geschehe des Schicksals Wille in allen Dingen. Hoffentlich wird es auf seinen ehernen oder diamantnen Tafeln auch geschrieben stehen, daß Sie bald wieder zu uns kehren; denn nun, da Sie weg sind, ist mir, ich hätte unendlich viel mit Ihnen zu reden und abzuthun, wiewohl ich, da Sie bei uns waren, so übel von der Gelegenheit profitirt habe.

Von Ihrem innern Berufe haben Sie mich, mein Bester, in Ihrer beinahe allzu ernsthaften Deduction so vollkommen überzeugt, daß wenn ich über ein hübsches Mädchen mit zwanzig tausend Thalern zu disponiren hätte, ich heute noch einspannen lassen und sie Ihnen zuführen wollte.

Den Merkur lege ich Ihnen so nahe ans Herz als möglich, und umarme Sie schließlich mit warmen Wünschen für Ihr Wohlbefinden und Vergnügen, als ewig der Ihrige

Weimar, den 2. Juni 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Daß Sie mich und den armen Merkur ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, ſehe ich als ein Zeichen an, daß Ihnen in Ihrer ſchönen Einſamkeit wohl iſt, und daß Sie ſich in irgend eine neue Region auf, über oder unter der Erde hineingearbeitet und darin zu ſehr vertieft haben, um noch an etwas Anderes denken zu können. Bei alle Dem bringt mich die Noth, Sie an das freundliche, und ſo viel ich mich erinnere, ganz poſitive Verſprechen zu erinnern, womit Sie mich bei Ihrer Abreiſe getröſtet haben. Ich muß dieſen Monat Junius beinahe ganz allein beſtreiten, und mit dem Julius und Auguſt wird es nicht beſſer gehen. Mir iſt leid, daß ich genöthigt bin, Ihr Mitleiden zu erregen. Es iſt noch nicht ſehr lange, daß Sie die Idee hatten, ſich für den Merkur mit mir zu verbinden, und ihm eine neue Geſtalt geben zu helfen. Auch dieſe Idee ſcheint ſich von Ihnen entfernt zu haben. Ueberlegen Sie indeſſen die Sache in der Stille, worin Sie jetzt leben, und ſchreiben mir das Reſultat Ihrer Betrachtungen und Calculs. Wenn etwas dergleichen geſchehen ſoll, ſo muß es dem Publico wenigſtens ein Vierteljahr vor dem Schluſſe dieſes Jahres angekündigt werden können, und wir müßten alſo bald dazu thun. Verzeihen Sie, Lieber, meine Zudringlichkeit. Ich bin zuweilen ſtark verſucht, Sie einmal in Ihrem Dörfchen zu überraſchen. Die größte Schwierigkeit liegt blos darin, wo ich die Zeit hernehmen ſoll; denn ich bin in der That mitten unter unaufhörlichen, gewöhnlichen und zufälligen Abhaltungen und Zerſtreuungen, mit Arbeit ſo überhäuft, daß ich nicht weiß, was endlich aus mir werden wird. Anſtatt daß ſo viel, was ich ſchon gethan habe, mir einige Ruhe für mein Alter verſchaffen ſollte, nimmt die Drudgery vielmehr mit jedem Jahre zu. — Doch keine Klage noch Empörung gegen die eiſerne Nothwendigkeit und die diamantne Spindel der großen Pepromene!

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und vergeſſen uns nicht ganz. Wir ſprechen faſt alle Tage von Ihnen, und vermiſſen

Sie oft. Meine Frau und das ganze Haus läßt Ihnen durch mich recht viel Freundliches ſagen. Noch einmal, leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Weimar, den ... Junius 1788.

Wieland.

Meine Zeit, liebſter Schiller, mißt ſich noch immer nach Augenblicken, und ich habe davon Laune genug übrig, um Sie einmal wieder an mich zu erinnern, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Ihnen meinen Dank für Ihren neulichen trefflichen Beitrag zum Merkur wenigſtens mit zwei Worten zu erkennen zu geben. Ich habe dieſes Stück, welches man eine kritiſche Geſchichte der Geneſis Ihres Don Carlos nennen kann, mit unbeſchreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geiſtes geleſen; ſie iſt zugleich ein Muſter einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen ſich ſelbſt, dieſe ſo ſcharfſinnig und tiefgedacht, daß wenige Leſer des Don Carlos ſie leſen werden, ohne ſich zugleich belehrt und beſchämt zu finden. Ich bin nach der Fortſetzung ſehr begierig, und bitte Sie darum, was ich bitten kann.

Man glaubt hier, Sie amüſirten ſich ſehr gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienſtes, Ihnen dieſen Secessum angenehm gemacht zu haben, auf die ſchönen oder doch auf eine ſchöne Rudolſtädterin. Deſto beſſer! — Ich habe in dieſen vergangenen vier Wochen ein zerſtreuungsvolles Leben führen müſſen, welches mich mit meinen Arbeiten ſehr in die Enge gebracht hat, ſo daß ich kaum weiß, wie ich es machen ſoll, um den Kopf überm Waſſer zu erhalten.

Meine ganze Familie empfiehlt ſich Ihrem Andenken und erfreut ſich, wenn es Ihnen recht wohl ergeht, wünſcht aber doch mit mir, daß Weimar, das durch die Anweſenheit ſchon nicht viel gewinnt, durch die Abweſenheit nicht gar zu viel bei Ihnen verlieren möge. Ich umarme Sie, mein Freund, von ganzem Herzen.

Weimar, den 28. Julius 1788.

Wieland.

Lieber Herr und Freund!

Omne rarum carum. Je länger Sie mich auf Ihren Brief haben warten laſſen, deſto angenehmer war es mir, endlich einmal wieder unter Ihrer Hand und Signatur zu leſen, daß Sie mich noch lieben, und in Ihrem Elyſium oder Quaſi-Elyſium wenigſtens noch nicht aus dem Lethe getrunken haben. Mich freut, daß Sie wohl ſind, und daß wir etwas davon geahnet haben, daß es nicht bloß die ſchönen Felſen, Berge und Thäler um Rudolſtadt ſind, die Sie in dieſen Gegenden ſo lang bezaubert halten.

Mit uns geht es immer im gewöhnlichen Train fort, außer daß ich, ſeitdem die berühmte Reiſe nach Italien angetreten worden, d. i. ſeit vier und zwanzig Tagen, um ein gut Theil mehr Muße habe, meinen vielen Arbeiten obzuliegen. A propos meiner Arbeiten danke ich Ihnen mit Mund und Hand für die überſchickten Beiträge zum Merkur. Was Sie mir noch zu ſchicken verſprechen, ſoll eben ſo willkommen ſeyn. Mir iſt lieb, daß Sie den platten Grafen Leopold für ſeine, ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechiſchen Götter ein wenig heimſchicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde ſich ſeines Herrgotts in einer tüchtigen Ode, oder doch in einem architochiſchen Jamben annehmen; aber er wird, wie es ſcheint, immer proſaiſcher, und es iſt wirklich erbärmlich zu ſehen, was er für Schlüſſe macht. Aber ſo rächt ſich die Philoſophie an den Poeten, die von Jugend an ohne ſie auszukommen ſich gewöhnt haben.

In meinem Hauſe werden Sie Lücken finden, wenn Sie wieder kommen. Amalia iſt heute vor vierzehn Tagen zu Oßmanſtädt mit ihrem trauten Liebeskind verkettet worden, und Carolinen ſteht in vierzehn Tagen das Nämliche mit Diaconus Schorcht in Jena bevor. Wie Sie ſehen, mein Beſter, werden zu Realiſirung Ihres guten Wunſches alle von uns abhangenden Anſtalten gemacht.

Ich muß abbrechen. In meiner Lage erwarten Sie doch ohnehin weder witzige, noch gelehrte, noch intereſſante Briefe

von mir. Fuhr- und Avisbriefe ſind das einzige, wozu ich Zeit habe — der Fehler iſt nur, daß ſie nicht viel zu bedeuten haben.

Leben Sie wohl et res tuas feliciter age. Meine ganze Familie empfiehlt ſich Ihrem Andenken und erfreut ſich mit einem beinahe heroiſchen Uneigennutz, daß es Ihnen in R. ſo wohl gefällt, daß Sie das Wiederkommen vergeſſen zu haben ſcheinen.

Weimar, den 17. Sept. 1788.

Wieland.

In der Mitte Novembers kehrte Schiller nach Weimar zurück. Plane und Arbeiten, vielleicht auch eine zarte Rückſicht gegen meine Schweſter, da das Publikum ſich ſchon mit dem Gerücht von einer Heirath trug, zu deren Realiſirung ſich doch noch keine Ausſicht zeigte, bewogen ihn dazu. Zudem ſchnitt der Winter den Landaufenthalt ab; er wohnte in den letzten Wochen ſchon in der Stadt. Wir ſelbſt mußten wünſchen, daß Schiller nicht länger einen lebhafteren, wiſſenſchaftlichen Umgang und literariſchen Verkehr entbehre, ſo ſchmerzlich uns auch der Verluſt ſeines Umgangs war.

Einige Billets, von ſeinem Dorfe aus an meine Schweſter, an mich, oder an uns beide gerichtet, mögen dieſe Zeit noch bezeichnen. Zu erfahren, wie ein ausgezeichneter Menſch liebt, und das dauernde innigſte Verhältniß, die Ehe behandelt, iſt immer wichtig, und dient oft ſeinen ſittlichen Werth zu beſtimmen.

An Caroline von B.

Ich hoffe, daß Ihnen Allen die geſtrige Partie ſo gut bekommen ſey, wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für dieſen Sommer die ſchönſten Hoffnungen gibt. Mehr ſolche Abende, und in ſo lieber Geſellſchaft — mehr verlange ich nicht.

Rudolſtadt, und dieſe Gegend überhaupt, ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mir's wie dem Oreſt in Goethens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas Anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten, und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen.

Dieſen Abend werde ich Sie wohl ſchwerlich ſehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menſchen, und unter ſolche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch dieſem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts iſt in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit ſeinem ſchwerfälligen Humor zu ſtören — und dieſe Wandelbarkeit der Laune iſt leider ein Fluch, der auf allen Muſenſöhnen ruht.

Gedenken Sie meiner in der Geſellſchaft, wo Sie ſind, und empfehlen Sie mich Herrn von Knebel recht ſchön, wenn ich ihn vielleicht nicht mehr ſehen ſollte. Bitten Sie ihn, ſeines Verſprechens zu gedenken. Haben Sie für morgen etwas beſchloſſen, wonach ich mich allenfalls zu richten habe, ſo haben Sie die Güte, es mich durch die zurückgehende Eſtaffette wiſſen zu laſſen.

Leben Sie recht wohl!

Schiller.

Haben Sie tauſend Dank, für Ihr liebes Andenken an mich armen verlaſſenen Robinſon. Schon war ich dreimal im Begriff, mich hinzuſetzen, und Sie fußfälligſt um die Geſchichte der ſchönen Meluſine, oder den gehörnten Siegfried zu bitten, damit dieſe Centnerlaſt von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um ſo beſſer nun, daß ich durch die überſchickten Pakete Stoff, vorzüglich aber durch die Verſicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalten.

Der alte Wieland hat meiner auch gedacht, und mir einen ſehr jovialiſchen Brief geſchrieben.

Aus Leipzig habe ich neun Bogen von meiner Geſchichte der Niederlande erhalten, die ich Ihnen vielleicht morgen (weil Sie mir erlauben zu kommen) mittheilen werde. Kurz, von allerlei Orten und Menſchen habe ich Lebenszeichen erhalten.

Mögen Sie recht ſehr vergnügt ſeyn bis morgen. Glauben Sie mir, meine Theuerſten, daß auch mir der Gedanke, Sie ſo nahe zu wiſſen, ohne unter Ihnen ſeyn zu können, unleidlich war. Sie ſind meinem Herzen ſchon ſo viel — und der Winter wird ſo bald da ſeyn! Wie wird das werden?

Leben Sie recht wohl, und recht ſchöne Empfehlungen der Mama und Herrn von B. Ihr

Fr.

An Lottchen von Lengefeld.

Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie eben ſo ſchön an mich erinnern könnte, als Ihre ſchöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie ſchon aus dem lieben Evangelium wiſſen, hat wie die Sacramente eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen.

Die Zeichnung wird meinem Schreibtiſch gegenüber ſtehen, manchen ſtillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier ſo freundlich und wohlthätig vorübergeeilt ſind. Noch einmal, haben Sie recht ſchönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wiſſen, daß Sie ſich mit etwas beſchäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde.

Jetzt, da es ſich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beſſer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel geſagt zu haben, und doch finde ich zu andern

Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte ſagen können und ſagen wollen. Wenn indeſſen nur der gelegte Grund feſt und maſſiv iſt, ſo wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies iſt eine freudige Erinnerung für mich.

Leben Sie recht wohl. Ich ſehe Sie wohl heute Abend nach Tiſche noch?

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld nach Kochberg.[1]

Ihre Billets haben mir einen recht ſehr ſchönen Morgen gemacht. Geſtern ſchlief ich mit der ſchönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen ſehen würde, und Sie haben ſie mir erfüllt. Daß Sie geſtern mit der Botenfrau nicht ſchrieben, hat uns etwas gewundert, und faſt hätt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, ſo gut wir konnten.

Könnte ich doch zu Verſchönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und was iſt angenehmer, als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben; und was könnte ich mehr wünſchen, als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind.

So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geſchlecht kann. Ich meine immer, ich müſſe das Schickſal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.

Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir ſelbſt lieb ſind, lieb gewinnen, und ſich gleichſam zu eigen machen; dadurch werden unſre Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden.

Ich ſehe dieſe Stücke als die Garants unſerer Freundſchaft

[1] Ein Landgut in der Nähe von Rudolſtadt.

an; es ſind abgeriſſene Stücke meines Weſens, und es iſt ein entzückender Gedanke für mich, ſie in das Ihrige übergegangen zu ſehen, ſie in Ihnen wieder anzuſchauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen.

Leben Sie recht wohl, beſtes L. Ich möchte gar gerne noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang iſt.

Geſtern laſen wir in der Odyſſee, und eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekoſtet. Kommen Sie doch nicht ſo gar ſpät wieder!

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Sie ſind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch ſchon nicht ſehe. Unter fremden Geſichtern (wo mir überhaupt nie wohl iſt) würden wir uns doch nichts ſeyn können. Mir iſt nur lieb, daß von den acht Tagen, die Sie in Kochberg zubringen ſollen, ſchon viertehalb um ſind. Der Himmel wird auch von den übrigen helfen.

Was ſoll die Parentheſe in Ihrem Brief? Hab' ich geſagt, daß wir keine traulichen Abende mehr zuſammen genießen? Ich habe geſagt, daß die Abende anfangen kurz zu werden; und das iſt Ihre Schuld, nicht die unſrige.

Für Ihr Andenken und Ihren Brief danke ich Ihnen recht ſchön. Ich bin alſo doch in Ihrer Erinnerung? Möchte ich nie ganz darin verlöſchen, oder daraus verdrungen werden! Beſſre als ich finden Sie überall, aber ich fordre jeden heraus, ob er's beſſer als ich mit Ihnen meint.

Genießen Sie noch recht ſchöne Tage in Kochberg. Sie ſind in ſehr guten Händen. Ich habe die Stein ſehr lieb gewonnen, ſeitdem ich ihrem Geiſt mehr zugeſehen habe. Ich liebe den ſchönen Ernſt in ihrem Character, ſie hat Intereſſe für

das, was ſie für wahr hält und was edel iſt. Viele Menſchen ſterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich dieſe Miſchung von Lebhaftigkeit und Ernſt, und habe Beidem ſchon ſehr ſchöne Stunden zu verdanken.

Adieu, liebſte Freundin. Bringen Sie mir eine freundliche Miene zurück, wenn Sie wieder kommen. — Adieu.

S.

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig ſeyn, weil Ihre Freundſchaft in dieſem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch ihre liebevolle Theilnahme intereſſant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, ſo iſt unſre Freundſchaft unzerſtörbar, wie unſer Weſen!

Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht[1] würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth.

Ich wollte wohl auch, daß Sie mir dieſen Tag mehr angehörten, als die Umſtände es erlauben. Gegen fünf Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht geſtört werden. Adieu!

S.

Sie miſchen mir da Süßes und Bittres ſo durch einander, daß ich nicht ſagen kann, ob mehr dieſes neue Zeichen Ihrer

[1] Die Künſtler.

Freundſchaft und dieſes Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorſtellung unſrer Trennung mich niederſchlägt. Bis jetzt habe ich vermieden, einen Tag zu beſtimmen, ob es gleich bei mir entſchieden war, daß es dieſe Woche ſeyn müßte. Aber der Zufall kommt mir zur Hülfe, und mir ſelbſt erleichtert es dieſe Trennung, wenn ich Sie auch anders wo weiß, und auf der Reiſe mit dem Oncle.

Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, ſchon richtig und entſchieden iſt. Ihr Andenken iſt mir theuer, und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth ſeyn. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich!

Für Ihr ſchönes Geſchenk dank' ich Ihnen ſehr. Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mitgegeben. Adieu! Adieu!

Hindern die Zurüſtungen zu Ihrer morgenden Reiſe Sie nicht, ſo würde ich heute einen Spaziergang vorſchlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang ſeyn, und beſſer, wir haben uns geſtern für einige Monate zum letztenmal geſehen.

Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen? Mit dem meinigen, hoffe ich, ſollen Sie immer bekannt bleiben. Haben Sie mir etwas nach Weimar aufzutragen?

Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan, und immer werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hierher geführt hat.

Ewig Ihr

Schiller.

Eben ſeh' ich Ihren Wagen herauffahren. Es iſt mir, als reisten wir mit einander. Ich möchte Sie doch gerne heute noch ſehen, wär's auch nur von Weitem, und einen Augenblick. Die Anſtalten zur Reiſe betäuben mich, und ich werde erſt, wenn ich unterwegs bin, zu mir ſelbſt kommen.

Aber, beſte Freundinnen, laſſen Sie uns dieſe Trennung nicht ſchwerer denken und machen, als ſie iſt. Die Vorſtellung unſrer Wiedervereinigung ſteht hell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer ſeyn durch dieſe Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben, als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde.

Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner, und laſſen Sie mich Ihnen nahe ſeyn im Geiſte. Adieu! Adieu!

Ewig Ihr

Schiller.

Sechster Abſchnitt.

Rückkehr nach Weimar vom Spätjahre 1788 bis zum Frühling 1789.

Schiller ſuchte die große Lücke, die ſeine Entfernung in unſer Leben riß, durch öftere Briefe zu füllen. Es ſcheint ihm ſelbſt in verſchiednen Epochen Bedürfniß geweſen zu ſeyn, ſein Innres gegen theilnehmende Menſchen auszuſprechen, und ſich ſelbſt aus ihrer Anſchauung wieder zu empfangen. Neigung und Hoffnung geben dieſen Mittheilungen an uns doppelten Reiz. Oft laſſen ſich feinfühlende Menſchen im perſönlichen Umgang durch kleine Umſtände in ihren Aeußerungen hemmen, und fühlen ſich freier am Schreibtiſch, wo nur das Bild des Freundes ſtill und ruhig vor ihnen ſteht.

So ging es auch Schillern in ſeiner jetzigen geſpannten Lage. Da er wußte, daß meine Schweſter mir Alles mittheilte, ſo ſind viele der folgenden Briefe an uns Beide gerichtet.

Weimar, den 14. Nov. 1788.

Mein erſter ruhiger Augenblick iſt für Sie. Ich komme eben nach Hauſe, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für dieſe Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuren Freundinnen, die ich heute nicht zu ſehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dies iſt der erſte Tag, den ich ohne Sie lebe. Geſtern habe ich doch Ihr Haus geſehen und Eine Luft mit Ihnen

geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle dieſe ſchönen, ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſeyn ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weg lege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwiſchen uns ſind. Alles iſt mir hier fremd geworden; ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir hier ein abgeriſſenes Weſen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine beſten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen ſeyn, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere, und Plane für den nächſtfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird ſich immer in dieſe Empfindung miſchen, und glücklich iſt man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern geſucht; aber ſie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verluſt an meinem Weſen erlitten habe. Sey'n Sie mir tauſendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird Alles wieder ſo lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich geſtern nach Ihnen umgeſehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie ſchwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte ſo gern Ihren Wagen noch geſehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends geweſen. Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon dieſen Sommer unter uns die Rede war, in ſehr genauem Zuſammenhang ſind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören.

Von Herder ſagt man mir, daß ihn die Geſellſchaft der

Frau von * ganz überraſcht habe. Er wird ſehr aufgeſucht und geſchätzt. Der Secretär der Propaganda, Borgia, den auch Goethe gut kannte, ſoll ihm ſehr viel Ehre erweiſen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbiſchof von Weimar vorgeſtellt haben. Von allen dieſen Nachrichten war mir die angenehmſte, daß Herder bald wieder kommen will.

Sonſt habe ich noch Niemand hier geſehen, der Sie intereſſirte. Morgen werde ich die Frau von Stein und J** aufſuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolſtadt ſprechen zu können. Eben iſt Komödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünſchte ich Ihnen in dem gar zu ſtillen Rudolſtadt manchmal dieſe Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er ſchon ſo gut als ganz ausgetreten iſt, und alle Geſchäfte abgegeben hat. Alles ſpricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu ſeinem Vortheil verändert gefunden haben. Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie ſich in Erfurt gefallen haben. Sie ſind mir doch heute um drei Stunden näher und in drittehalb Stunden könnte ich bei Ihnen ſeyn; das iſt doch ein kleiner Troſt, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides, und dann wird Thee getrunken. Meine Einſamkeit iſt mir ſo lieb, weil ſie mich Ihnen ſo viel näher bringt.

Der Stock iſt gut erhalten angekommen; einige Blätter nur ſind verwelkt. Ich hab' ihn heute ſchon öfters beſucht und auch den Potpourri.

Leben Sie recht wohl! Ihrer Mutter und B. ſagen Sie recht viel Schönes von mir und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die Sie dieſen Sommer über mir bewieſen haben.

Vielleicht denken Sie in dieſem Augenblick meiner — doch nein, Sie ſind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu ſehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im ſtillen Zimmer beim Thee zuſammen ſitzen, dann denken

Sie meiner und wünſchen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte.

Adieu! Adieu! Schreiben Sie mir bald. Ewig Ihr

Schiller.

Weimar, den 19. Nov. 1788.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, ſo bald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Paket geſetzt hat. Mit Ungeduld habe ich ſchon drei Tage auf die Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen ſoll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Paket mit altem Manuſcript nebſt einem Zettelchen von Ihrer beiderſeitigen Hand, jede Schweſter zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Paketen iſt. Ich habe mich faſt zu Tod in dem Buche und in dem Manuſcript geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde; die Botenfrau habe ich auch examiniren laſſen, die verſichert aber, daß das blaue Paket Alles ſey; und meinen Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner hieſigen Ankunft ſchrieb, verſichert ſie auch richtig übergeben zu haben.

Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundſchaft habe, und eine zu gute Meinung von mir ſelbſt, um zu glauben, daß Sie mir ſo gar wenig würden zu ſagen gehabt haben, ſo verzeihen Sie mir's; Sie haben mich ſelbſt durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Verſehen vorgegangen iſt, und daß dieſes Billet nicht Alles iſt, was ich hätte erhalten ſollen. Ob Sie mir durch die Poſt etwa geſchrieben, oder ob Sie vielleicht vergeſſen haben, den Brief in das Paket beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich (gegen alles mein Vermuthen) kein Fehler vorgegangen iſt, und wenn Sie mir nicht mehr beſtimmt haben, als dieſes Billet, ſo legen Sie mir meine Verwunderung wenigſtens nicht übel aus. Ich läugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon ſchrieb;

denn wenn es ein Verſehen iſt, ſo ſchäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und iſt es keines, ſo muß iſt freilich wünſchen, daß ich das Geſagte bei mir behalten hätte. Wie ihm aber auch ſey, ſo habe ich wenig Troſt, denn ich habe mich in einer ſo ſchönen Erwartung getäuſcht, und muß bis auf den nächſten Poſt- oder Botentag zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben, welche von zwei Thorheiten es eigentlich ſeyn werde, die ich mir habe zu Schulden kommen laſſen.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolſtadt fortſetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir ſelbſt und mit der ſchönen Erinnerung an dieſen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieſer Zeit, und wie viel haben Sie auch abweſend mir gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den, mir ſo wohlthätigen, Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundſchaft! Gewiß, die edle und reine Freundſchaft kann ſich auch abweſend recht viel ſeyn; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Daſeyn.

Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſe ſitzen ſchaden würde. Aber ſo ſind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubs und Cirkels und Kaffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich in Rudolſtadt geworden.

Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner!

Schiller.

Den 20. November.

Ich hatte den beiliegenden Brief ſchon geſiegelt, als ich die Ihrigen erhielt. Freude und Beſchämung wechſelten in meiner

Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Festigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverstand oder Versehen seyn könnte, aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wissen, daß man da gerne das Ueble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder ins Leben erweckt.

Die Botenfrau will in einer halben Stunde schon hier seyn und sich auf den Weg machen. Ich habe also nur noch für ein paar Worte Zeit, und Ihre Briefe werde ich erst in der Stille für mich genießen.

Eines Theils freut es mich, daß Sie die Lage Ihrer Freundin so mit angesehen haben; sie wird Ihnen Ihre eigene um so lieber machen. Ueberhaupt habe ich Sie im Stillen schon oft um eben das beneidet, warum ein anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geselligen Ressourcen zwingt Sie, in Ihrem Geiste und Herzen Beschäftigung zu suchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eigenen Wesen entdeckt, wenn nicht ein geistiges Bedürfniß Sie darauf aufmerksam gemacht hätte. So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn.

Daß Ihnen Körners Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverläßiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach Mehreres von ihm zu lesen geben.

Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern kraftvollern Menschenart. Lesen Sie doch diesen Sommer auch die Geschichte des Königs von Preußen,

und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde ſie auch leſen.

Mich beſchäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geiſterſeher und dergleichen. Ich ſehe mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beſchäftigungen für mein Gefühl beſſer wählen kann.

Frau von Stein habe ich beſucht, und die ſchöne Zeichnung von der Angelica, auch die von Lips bei ihr geſehen. Wir haben uns miteinander nach Rom verſetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographiſche Karte davon. Frau von Stein iſt mir ſehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen. Vorher kannt' ich ſie nur wenig.

Nächſtens mehr. Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verſchweigen können; aber ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht ſeyn, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt.

Leben Sie recht wohl, und noch viele gute Wünſche zum Geburtstag; ich werde den November nun um ſo lieber haben. Adieu, meine liebſten Freundinnen, denken Sie meiner wie bisher mit Liebe.

Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Abends, den 22. November 1788.

Ich muß Ihnen doch noch einen ſchönen guten Abend ſagen.

Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beſchloſſen. Der Himmel ſchenkte mir eine gute Stimmung (er muß dieſen Tag einmal beſonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heiterer Stille mich ſelbſt genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht ans Herz wollen, geſpannt und zuſammengedrückt.

Dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen, dichterischen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz, ich war in dem Zustand, wie es in den Künstlern heißt:

— — in der schönern Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
Und gereinigt von sterblichen Schwächen,
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Und dieses Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange. Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne Rudolstädtische Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in stillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorbeiziehen, und beschwöre sie, wie Schröpfer seine Geister. Die guten Geister stelle ich bei Seite, und die bösen müssen Buße thun und sich bekehren; denn es sind mir zuweilen auch böse und ungläubige Geister bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuschicken.

Ich freue mich lebhaft auf den nächsten Sommer. Möchte die Zeit diesen Winter nur recht rasch und sich außer Athem laufen, daß sie darnach den Sommer nicht mehr recht fort kann. Aber die Zeit ist ein kaltes fühlloses Ding, das von Freud und Leid der Menschen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigensinn immer langsamer geht, je mehr man es fortstößt, und wenn sie uns ja einmal eine solche Gefälligkeit erweist, so ist sie von dem kleinen Capital unsers Lebens gestohlen.

Ich verfalle da, glaube ich gar, in Poesie; aber das sind noch Reste von der Laune, die Sie mir zu gut halten müssen. Die Einkleidung mag auch seyn, wie sie will, so bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin. Gute Nacht. Ein dienstfertiger Nachtwächter versichert mich, daß es zehn geschlagen habe, und das versichert er immer dreiviertel

Stunden ſpäter — alſo will ich Sie nicht länger vom Schlafen abhalten.

Den 25. Hier eine Neuigkeit, die ich Ihnen gleich, wie ich ſie empfangen, mittheilen will. Frau von La Roche wird aller Wahrſcheinlichkeit nach in wenigen Wochen, oder gar Tagen — hier ſeyn. Ihr Mann iſt geſtorben und ſie hat ſchon längſt an ihre hieſigen Freunde geſchrieben, daß ſie, wie er die Augen zugedrückt habe, ſich nach Weimar aufmachen werde.

Herr von K. erzählt mir (er iſt vor einigen Tagen mit Goethe wieder hier angekommen), daß das böſe Lobochen das ſchöne Glas zerbrochen habe. Habe ich mir's doch eingebildet, daß die Herrlichkeit noch zu Trümmern gehen würde. Er hat Ihnen aber, wie ich höre, ein noch weit ſchöneres phyſikaliſches Präſent gemacht, das Sie mir nächſtes Frühjahr hoffentlich noch werden zeigen können.

Er iſt gar munter und ganz geſprächig zurückgekommen, und kann gar nicht müde werden, das herrliche Leben in Jena zu rühmen. Er hat mir aber recht wohl gefallen; er ſchien fröhlicher und ganz verjüngt.

Adieu für Heute!

An Caroline von B.

Donnerſtag, den 27. November 1788.

Dank Ihnen, liebſte Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde iſt, deſto froher will ich ſeyn; und Sie können mein Gewiſſen durch nichts beſſer erſchüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abſcheulichkeit meines Vergehens erweiſen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zuſammen gebracht, ſo bedenklich auch die Umſtände waren.

Endlich alſo einen Laut von Wolzogen, und einſtweilen genug, um wegen ſeiner ruhiger zu ſeyn. Er iſt doch endlich an

Ort und Stelle, und wir ſehen, daß es nur bei ihm ſtehen wird, ſeinen Lebensplan auszuführen. Wenn er aber jetzt bei ſo wenig Geſellſchaft ſeine Nachrichten ſo klein zuſchneidet, wie arm werden ſie alsdann erſt ausfallen, wenn ſeine Bekanntſchaften ſich häufen! Ich fürchte, der große Brief wird eine Rieſengröße erreichen. Hoffentlich antworten Sie vor dem Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einſchluß einlegen kann, den ich Ihnen mit nächſtem Sonntage ſchicken will.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter dieſen Umſtänden wohl nicht anders ausfallen. Das Object iſt ihm wirklich noch zu groß; ſein innerer Sinn muß erſt dazu hinauf geſtimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu meſſen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntſchaft mit Paris ſo ziemlich zu demſelben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armſelig ſind unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen! aber die Einwohner des Mondes ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſeyn.

Paris freilich dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein gebildeten Staates

ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergang!

Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchen-Ocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Circel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philoſophiren!), dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk, der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls; aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich laſſe meine Feder machen, und vergeſſe, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique ſchreibe. Laſſen Sie mir's diesmal hingehen.

Meine Geſundheit laſſen Sie ſich nicht anfechten. Ich komme mir durch friſche Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die ſchlechten Berge um Weimar herum ſchon noch gut genug ſind. Friſch und geſtärkt komme ich dann wieder nach Hauſe und ſetze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. ** will ſich das Anſehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, oder der Himmel weiß, was es iſt. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der Himmel, daß ihn ſeine Freundſchaft ſo weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit

heraus; im Ernſt, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewiſſen Club noch nicht habe ſehen laſſen, ſo mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben.

Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenſtern, als dieſer ihn ſondiren wollte: zum Unglück fehlte mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er es wirklich gut mit mir, ſo mag mir der Himmel verzeihen, daß ich es ihm nicht zutraue.

Ich bin wirklich ſeit meinem Hierſeyn recht geſund, und, welches viel ſagen will, ſogar von Schnupfen frei geweſen.

Geleſen habe ich ſeit unſerer Trennung noch nichts, mit deſſen Mittheilung ich Ihnen Vergnügen machen könnte. Ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu. Den Shaftesbury freue ich mich einmal zu genießen; vielleicht iſt das ein Geſchäft für den Sommer.

Jetzt überſetze ich die Phönizierinnen des Euripides; die ſchöne Scene, worin Jokaſte ſich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, iſt es, was mich vorzüglich dazu beſtochen hat. Ich bedaure nur, daß ich bei dieſen Arbeiten zu ſehr preſſirt bin, und mich nicht genug mit dem Geiſte meines Originals familiariſiren konnte, ehe ich die Feder anſetzte. Aber die Arbeit gibt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andern, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eigenen Geiſt haben.

Auch bin ich jetzt ſtark über den Geiſterſeher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Intereſſe abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünſche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beſchäftigt ſeyn werde.

Goethe ſprach ich noch nicht. Es geſchieht aber dieſer Tage. Frau von K. habe ich heute beſucht, und eine recht geiſtvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie ſehr wünſchte ich ihrem Geiſte die Welt, für die er eigentlich geſchaffen iſt. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorſtellungskraft, und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf als tief. Ewig der Ihrige

Schiller.

Weimar, den 4. December 1788.

Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menſchlichen Geſchlechts, von dem ich dieſe Woche über ganz getrennt geweſen bin.

Seit meinem letzten Brief an Sie hüte ich, halb meiner Geſchäfte wegen, halb aus einer gewiſſen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen alſo nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz ſeit heut oder geſtern hier iſt, auch einige Tage noch hier zubringen wird. Ich kenne ihn ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig, ich ſchätze ſein Genie, ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde. Erfahre ich mehr von ihm, ſo theile ich es Ihnen mit. Ich weiß, Sie nehmen Intereſſe an ihm.

Es iſt mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geiſt würden ſich an ihm wärmen, und er ſcheint jetzt auch einer wohlthätigen Geiſtesfriction nöthig zu haben. Sie haben ſehr recht, wenn Sie ſagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und dies iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles und den Nebenmenſchen Nichts vergeben.

Freier als er von Anmaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm dieſe ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Kurſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten.

Ich habe ſchon etlichemale verſucht, Körnern zu einem

heroiſchen Schritt zu vermögen, und ihm dieſe heilloſen Feſſeln wegwerfen zu laſſen, aber er hat mir Gründe entgegengeſetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann, welche ſich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich ſchreibe Ihnen da ſehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel; aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gerne miteinander verwechſelte und ſie in meinem Kopfe und in meine Feder, weil es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gerne zuſammenbringen möchte?

Die Zeit zwiſchen der Ankunft und dem Abgange des Rudolſtädter Boten iſt gar kurz und ungeſchickt (juſt die Nachtzeit und der frühe Morgen vor dem Kaffee), daß ich Ihre Briefe, um ſie beſſer zu genießen und zu beantworten, lieber erſt mit dem folgenden Botentag beantworte, welches ich den ganzen Winter über ſo halten will. So will ich Ihnen auch die verlangten Theile von Théâtres des Grecs ſchicken; Wieland iſt jetzt nicht zu Hauſe, daß ich ſie gleich könnte abholen laſſen. Ich bin dieſer Tage zufällig an Montesquieu's Considérations sur la grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorſchlagen möchte, weil ſie nach Gibbon Intereſſe für Sie haben wird. Die Gegenſtände, wovon Montesquieu handelt, ſind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. ſ. f. geläufig. Es iſt immer ſchön zu ſehen, wie verſchiedene Geiſter denſelben Stoff formen. Montesquieu's Manier iſt, die Reſultate vieler Lectüre und eines philoſophiſchen Denkens in kurze geiſtreiche Reflexions voll Gehalt zuſammen zu drängen, immer aber mit Hinſicht auf gewiſſe allgemeine Principien, die er bei ſich feſtgeſetzt hat, und die ihm zu Grundſäulen ſeines Syſtems dienen. Er iſt daher recht dazu gemacht, um ſtudirt zu werden. Da ſeine Gegenſtände die wichtigſten und die eines denkenden Menſchen am würdigſten ſind (denn was iſt den Menſchen wichtiger als die glücklichſte Verfaſſung der Geſellſchaft, in der alle unſere Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen?), deßhalb gehört er mit Recht unter die koſtbarſten Schätze des Geiſtes. Ich freue mich auf die Muße, um ſeinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform. Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in den Merkur, das ist aber erst gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieses Stück eins der schönsten ist, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind.

Leben Sie recht glücklich, und fahren Sie fort, meiner, wie bisher, fleißig zu gedenken und mir so schöne und große Briefe zu schreiben. Also bleibt's bei der Einrichtung; den nächsten Botentag schreibe ich Ihnen über die heutigen Briefe ausführlicher. Eben ist's auch eilf Uhr. Vermuthlich hat sich jetzt, da ich dies schreibe, ein sanfter Schlaf Ihrer bemeistert.

Adieu! Recht viele schöne Grüße an die chère mère und B.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 10. December 1788.

Was Sie von der Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer

ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth hat, als die hiſtoriſche.

Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes wichtiges Factum für den Menſchen, und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſeyn muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Weg die Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter; aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt.

Was Körner aus ſeinen Vorderſätzen auf meinen Beruf zur Geſchichte anwendet, mag immer richtig ſeyn. Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtforſcher ſeyn, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden.

Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden, und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.

Dieſe Woche hat mich Moritz beſucht, und mir eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen ſind. Von Goethe iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich, wie ſchon ſein Reiſer beweist, der einen

Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern.

Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſeyn wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Goethe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Goethen nichts, aber ihm.

Jetzt gefällt er mir durchgängig beſſer als vor ſeiner italieniſchen Reiſe; da ſchien er mir zu ſehr den ſtarken Geiſt zu affectiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philoſophie von ihm Beſitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von ſeinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

In Rom fand er meine Thalia, und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) ausgeſtreut ſind, und mit ſeinem Reiſer übereintreffen, überraſchten ihn ſehr. Er hat eine kleine Schrift drucken laſſen, die er ſelbſt für das Höchſte erklärt, was er leiſten könne. Sie handelt von bildenden Künſten. Ich werde ſie im Manuſcript von ihm zu leſen bekommen, und Ihnen dann mehr davon ſchreiben.

Leben Sie recht wohl! Heute Abend erhalte ich Ihre Briefe!

Schiller.

Freitag Morgens.

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihre lieben Briefe, und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das iſt eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es iſt doch ſchlimm, da Sie ſo wenig für unſer nordiſches Klima organiſirt ſind, daß Sie dem wärmeren Himmel nicht näher wohnen. Ein ſchöner Theil Ihrer Exiſtenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und die Sonne wärmen, wenn Ihre Seele ſich entfalten ſoll, wenn Sie glücklich ſeyn ſollen.

Mein Brief wird Ihnen ſagen, daß ich Moritz geſprochen habe; beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner erſten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, daß ich zu raſch urtheile. Erwarten Sie alſo erſt Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu ſehen. Ueber ein Lieblings-Thema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen ſeines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde habe ich ihm einen Rath gegeben, den Sie vielleicht auch unterſchreiben werden. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieſes darum, weil es uns nur an Gruppen des menſchlichen Elends heftet. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philoſophiſchen Aufſatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und dieſe Diſſonanzen gleichſam wieder in Harmonie auflöst.

Von unſerm in Rudolſtadt projectirten Journal gab ich ihm auch einen Wink. Er würde ſehr geneigt ſeyn, ſich zu einem ſolchen geſellſchaftlichen Werke zu vereinigen, beſonders, wenn es zugleich von einer bürgerlichen geſellſchaftlichen Verbindung an demſelben Orte begleitet werden könnte.

Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Muſik kommen laſſen. Ich hoffe auch, daß ſeine Compoſition auf die Hymne, die er mir verſprochen hat, nun bald fertig ſeyn ſoll. Könnt' ich doch nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie ſpielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus ſchöpfen!

Heute habe ich mir viele Beſuche vorgenommen, auch bei Goethen. Goethe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte. Frau von Stein ſehe ich vielleicht auch.

Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geſchrieben war. Doch erinnere ich mich keiner ſchlimmen Laune; es iſt aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn ſie nicht ausfließt und immer von denſelben Gegenſtänden umringt und befangen iſt. Es könnte alſo doch eine Folge meines einſamen Lebens geweſen ſeyn. Ich traue hierin dem feinen Blicke der Freundſchaft ſehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eigenen Gedächtniß. Aber Sie ſollen nicht dadurch verſtimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholiſches in meine Briefe mit ein, ſo müſſen Sie denken, daß dieſe Laune vorbei iſt, wenn Sie den Brief erhalten.

Leben Sie nun recht wohl, liebſte Freundinnen, und ſchreiben Sie mir immer ſo freundliche große Briefe. Sie verſchönern dadurch meine Exiſtenz und hellen meine Einſamkeiten auf. Mögen Sie dafür recht ſchöne Augenblicke haben, und möge die Freundſchaft ſie Ihnen geben helfen!

Adieu! Adieu! Ewig der Ihrige

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 11. Dec. 1788.

In dieſem grimmkalten Wetter habe ich Sie ſchon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie ſich in Ihr Zimmer einſperren laſſen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewiſſermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die ſchönen Berge werden jetzt traurig um Rudolſtadt liegen, aber auch in dieſer traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich ſie nur vor meinem Fenſter hätte! Mir macht dieſes winterliche Wetter mein Zimmer und meinen ſtillen Fleiß deſto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, deſto weniger empfinden.

Der Donnerſtag ſetzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewiſſes Vergnügen aufbewahrt iſt. Ueberhaupt ſollte man

ſich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodiſch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann ſo angenehm — es macht einen künſtlichen Pulsſchlag in unſerm Daſeyn, und wie von einer ſchönen Treppe zur andern, ſchreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein ſtilles Leben, und bin dieſe Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte dieſe Woche einen Beſuch von meinem Landsmann Schubart. Er iſt von Berlin hier durchgereist, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt. Er iſt auch ein Dichter, aber kein geborner. Frühe Lecture von Poeten, frühe Verſuche mit poetiſchen Arbeiten, wozu ihn das Beiſpiel und die Aufmunterung ſeines Vaters verführten, haben ihm eine gewiſſe Fertigkeit, einen Vorrath an Bildern und Styl verſchafft, die, wenn ſie von einer gründlichen Ausbildung ſeiner übrigen Kräfte unterſtützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unſern lesbaren Schriftſtellern verſchaffen können. Sonſt iſt's ein guter redlicher Charakter, der beſonders viel vom ſchwäbiſchen Provinzialcharakter in ſich hat. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Carlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis mit dem König ſoll gut geſpielt worden, und Sr. Maj. ſehr ans Herz gegangen ſeyn. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren.

Was mir bei dieſer Gelegenheit vielen Spaß macht, iſt das, daß Engel und Ramler, die Theater-Directeurs, die ich als meine Antagoniſten kenne, nicht einmal ſo viel Conſequenz und Feſtigkeit beſitzen, um ihren Geſchmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten. Engel hat einigen Schauſpielern die Rollen im Carlos auslegen und einlernen helfen müſſen, und ich weiß, wie ſehr Engel wünſcht, ſolche Stücke von der deutſchen Bühne zu vertreiben. Aber was unterhalte ich Sie davon? Ich wollte Ihnen auch gerne etwas ſchreiben, was außer meinem Zimmer vorgeht.

Die Frau von Stein habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen, es wird aber mit nächſtem geſchehen. Nur noch dieſer Monat, dann habe ich immer einige Stunden mehr für geſellſchaftlichen Umgang. Ich wäre gerne recht oft um die Stein, weil ihr Weſen mir ſehr wohl zuſteht, und daß ſie Ihre Freundin iſt, macht mir ſie um ſo lieber. In meinem nächſten Briefe hoffe ich, Ihnen etwas von ihr ſagen zu können.

Daß Sie und Caroline ſo gut zuſammenſtimmen, freut mich ſehr; es iſt überhaupt ſelten, daß Schweſtern, die von früher Kindheit an in ſo viele Colliſionen kamen, bei entwickeltem Charakter einander etwas ſind. Ihre beiderſeitige gute Harmonie iſt ein ſchöner Genuß für mich, wenn ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie ſich ſelbſt vereinigt haben. — Möchten Sie, oder möchte vielmehr das Schickſal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich iſt! Es iſt gar niederſchlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte. Auch Sie würden einander ſehr fehlen und nicht mehr erſetzen.

Die Art, wie Ihnen Shaftesbury empfohlen wird, machte mich lachen. Es ſieht juſt ſo aus, als wenn eine ſehr häßliche Perſon einem andern eine Seife recommandirt, mit der Verſicherung, ſie mache ſchön, und ſie habe ſich ihrer fleißig bedient.

Leben Sie einſtweilen wohl. Heute erhalte ich Ihren Brief. Dann ſetz' ich noch etwas hinzu.

Sch.

Weimar, den 28. Dec. 1788.

Sehr lang iſt mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar ſchon von Weitem geahnet, weil die Kälte gar zu ſtreng war — aber es iſt doch, als ſollte es nicht ſeyn, daß wir ſo lange nichts von einander hören, und es iſt recht gut, daß es ſo iſt!

Für die mannigfaltigen intereſſanten Nachrichten, die Sie mir beide von Ihren Beſchäftigungen geben, kann ich Ihnen

nichts Aehnliches erwidern, denn meine Existenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geistesgenuß. Das Dringendste ist seit gestern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menschen sehen.

Aber eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch geben, weil sie leider eine meiner schönsten Hoffnungen für eine Zeit lang zu Grunde richten wird. Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorns machte es in mehrerem Betracht nothwendig. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Coburg, Meinungen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden.

Mir hat V. vor einigen Tagen schon eine schriftliche Erklärung communicirt, die an ihn von Seiten der Regierung gekommen ist, wo mir schon gesagt wird, daß ich meine Einrichtung machen möchte, weil es so gut als entschieden sey.

Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dies Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Das beste an dieser Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen.

Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen. Ist für mich erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei. Versprechen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, mir diesen Wunsch zu erfüllen.

Goethen habe ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus gütig geweſen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen würde. K., dem er es entdeckt hat, war vermuthlich juſt in ſeiner theilnehmenden Laune; denn ich höre, daß es ihn ſehr freuen ſoll. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Beſten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand; und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.

Moritz habe ich auch wieder geſprochen, und finde ihn immer intereſſanter. Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter, und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht.

Adieu! Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Zuerſt danke ich Ihnen für das Oſſian'ſche Lied, das Sie ſehr glücklich gewählt haben. Es überraſchte mich, da ich mich nicht erinnere, es ſchon geleſen zu haben, und Oſſians ganzer Geiſt athmet darin. Alles iſt ſo rein, ſo edel in ſeiner Schilderung: „Fingal kam von der Jagd, und fand die lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtſtrahlen in der Mitte ſeiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dieſes ſchöner ſagen können! Auch

die feinſte Beſcheidenheit iſt Oſſian eigen. Wie leicht ſchwebt er am Schluß des Gedichts über ſeine eigenen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht ſchildert!

Es freut mich, daß Sie dieſem ſchönen Dichter getreu bleiben und ſich auf die beſte Art, die möglich iſt, durch Ueberſetzungen mit ſeinem Geiſte familiariſiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Oſſianiſches Mädchen! Die Ueberſetzung iſt ungezwungen, und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wortverſetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm in einander fügen und zerſchmelzen — ſo wird die Ueberſetzung ganz harmoniſch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Beſſerung, die ich in dem n und m wahrnehme, meinen Glückwunſch abſtatten. Jetzt würde ich ſie Ihnen ohnehin nicht mehr paſſiren laſſen können; denn was ein Dichter ſchlechtweg verzeiht, darf ein Profeſſor nicht mehr ſo hingehen laſſen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu ſehen, iſt eine wahre Wohlthat für mich geweſen, und mein Herz brauchte ſie, um ſich in dem genußloſen Daſeyn, das mir bevorſteht, daran feſt zu halten. Sie ſehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn ſie auch wirklich da wäre, von der ſchlimmen gar ſehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlaſſe, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit abſterben und in einem Schwall von mehr als tauſend geiſt- und herzloſen alten Schriften herumwühlen. — Das iſt doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich ſchadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verſchaffen. Dieſer Umſtand kommt auch dabei ſehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauſchen. Doch ich mag dieſes jetzt gar nicht denken. Ich überredete mich ſo gerne, daß Ihre Vorſtellung von der Sache die gegründete wäre.

Körner wünscht auch, ich möchte frei geblieben seyn, und eigentlich kann ich seine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verlust meiner Unabhängigkeit und eines so großen Theiles meiner Zeit keinen oder nur einen sehr zukünftigen Ersatz habe. Aber auch er sieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum hab' ich ihn gethan. V., fürcht' ich, nicht lange zu genießen. Ich glaube, er hat jetzt schon Anträge von fremden Akademien. Da Jena keine Besoldungen zu geben hat, so ist es immer ausgesetzt, seine besten Leute zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen werden.

Ihre Vorstellung, daß wir dann wenigstens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich besonders wird sie immer erinnern, daß sie von Rudolstadt herkommt. Mit den schönen Pfirschen und Weinbeeren wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ich's fast glauben, und überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankommt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen.

Frau von Stein werde ich bald wieder sehen; käm' es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage, es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft.

Goethe war einige Tage nicht wohl; er bekam einen Anfall von bösem Hals, hat sich aber wieder gebessert.

Leben Sie nun recht wohl, und verwahren Sie sich ja vor

der bösen Kälte, daß Sie nicht gar krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter, und Sie beide besonders sind übel daran. Wären alle Winter so streng, so müßten wir der Sonne um zehn Grad näher rücken.

Ich weiß nicht, wie lange dieser Brief unterwegs seyn wird; neulich war's zu spät, ihn noch auf die Post fertig zu bringen.

Was macht Ihre Mutter? Hoffentlich ist sie doch jetzt vom Zahnweh frei? Schreiben Sie mir davon. Adieu! Adieu!

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß ansehe, wird Ihnen Ihre Schwester sagen, der ich vorher davon geschrieben habe. Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug.

Mit den dortigen Menschen übrigens denke ich schon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Collision, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchstens zwei Collegien lese.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe seine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von St. nach Hause genommen und nur flüchtig durchlesen. Es ist schwer zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Wege philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber es ist voll gedrängt von Gedanken,

und nur zu voll gedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verstanden werden. Von Schwärmerei ist er nicht darin frei, und Herder'sche Vorstellungsarten sind sehr darin sichtbar. Was mir und einem jeden Schriftsteller mißfallen muß, ist die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganzes seyn müsse; fehlte nur ein einziger Radius zu diesem Cirkel, so sinke es unter das Unnütze herunter. Nach diesem Ausspruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und sobald auch keines zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, ist übertrieben und fällt ins Lächerliche. Es scheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Goethen und allenfalls noch einen, H.. vielleicht; da doch Goethe (von H.. mag ich gar nicht reden) bei diesen Forderungen sehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendeten Producte, welchen Goethe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.

Uebrigens haben seine philosophischen Untersuchungen sehr glücklich auf sein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer schrecklichen Seelenlage gerissen, wie er selbst gesteht. Sein Geist hat durch anstrengendes Denken über seine Hypochondrie gesiegt, die ihn bei seiner Disposition zur Schwindsucht, ohne diese innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben.

Ich bin begierig, was Sie zu seiner Schrift sagen werden; Sie müssen sie sich anschaffen. Es sind nur drei Bogen.

Ich habe jetzt leider für solche Materien keine Zeit, sonst würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulassen. Aber einmal nehme ich sie doch vor, wäre es auch nur, um meine eigenen Ideen darüber zu berichtigen.

Hat Ihnen der Agamemnon und Oedipus von Colone gefallen?

Adieu.

Schiller.

Den 2. Januar 1789.

Ich ſage Ihnen nichts über Ihre Briefe, die ich durch die Poſt beantworten will. Ich muß mir erſt Zeit nehmen, ſie zu leſen.

Tröſtlich iſt mir Ihr Verſprechen, daß Sie mich in Jena beſuchen wollen, ſonſt wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde, der gar zu vielen Geſchäfte wegen, ein ganz freudenloſes Jahr für mich ſeyn. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Proſpecte zu Hülfe nähme, ſo würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die ſchöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

An Frau von Stein konnte ich den Brief auch nicht früher als dieſen Morgen ſchicken. Es hat doch nichts zu ſagen? Vor einigen Tagen war ich bei ihr und habe eine ſehr angenehme Stunde da zugebracht.

Adieu, meine liebſten Freundinnen! Ich hoffe, Sie erhalten meinen Brief durch die Poſt auf den Sonntag oder den Montag wenigſtens. Leben Sie wohl und glücklich. Adieu. Ihr

Schiller.

Weimar, den 26. Januar 1789.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zuſammen gefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von faſt vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkſtädt um die ſchöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale, vom Abendroth ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir, und von Weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpectiv juſt noch erreichte — Alles das ſtand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte

mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsspaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied.

Wären die Sachen noch wie vorigen Herbst, so hätte ich jetzt die Hälfte unsrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um so schneller vergehen, weil es die zweite ist. Ich sehe täglich mehr ein, daß ich diesen Schritt nicht anders als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen; aber so wie die Sachen stehen, habe ich bloß Aussichten, und für den Augenblick positiven Verlust. Dies sind keine angenehme Betrachtungen, und — was thun sie in diesem Briefe? Von was Anderem.

Ich habe in dieser Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, gelesen. So glaubwürdig und zuverläßig diese Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaire'sche Manier zu beschreiben, und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie im Glück übermüthig zu zeigen. Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist.

Dies ist aber auch das einzige stärkende Buch, das ich

unterdeſſen geleſen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſo große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade, weil die Umſtände es verbieten.

Mein Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbei zu führen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern; aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſeyn, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſeyn ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden). Haben Sie mir dieſe Gemälde eingeſchickt, ſo werde ich Sie alsdann bald um noch eines von anderer Art erſuchen. Sie ſehen, daß ich Alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauerniß, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren ſind, aber anderntheils iſt mir's lieb; denn nun kann ich doch mit dem Geſtändniß herausgehen, daß mir's eben ſo gegangen iſt. Ich wollte es recht gut machen, und bewahrte das arme kleine Geſchöpfchen ſorgfältig vor der kalten Luft — aber

hin war's! Ich ſchämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, ſo werde ich mir ein neues ausbitten. Für die Bücher, die Sie wünſchten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hauſe gekommen war und auch Niemand ſah. Ich ſchicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jacobi, das ganz das Bild ſeiner Seele — niedlich und ſanft — iſt. Ich leſe Alles gern, was Jacobi ſchreibt; denn er iſt ein edler Menſch, und dieſer Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt. Vielleicht ſchicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Intereſſe an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten findet; er wird nachläſſig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuſchicken wünſcht, ſo wird nichts geſchrieben und nichts mitgeſchickt. Eine Lücke, die er in der Correſpondenz läßt, und ein Poſttag, den er übergeht, ſind für mich empfindliche Fehlſchlagungen der Erwartung; und das Schlimmſte iſt, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken; denn mein Gewiſſen ſpricht mich auch nicht ganz frei. Laſſen auch Sie, meine liebſten Freundinnen, ſich dieſes Beiſpiel zur Warnung dienen, und laſſen Sie ja keine Lücke in unſerm Briefwechſel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, ſo müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von Außen, oder eine Laune daran Schuld ſeyn, in der ich nicht gern vor Ihnen erſcheinen möchte. Leben Sie recht wohl und glücklich. Viele ſchöne Grüße, wo Sie ſchon wiſſen.

Schiller.

An Caroline von B.

Weimar, den 5. Februar 1789.

Meinen Brief, den ich am letzten Dienſtag auf die Poſt gab, werden Sie nun wohl haben; laſſen Sie mich doch mit nächſter Gelegenheit den Tag wiſſen, wann Sie ihn erhalten haben, daß ich mich künftig darnach richten kann.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? ſo hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unſerer Freundſchaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projecten begangen; ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Cirkel wenigſtens im Geiſte vermehren helfen. Indeſſen hat ihn der Zufall — oder der Zuſammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tage gemacht. Ich habe an demſelben die Künſtler vollendet, und ſo, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich ſelbſt loben. Ich habe noch nichts ſo Vollendetes gemacht — ich habe mir aber auch noch zu nichts ſo viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja ſehen!

Ihr Brief iſt in einer ſehr heitern Stimmung geſchrieben; Sie leben in Frieden mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen ſeyn, und mich auch in dieſen Ton ſtimmen laſſen? Alle meine Genüſſe muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur gibt mir nichts, und die Menſchen ſuche ich nicht auf. Wenn ich glücklich ſeyn ſoll, ſo muß ein geſchloſſener Cirkel um mich herum ſeyn, der ohne mein Zuthun da iſt, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich geſtimmt finde. — Darum war mir immer ſo wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundſchaft haben dieſes Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erſt neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünſchenswürdig geblieben ſeyn. Hier fände ich von der Art nichts, auch wenn ich es ſuchte. Entweder ſind die Menſchen von ihren Ichs und was darauf Bezug hat obſedirt, oder ſie ſind durch Façon für mich verdorben. Zerſtreuen kann man ſich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen gibt es allerdings, und unter dieſe rechne ich Frau von Stein und noch einige; aber dieſe ſind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünſche.

Diderots moraliſche Schriften, die Ihnen beiden ſo viel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie Alles ſo genießen können! glücklich wie die unſchuldigen Kinder, für die

geſorgt wird, ohne daß ſie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben, wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen.

Leben Sie recht wohl. Meine Zeichnung werde ich Ihnen ſchon noch verſchaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an; es iſt von einem jungen angehenden Schriftſteller,[1] aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, ſanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes freilich bei vielen Schlacken. Adieu!

Schiller.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerſtag Abends, den 5. Februar 1789.

Plane machen iſt etwas ſehr angenehmes. Ich kann mir recht gut denken, daß die Unbeſtimmtheit, wie Sie die nächſten Jahre hinbringen werden, Ihnen jetzt manchen frohen Abend macht — und dieſe Projecte ſind oft das Beſte an der ganzen Sache. Das Carlsbad ſcheint Ihnen die Bäder nicht verleidet zu haben, weil Lauchſtädt auf das Tapet gekommen iſt; wenn Sie nur recht vergnügt da leben, ſo wird es wohl auch geſund ſeyn. Ihr Plan wegen des Rendezvous mit Körner iſt ſo übel nicht — und von meiner Seite würde die Ausführung gewiß keine Schwierigkeiten haben; aber von Körners Seite deſto mehrere — — und dann weiß ich auch nicht, ob ſeine Frau nicht künftigen Sommer in die Wochen kommt, welches ihn für alle Plane unbrauchbar machen würde. Ich wünſchte gar ſehr, Ihnen meinen Freund, wie er lebt und webt, darzuſtellen; auf der andern Seite aber habe ich von ſo abgebrochenen augenblicklichen Bekanntſchaften keine großen Erwartungen, und es gibt

[1] Lafontaine.

Menſchen, worunter z. B. Körner — und auch meine Wenigkeit — iſt, die, was ſie zu gewinnen haben, erſt langſam und ſo in ruhiger Stille gewinnen. Aber ſprechen läßt ſich auf alle Fälle noch davon.

Die letzte Redoute, auf der ich geweſen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie ſo unverhofft vor mir ſtehen ſah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Zwiſchen dieſen beiden Redouten iſt doch allerlei geſchehen, und das Angenehmſte darunter iſt für mich doch unſtreitig unſere nähere Bekanntſchaft. Sie haben wohl recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar ſich nicht ſelbſt zugehörten, und mir noch weniger; dieſen Winter wär' es noch weit weniger geweſen, weil wirklich mehr Zerſtreuung in Ihren hieſigen Cirkeln iſt als im vorigen Jahre, an der Sie auch Antheil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu ſehen, ſchon Freude, und die Hoffnung, Sie (wäre es auch nur von Weitem) hier oder dort zu ſehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Komödien und Redouten gezogen haben.

Aus Ihren Planen für den nächſten Sommer und Winter erhellt doch immer ſo viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden; ich verlaſſe mich, wenn es nur einmal ſo weit iſt, auf meine Beredſamkeit, d. i. auf den lebhaften Ausdruck meines Wunſches, um Ihnen alsdann eine kleine Zugabe abzulocken.

Daß Sie einen Aufſatz von mir im Merkur verkannt, oder doch faſt verkannt haben, ſollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Producten, wie an dieſem z. B. nicht viel iſt, auch nicht ſeyn ſoll, bildet ſich doch der Autor ein, daß man ſeine Manier kennen müſſe. Sie haben alſo eine ſchreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie ſich's nur faſt eingebildet haben — und ich weiß gar nicht, wie Sie ſie wieder gut machen werden.

Von Herders Zurückkunft weiß ich Ihnen nichts Beſtimmtes zu ſagen, als daß man ihn hier faſt allgemein auf Oſtern zurück erwartet.

In einem der nächſten Stücke des Merkur finden Sie vielleicht ein Fragment des Gibbon, das Körner überſetzt hat. Verſprochen hat er mir wenigſtens, eines zu ſchicken. In meiner Beſchwerde über ſeine nachläſſige Correſpondenz that ich ihm diesmal Unrecht. Er hat mir eine ſehr triftige Urſache davon angegeben. Der preußiſche Geſandte in Dresden, ein Herr Graf von Gesler, glaube ich, an dem er dieſen vorigen Herbſt eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht hat, iſt ſehr krank, und Körner hat ihn faſt nie verlaſſen. An Menſchen von Sinn, Kopf und Herzen iſt in Dresden ein ſolcher Mangel, daß ich es Körner nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund feſtzuhalten ſucht.

Für den Mirthis vielen Dank; es iſt doch etwas Lebendes und kommt von Rudolſtadt. Dieſer Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich an meinem Geburtstage angebunden haben.

Leben Sie nun recht wohl und freuen ſich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre ſchönen Thäler und Berge wieder zeigt. Laſſen Sie ja keine Düſterheit der Laune aufkommen, ich wünſchte Sie immer fröhlich und glücklich.

Noch etwas. Weil Sie es doch einmal übernommen haben, ſich mit meinen Commiſſionen zu beſchweren, ſo bitte ich Sie denn wieder, freundlich und höflich, mir ein neues Pfund Thee durch den vorigen Canal zu verſchaffen. Haben Sie aber die Güte und ſchreiben den Preis darauf; ich habe ihn rein vergeſſen.

Adieu, Adieu!

S.

Weimar, den 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mir's dachte. Sie würden Ihr Geſchlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gerne einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken,

welche Sie aber gar verständig (wie Odysseus sagt) umgangen sind. Doch hat mich Caroline raisonnabler behandelt als Lottchen. Caroline hat mir doch eine Hinterthüre gelassen, und einen freundschaftlichen Vergleich auf's Tapet gebracht, Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Uebrigens ist davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben sollten — ein andres aber ist das Interesse einer Farce, wie der Geisterseher doch eigentlich nur ist, ein andres das Interesse eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut, ruhig und aufmerksam nachgeht. Der Leser des Geisterssehers muß gleichsam einen stillschweigenden Vertrag mit dem Verfasser machen, wodurch der Letztere sich anheischig macht, seine Imagination wunderbar in Bewegung zu setzen, der Leser aber wechselseitig verspricht, es in der Delicatesse und Wahrheit nicht so genau zu nehmen.

Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch, außer jener Hinterthüre, die mir Caroline offen gelassen hat, noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein innres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt, so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Seyn, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geisterseher heute mitschicken zu können; aber es ist keines angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig gesagt; es ist unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseyns eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt.

Wieland hat mich neulich besucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel gesprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für seine Ideen fechten, ob sie gleich nicht alle die meinigen sind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieses öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wissen, was Goethe dabei fühlen wird; denn so wenig mir seine Existenz gibt, so hoch schätze ich sein Urtheil.

Wie viel doch kleine Umstände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künstlern hatten, mit mir abzuthun. Das Gespräch führte uns weit in gewisse Mysterien der Kunst. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, so durchlas ich meine Künstler; einige vorher sehr werth gehaltene Strophen eckelten mich an, und dies gab mir Anlaß vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir gesucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geschlafen hat. Sie werden sie bald unterscheiden.

Diesen Abend wird Fiesco hier gespielt, nach einer fürchterlichen Rollenbesetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht sehen muß.

Adieu!

Schiller.

Weimar, den 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritzens Aufsatz so wenig geschrieben haben, und hätte Ihnen sollen dafür danken, daß Sie nur so *viel* thaten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür sey Ihnen alles Schöne gewünscht! Vor Allem aber werden Sie recht gesund, und lassen sich von diesem milden Wetter in eine recht heitre Laune stimmen! Diese Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir diese milde Luft auch zu Nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen ist schon

März; in zwei Monaten iſt es ein Jahr, daß ich nach Volkſtädt gezogen bin. Wie ſchnell eilt die Zeit! Wie nahe wär' ich jetzt dem ſchönen Zeitpunkt unſers Zuſammenlebens, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abſchied ausmachten! Aber es werden ſchon noch ſchöne Tage — oder doch ſchöne Stunden kommen.

Geſtern war die letzte Redoute, ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Luſtbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen alſo von dieſen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Ich war kürzlich bei Knebel, habe mich ganz warm mit ihm über Metaphyſik geſtritten. In Jena wird dies doch manchmal der Fall ſeyn. Wir vertragen uns in philoſophiſchen Disputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt K. ſehr gut.

Ich negociire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammen miethen könnten, und alſo recht ungeſtört ſeyn würden; aber es geht nicht an, und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir ſchon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an ſeinen chemiſchen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; ſie gibt mannigfaltige Verwickelungen, und löst ſie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch Vergnügen gemacht haben würde, wenn Sie einmal nach Jena gekommen wären, dieſe Sachen einmal mit anzuſehen!

Körner ſchickte mir dieſer Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte; es iſt Mahomets Portrait und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt; aber im hiſtoriſchen Styl liebe ich doch mehr die ſchöne Leichtigkeit der Franzoſen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten hiſtoriſchen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht

die Fehler der Ueberſetzung dem Original zur Laſt legen, und will alſo mein Urtheil ſuſpendiren.

Leben Sie recht wohl, und haben Sie nochmals Dank für Ihr Andenken an mich. Ich bin ſo oft bei Ihnen. Adieu. Recht viele Grüße.

Schiller.

Weimar, den 5. März 1789.

Ich bewundre den Herkuliſchen Muth, womit die chère mère ſich der ſauerſten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wageſtück iſt groß, und die ganze hochfürſtliche Familie ſollte in Prozeſſion, im Hemde und Wachskerzen in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenſter ein Kirchenlied dafür ſingen, daß ſie die Liebe haben will, ihr ein ſolches Opfer zu bringen. Daß ſich die chère mère darein finden wird, iſt gar keine Frage; ſie iſt für den Hof gebildet, und was ihre Frau und Fräulein Töchter drücken und zur Verzweiflung bringen würde, iſt ihr ein Spiel. Es iſt auch gar keine Frage, daß ſie auf die zwei fürſtlichen Jungfrauen Einfluß haben und Segen in das Haus bringen wird; aber ich fürchte nur, ſie wird manchen Genuß des Lebens daran ſetzen müſſen und ſich am Ende doch ihres Werks nicht zu erfreuen haben, wie ſie's wünſcht und verdient haben wird. Wenn ihr übrigens nur durch keine andre Autorität, durch keine andern Rückſichten die Hände gebunden werden, wenn ſie ganz ihrem eigenen Verſtande folgen darf, ſo iſt Vieles gut. Ich wünſchte, daß ſie dieſes ja zur poſitiven Bedingung gemacht hätte; dies würde ihr die Sache ſehr erleichtern und manchen Aerger erſparen.

Daß dieſe Veränderung Ihnen Beiden ſehr empfindlich fallen wird, kann ich mir wohl einbilden. Sie hatten ſo viele Freuden auf die ganze runde Zahl calculirt; nun zerſtreut ſich die kleine häusliche Geſellſchaft.

Aber es iſt auch wieder gut für Sie, daß ſie eine Mutter

auf dem Berge oben zu ſuchen haben; es hielt immer ſo ſchwer, Sie dieſen Berg hinauf zu bringen, und am Ende hätten Sie mir alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menſchen verlernt. Der Gedanke, Ihre Mutter zu zerſtreuen und zu erquicken, wird Ihnen manches neue Vergnügen machen, und wer weiß, ob Ihre nähere Vermiſchung mit dem Hofe nicht für manche Menſchen darunter wohlthätig wirkt. Sie wiſſen ja das Sprüchelchen aus der Bibel: „Du ſollſt dein Licht nicht unter einen Scheffel ſtecken, ſondern du ſollſt es leuchten laſſen unter den Heiden!“

Die chère mère und ich treten alſo dieſes Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erſtaunlich ehrwürdig iſt; wir werden Beide ſehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünſche nur, daß es ihr einträglicher ſeyn möchte, als mir; denn daß ſie dem ihrigen gewachſen iſt, hat ſie — (ich muß doch einmal galant ſeyn!) in ihren Töchtern bewieſen! —

Wie wird dieſen Sommer Alles ſo verwandelt ſeyn bei Ihnen! — Doch wenn Sie ſich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, ſo hat das Alles nichts zu ſagen.

Daß ich Sie in Rudolſtadt beſuche, eh ich nach Jena gehe, war längſt mein Vorſatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß dies möglich werden ſoll. Freilich ein Beſuch auf einen Tag iſt ſehr wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreiſen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag iſt doch unendlich viel mehr als keiner! Iſt es mir möglich, und leidet es das Wetter, ſo ſehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. Doch iſt dazwiſchen noch ein Botentag, wo ich es Ihnen näher beſtimmen kann.

Die Thalia folgt hier; das folgende Heft iſt noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie ſich aber vom Geiſterſeher keine großen Erwartungen; von Geſchichte kömmt wenig darin vor; das philoſophiſche Geſpräch wird Sie vielleicht intereſſiren. Die Künſtler werden Sie nächſte Woche im Merkur finden; vielleicht bringe ich ſie Ihnen mit.

Leben Sie recht wohl. Wolzogen grüßen Sie recht schön, wenn ich ihm nicht selbst schreibe.

Schiller.

Weimar, den 17. April 1789.

Es waltet eine unglückliche Sympathie zwischen uns. Ich bin auch gar nicht wohl; von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, so daß ich die jetzigen schönen Tage ungenossen vorbeigehen lassen muß. Es sind hier viele Leute in demselben Fall.

Ich wünschte gar sehr, Ihnen etwas zum Lesen schicken zu können; aber es fällt mir nichts ein; finde ich noch etwas auf, so schicke ich es durch die Post. Es thut mir sehr leid, daß ich B. vor seiner Abreise nicht mehr sehen soll. Mir ist die Zeit so sparsam zugetheilt, daß ich auch nicht einen einzigen Tag meinem Vergnügen opfern kann. Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ueber dem verwünschten Geisterseher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den ersten Collegien vorsetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß also für jetzt darauf resigniren, Sie zu sehen.

Körner kömmt diesen Sommer, ungefähr gegen den August, nach Leipzig. Vielleicht bringe ich ihn noch näher. Es scheint sich also doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieser Tage habe ich die Properzischen Elegien gelesen, die Knebel übersetzt hat. Wenn ihm Lottchen einmal wieder schreibt, so sollte sie sich sie von ihm ausbitten. Die Uebersetzung ist gut; aber solche Dinge sollen und müssen in Versen übersetzt seyn, wenn das Original nicht zu viel von seiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren soll. Der Geschmack und die Sitten, die

darin ſichtbar ſind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewiſſe ſanfte Cynthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtiſane, worüber ſie ſo in Wuth geräth, daß ſie ihr die Nägel ins Geſicht ſchlägt, die Töpfe an den Kopf ſchmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr; und das Ende davon iſt, daß ſie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

Daß unſere Herzogin mit einem Prinzen niedergekommen iſt, der aber einige Augenblicke darauf ſtarb, haben Sie wohl ſchon erfahren.

Die Philosophie de l'histoire habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich ſchicke ſie Ihnen alſo zurück. Erſt vor einer Stunde habe ich Ihr Paquet von der Poſt erhalten.

Ein andermal mehr. Ich wünſche Ihnen Geſundheit und Freude in dieſen ſchönen Tagen. Adieu.

Schiller.

Ich lege die Mémoires von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem ſie geſchrieben ſind.

Weimar, den 24. April 1789.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tage wieder abgehen.

Es freut mich, Sie wieder beſſer zu wiſſen; wenn das Wetter ſich erſt gründlich verbeſſert hat, und der ſchöne Mai da iſt, ſo werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich ſah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in dieſem fehlen werden; aber Sie ſind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungeſtört ſich ſelbſt; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen, und in Ihren Empfindungen zu ſchwelgen. Warum trennte uns das Schickſal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht

ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in Ihrem Kreiſe den beſſern Theil meines eigenen Weſens aufſchließen und genießen könnte; alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anſchauungen der Dinge und unſeres eigenen Selbſts würden uns doppelt wichtig, ja ſie erhielten erſt ihren wahren Werth, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſerer Freundſchaft als neue Schätze, als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben ſo wie ſich ein edler Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unerfüllbar ſeyn?

Ich bin dieſe Woche noch immer nicht ganz wohl geweſen, und dieſes hat mich in meinen jetzigen Beſchäftigungen merklich zurückgeſetzt. Zerſtreuungen von Außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entſchädigen.

In der Ueberſetzung, die Sie mir heute ſchickten, ſind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß ſie nicht ſo ganz im Original ſtehen mögen. Ich werde doch das lateiniſche Original dagegen halten, um zu ſehen, ob Sie unwiſſend demſelben nahe gekommen ſind. Schicken Sie mir doch auf den nächſten Botentag die Anthologie. Ich brauche ſie ſo eben, und kann mich nicht mehr beſinnen, wer die meinige hat. Vergeſſen Sie es aber nicht.

Leben Sie recht wohl, und denken Sie meiner auf Ihren ſchönen Wanderungen. Ihr

Schiller.

Weimar, den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus schreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in diesen schönen Tagen zu Ihnen versetzt und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre erste Partie im Gartenhaus beim Thee, wie gegenwärtig war sie mir und wie viele schöne Erinnerungen brachte sie mir zurücke! Dieser Sommer wird ganz anders werden; aber seinen schönsten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu sehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir so wohlthätige Freundschaft.

Nächste Woche reise ich ab, und mir däucht fast, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher ist es nun zwar nicht; aber die große Geistesleere, die nun im gesellschaftlichen Cirkel um mich her entsteht, macht mir das Andenken an Sie desto mehr zum Bedürfnisse. Sie werden mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Sie erwarten Göckingk; unterdessen habe ich Bürger kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in seinem Aeußern und in seinem Umgang — aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu seyn. Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier, wie dort, verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, das wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Bürger sagt mir, daß er noch mehr Aufsätze in Manuscript

gelesen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stolberg Parthei nehmen und noch gedruckt werden würden. Er macht sich herzlich über Stolbergs Schwachsinnigkeit lustig, und kämpft für sein gutes Herz, das Einzige, was sich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder ist hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht K. schon geklagt hat, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirt Goethens Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.

Glauben Sie, daß B. sich gerne mit einem so dicken Briefe beschweren wird? Ich wünschte gar sehr, daß er meine Familie sähe; er wird eine große Freude haben. Grüßen Sie ihn zum Abschied recht schön von mir; ich hoffe durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja sehr, daß er mich Lavatern zu Füßen lege, und mir einen Zipfel von seinem Rocke mitbringe.

Für die Anthologie danke ich Ihnen recht sehr. Ich lasse einige Gedichte daraus abschreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erschreckt. Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe!

Hier leg' ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem so lateinischen Rocke erblicken. Uebrigens ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir 50 Thaler.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel schenke Ihnen für diese schönen Frühlingstage eine recht heitre Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar; ich will Ihnen noch vorher von Jena aus schreiben.

Adieu! Adieu!

Schiller.

Siebenter Abſchnitt.

Anſtellung in Jena. Verheirathung.

Wir wenden uns von der individuellen Lage, die die vorhergehenden Briefe darſtellen, nun zu den Nachrichten des trefflichen Freundes Körner.

Als der Profeſſor Eichhorn Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen, und verſprach viel von ihm für den Vortrag der Geſchichte. Goethe und der Geheime Rath von Voigt bewirkten daher ſeine Anſtellung als Profeſſor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünſcht, aber zugleich überraſchend, da er zu einem ſolchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit ſeiner Abreiſe von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er ſeine Profeſſur in Jena antrat, beſchäftigte ihn hauptſächlich ſein hiſtoriſches Werk. Er ſchrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubſt kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich ſo viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine ſpätere Aeußerung über den hiſtoriſchen Styl war folgende:

„Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt,

daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neuern haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei Weitem nicht beikommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Gränze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt."

Eine ſo begeiſternde Anſicht der Geſchichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunſt nicht untreu.

Seine poetiſchen Produkte in dieſem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortſchritte, ſowohl in Anſehung der Form als des Inhalts, zeigten ſich ſehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künſtlern. Auch beſchäftigten ihn Plane zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epiſchen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden ſich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen; nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität dieſes Sujets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz andres Ding ſeyn als eines in der

Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen, harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander; aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich — kein anderes, als ottave rime. Alle andern, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster als die Iliade."

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Stück, schreibt er, das schwerlich in den

nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläuftig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen. „Ich fühle," schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat; aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisite zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel, Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu strenge sondert."

Schillers folgende Briefe an uns sprachen ebenfalls Zufriedenheit mit der neuen Lage aus, und wir hatten alle Ursache, uns der Stellung unseres Freundes im äußeren Leben zu freuen. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen.

An Caroline von B.

Jena, den 4. Mai 1789.

Das überschickte Buch habe ich richtig bekommen, und ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch zu rechter Zeit schicken wollten, denn es hat wirklich sehr pressirt.

Ich bin eben aus der Vorlesung nach Hause, und schon erwartet mich wieder ein dringendes Geschäft. Wie gerne benutzte ich diese schöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu schreiben!

Lottchen vermuthete ich wieder in Rudolstadt.

Sie schreiben mir nichts von Ihrer Gesundheit; aber aus Lottchens Abwesenheit schließe ich, daß es fortfährt gut zu gehen.

Hufeland war heute bei mir und hat mir von seiner großen Reise erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin, und selbst aus Königsberg (von Kanten) mitgebracht, die mich freuen. Gedicke, der Universitätsbereiser, denkt meiner auch, und Engel scheint mir gewogener zu werden. Das sind die neuesten Neuigkeiten aus meinem Zimmer.

Leben Sie recht wohl, und halten Sie bald Wort, mir zu schreiben. Ewig der Ihrige

S.

Jena, den 30. Mai 1789.

Es ist lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerstreuungen und Geschäfte, womit ich mich bis jetzt überladen sah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorlesungen fiel gerade in diese Woche, und überraschte mich fast unbereitet, weil ich in den ersten Wochen meines Hierseyns die Zeit sündlich verschwenden mußte. Die erste Unruhe ist jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben.

Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! — aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, ist so aufs Ungewisse hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir schenken wollen, so sparsam zugemessen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halb fröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalte zu L... Hindernisse zu sehen, Alles schien mir so leicht thunlich; und nun soll ich mich mit zwei Tagen begnügen. Was kann man einander in zwei Tagen seyn?

Mit dem Griesbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schützischen und mit dem Reinholdischen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Sachen sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig — doch das hab' ich vorher schon vermuthet. Ich war unterdessen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Gesichter zu sehen kriegte. Eine Mlle. ** war das hübscheste darunter, aber dabei auch das leerste und seelenloseste. Ich nahm meine Zuflucht zum Spielen.

Vor acht oder zehn Tagen war ich Ihnen auch um zwei Stunden näher, bei Rothenſtein, nach Kahla zu, auf einem Berge, der eine herrliche Ausſicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Geſellſchaft, in der ich jetzt war!

Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar, oder ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelaſſen habe. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den erſten Vorleſungen keinen Augenblick verlaſſen. Der Zulauf war groß und dies vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat ſich gut gehalten und den ganzen Hörſal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich ſind. In Griesbachs Auditorium, wo ich leſe, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenſter herausſehen. Dienſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr.

Für die Pfefferkuchen ſchönen Dank, ſie ſollen mir recht wohl ſchmecken. Schreiben Sie B. viele Grüße von mir, und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Gleichen und ſeiner Frau überbringen Sie meinen freundlichen Glückwunſch. Kommt das neue Ehepaar einmal nach Jena, ſo will ich hoffen, daß ſie mich nicht übergehen.

Adieu! adieu! Ich ſchicke Ihnen hier etwas zu leſen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen.

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

Schiller.

Im Julius reisten wir über Jena, um unsere Freundin Caroline von D... von dem Gute ihres Vaters zur Badecur nach Lauchstädt abzuholen. Seit der persönlichen Bekanntschaft in Erfurt hatte sich eine innige Freundschaft unter uns angeknüpft, die durch unser ganzes Leben in gleicher Wärme und Treue bestand, und aus der sich mancherlei Verhältnisse, auch für Schiller, entspannen. Sie machte ihn mit der großen Neigung und Achtung bekannt, die der Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg, für seine Schriften gefaßt und erregte den Wunsch in Schiller, sich diesem Manne näher bekannt zu machen.

Wir hatten in Jena einen Tag bei unserer gütigen Freundin Griesbach in ihrem anmuthigen Garten mit Schiller verlebt. Er dachte uns auch in Lauchstädt zu besuchen; doch waren seine Plane noch unbestimmt. Folgender Brief an meine Schwester zeigt seine damalige Stimmung.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 24. Julius 1789.

Beinahe möchte ich mich des Zufalls freuen, der Ihren ersten Brief an mich — den ich nunmehr auch habe — verspätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich auf's Neue von Ihrer Freundschaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifle, aber auch nicht zu viel bestätigt hören kann.

Wie sehr danke ich es Ihnen, meine liebste Freundin, daß Sie meiner gedacht haben, und daß Sie mir Beweise davon gegeben haben. In Gedanken uns nahe seyn zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten

Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen, und ſo lebendig in einander leben — wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben. So nah und doch ſo fern! —

Ihre Empfindungen an dieſem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünſchte, ſie wären ein Abdruck davon geweſen; ſo hätten Sie mich ohne Worte verſtanden, und alle die Menſchen und menſchenähnlichen Weſen um uns her hätten unſere Sprache nicht geſtört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin ſie ſtand, weggelaſſen habe. Dieſe Stelle drückt am beſten aus, was ich hier meine.

. . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären!

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geſchöpf ſeyn, wenn ſie dem Bilde gleicht, das ich mir, nach Ihrer und Ihrer Schweſter Beſchreibung, von ihr gemacht habe. Ich wäre ſehr begierig, ſie zu ſehen, und zu beobachten, wie ſich Ihre drei Charaktere in einander miſchen. Aber ich fürchte, ich würde ein ſchlechter Beobachter ſeyn — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was für ein ſchönes Leben, wenn dieſes Lauchſtädt eine von den glücklichen Inſeln in der Fabel wäre, jedem andern Menſchen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich!

Sie glauben es nicht, liebſte Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieſes freudenloſe Daſeyn hier fortzuſetzen — und allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung, und, durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der

mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.

Aber warum ſchreibe ich Ihnen ſolche Dinge? Ich denke hier nur an mich ſelbſt, und ſollte mich Ihrer angenehmen Exiſtenz in L. vielmehr freuen. Denken Sie noch ferner an mich, wenn Sie vergnügt in Ihrem kleinen Cirkel ſind. Ich werde mich oft unter Sie verſetzen.

Daß ich noch nicht beſtimmen kann, ob ich Sie in L. ſehe, wird Ihnen Caroline ſagen. Aber ich werde thun, was möglich iſt, um dieſe Hinderung zu entfernen. Auf jeden Fall kann Ihre Zurückkunft über Jena mit der Anweſenheit meiner Freunde zuſammen treffen. Auch Frau von K... wird vermuthlich alsdann hier ſeyn. Sie wünſcht ſehr, Sie und Ihre Schweſter zu ſehen.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer zweiten Schweſter, die mir unter dieſem Namen ſehr werth und theuer iſt. Dieſen verwirrten Brief verzeihen Sie mir. Ich hätte gar nicht ſchreiben dürfen, oder der Brief mußte ſo ausfallen, wie er iſt. Adieu! Adieu!

Schiller.

Nach dieſem Briefe kam Schiller in Lauchſtädt an; der Plan, mit ſeinem Freund Körner in Leipzig zuſammen zu treffen, gab den Schein der Abſichtloſigkeit.

Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirkſam ſeyn muß. Meine Schweſter bekannte ihm ihre Liebe, und verſprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu erſparen, ſollte noch Alles für ſie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der ſeine Exiſtenz in Jena ſicherte; einen ſolchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar

erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammenseyn fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsere liebenswürdige Freundin wurde Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier las uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.

Schiller wollte die Ferien in Rudolstadt zubringen. Wie seine Seele in neuer fröhlicher Lebenshoffnung aufflammte, sprechen seine Briefe aus. Einige unter vielen, deren zarte Innigkeit das Oeffentliche scheut, folgen hier.

An Lottchen von Lengefeld.

Dienstag Abends, den 25. August 1789.

Wie schön bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns

endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nöthig iſt. Aber wie ungenügſam ſind doch unſere Wünſche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin leſe, was mein Herz ſich ſo lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geiſtes! Und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchöneren Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Du mein biſt, theure liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegen trugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe Dir unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. O Du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſerer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich ſie hören.

Es war ein ſchneller, und doch ſo ſanfter Uebergang! Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt; aber jetzt erſt genieße ich alle unſere vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und Alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchöneren Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zu ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige Alles zu

vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beſchleunigen. Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er machte mir ſehr viele Freude. Seine Anhänglichkeit iſt ſo innig, und nichts Fremdes hat ſich noch in ſein Weſen gemiſcht. Er iſt ein gar guter Menſch; ich wünſchte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude iſt, als bis ich wieder Briefe von Dir ſehe. Adieu! meine Liebe.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerſtag Abends, den 12. Sept. 1788.

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich Dir näher bin. — Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei Dir vorübereilen! Wäre indeſſen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten! O meine Theure! wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Dein Bild begegnet! Wie eine Glorie ſchwebt Deine Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab' ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die

Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerem eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt! Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe geleſen. Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſeres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerem Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen. Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Dir doch weit beſſere Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch

hab' ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde. Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beſchäftigt; unſer Leben hat angefangen; ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Caroline iſt bei uns, ſie iſt am Clavier beſchäftigt, und Du arbeiteſt neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſeh' ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſeyn, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtſeyn, daß ich Dich morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar, verfliegt unſer goldenes Leben!

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 20.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie ſchnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte; aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorleſungen will ich Dir doch zum Spaß mitbringen, die etwas Intereſſantes für Dich haben können. Die erſten, welche in dem Deutſchen Merkur ſtehen, lieſeſt Du ohnehin.

Auf die Voyages d'Anacharsis bin ich ſehr begierig. Sie ſind ein ſehr zuverläſſiges hiſtoriſches Werk, und nichts als die

Einkleidung ist poetisch. Ich verspreche mir große Genüsse davon. Von Gibbon habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abschnitt von der Ausbreitung des Christenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht interessiren will.

Ach! wie schön wird es in der Zukunft seyn, wenn wir alle Schriften dieser Art gemeinschaftlich mit einander genießen, und jedes Gute und Schöne darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unseren Seelen niederlegen; wenn Alles unter uns gemeinschaftlich seyn wird, bis auf die Erwerbungen unseres Geistes!

Schlaf wohl, liebste Theuerste. Es ist schon sehr spät, und ich muß morgen früh auf seyn. Uebermorgen, denke ich, auf den Sonnabend wieder einen von Dir. Noch vier Briefe, und wir sind wieder bei einander. Adieu! Adieu! Diesen Kuß bringe Dir der gute Engel unserer Liebe! Adieu!

S.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher, und schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetische Plane und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die sichere Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüthe; aber die

Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einſamkeit in Jena. Der günſtige Moment, ſeine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Feſtigkeit der Exiſtenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, ſo erging ſich unſere Phantaſie in tauſend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältniſſe mit wohlgeſinnten Menſchen, die nur der Geſtaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantaſie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur geſcheuert werden, und ſie ſchüttete ihre reichſten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Troſt getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, Freitag Abends 1789.

Geſtern Abend um zehn bin ich glücklich angekommen, theure Lotte, und ſehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen ſo freudig verließ. Ich weiß noch nicht, meine Liebe, wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne Dich vorübergehen. Ach ich fühle, ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keines von allen den Dingen, die mich ſo nahe umgeben.

Geſprochen habe ich hier außer Griesbachs noch Niemand.

Die Collegien haben erſt geſtern angefangen, und zwar nur die Vormittags-Collegien, ſo daß ich gar nichts verſäumt habe. Den nächſten Montag aber fangen die Nachmittagsſtunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf iſt heiter und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich lachen machte. Es hatte ſich ein fremder Profeſſor der Mathematik bei

mir melden laſſen. Er wollte nichts Geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten ſollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Muſeum nach Art des pariſiſchen errichten, worin nämlich über wiſſenſchaftliche Dinge und ſchöne Kunſt Vorleſungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuſer zu Abonnenten, jedes ſollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Profeſſoren ſollten ſich in das Werk theilen, einer in Naturwiſſenſchaften, ein anderer in Mathematik und Experimentalphyſik, ein dritter in philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Aus allen Wiſſenſchaften aber ſollte nur das Intereſſante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu beſuchen. Er ſelbſt war in Frankreich und Italien, wie er ſagte; indeſſen erweckte er mir keine hohe Meinung von ſich. Es war mir aber luſtig, daß ich gleich den andern Tag nach unſerer Trennung einen Antrag erhielt, der mich faſt ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelaſſen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe, und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünſchte mir nichts mehr als eine Beſchäftigung dieſer Art, wo ich eine Auswahl unter dem, was mich intereſſirt, machen dürfte. Ueber die Mainzer Profeſſoren ſchimpfte der Herr ſehr; er nannte ſie trockene Pedanten. Gern hätte ich ihn mehr darüber ausgefragt; aber ich hielt ihn weder für inſtruirt, noch für unparteiiſch genug dazu.

Morgen, meine Theuerſte, erhalte ich Briefe von Dir. Möchte ich hören, daß Carolinens Geſundheit ſich beſſert! Dies iſt's, was mir jetzt viele Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt; aber ich fürchte, daß dieſe Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel ihres Geiſtes ſtören, und ihr gerade das, was ſie und uns in ihr glücklich macht, verbieten. Ihre Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Inſtrument nicht ſchwach ſeyn, worauf ſie ſpielt; ſonſt wird ſie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen.

Adieu! meine Theuerſte! Meine Seele iſt Dir nahe. Ich bin nicht von Dir getrennt, Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 3. Nov. 1789.

Wie freut mich, theure Lotte, was Du mir von Carolinens Geſundheit ſchreibſt! und wie liebe ich den Himmel wegen dieſes Geſchenks, das er mir gab! Ich habe zwei oder drei glückliche Tage verlebt, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit,[1] die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt; nie habe ich ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich zwar über mein Selbſtlob auslachen; aber ich ſpreche wie ein fremder Menſch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige genaue hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirſt mich auslachen; aber möchteſt Du es immer — wenn ich Dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen!

Ach! und mir hat ſich auch dieſes innige Geiſtesvergnügen doch wieder an mein Liebſtes, mein Alles angeſchloſſen, und iſt von Dir ſchöner und ſüßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre

[1] Die Abhandlung vor den Memoires.

nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhafteren Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solcher Augenblicke erhöhterer Empfindung habe ich gestern und heute in todter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Deinige verzehren müssen! Wie viel hätte ich Dir in diesen Stunden geben können, und wie viel von Dir empfangen! Auch selbst von Dir getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Dich so lieb, daß sie mich, ohne den Gedanken an Dich, nicht entzücken wollen.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 10. Nov. 1789.

Daß mein Geburstag heute ist, habe ich erst von Dir erfahren; denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr hab' ich ihn mit Dir durchlebt — aber nein, Du bist mir, unserer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr. Meine Seele besitzt Dich, und das ist etwas ganz Anderes, als wenn Deine Gestalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag als der zehnte November.

Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

Es freut mich, daß Du heute doch etwas von mir empfängſt. Der Bote verſprach mir gegen acht in R. zu ſeyn. Die Gründe, warum ich der Mutter noch nicht ſchreiben ſoll, ſind mir ganz einleuchtend; überhaupt iſt die Sache nur in ſo fern dringend, als ſie ihr nicht länger verſchwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu ſchreiben.

Was ich durch den Boten ſchrieb, iſt mir ſehr ernſt. Ich wünſchte ſehnlichſt, daß wir überhoben ſeyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieſer Zwang, dieſe Reſignation wirklich nicht nöthig geweſen wäre. Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer als jetzt einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil, ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind. Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine Jenaiſche Profeſſur nieder. Ich will aber auch im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, ſo wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir, an mehr als Einem auserleſenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältniß erſpart; und wenn es ja ſeyn müßte, ſo würde ich mit jedem Jahre fähiger ſeyn und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl! Wenn Sie, liebe Caroline, meinten, ſo will ich noch einen Verſuch

machen, der vielleicht durchzuſetzen iſt. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen, entweder bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg. In Mannheim würde ich Sie auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerablen Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin.

Warum fallen mir dieſe Armſeligkeiten wieder ein? Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß.

Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte ſich auch gleich wieder. Mit dem hieſigen akademiſchen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde ſie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorleſung mich einen Profeſſor der Geſchichte nannte, ſo hat ſich der Profeſſor H** beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten ſey, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das iſt wahr, aber ich hab' es jetzt erſt erfahren), ich bin nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen; aber das Lächerliche iſt, daß die Geſchichte nur ein Theil aus der Philoſophie iſt, und daß ich alſo, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig ſeyn muß. Es iſt ſo weit gegangen, daß ſich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Ich laſſe es jetzt unterſuchen, ob er's für ſich und auf ſeine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maß-

regeln nehmen; denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen.

Diese elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn sie hat mich lebhafter daran erinnert, daß ich hier bin und ohne allen Zweck und Nutzen — ach! und daß ich so schön in Weimar seyn könnte, wo ich Sie zu erwarten hätte. O meine Lieben, Theuerste meiner Seele! prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unserer Trennung verkürzen können. Das ist kein Leben, das ist nicht gelebt, wie wir jetzt unsere Stunden hinharren müssen. Adieu! Ich kann und mag Ihre lieben Briefe heut nicht beantworten. Meine Seele ist zu trübe. Der erste helle Augenblick, den ich habe, soll Ihre seyn. Leben Sie wohl!

S.

Lottchen und ich riethen für den Moment zur Geduld und einstweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Professorlebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Schon hier zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsere nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.

Vom December 1789 an lebte meine Schwester eine Zeit lang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H. v. B's. Abwesenheit einen lebhaftern Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinahe jede Woche. Auch mit unsrer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die Erklärung Schillers an

unſere Mutter. Sie antwortete zuſagend auf folgenden Brief; und nichts ſtand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen.

An Frau von Lengefeld.

Jena, den 18. Dec. 1789.

Wie lange und wie oft, ſeit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir ſelbſt geſtritten, ob ich es wagen ſoll, Ihnen zu geſtehen, was ich jetzt nicht mehr zurück halten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigſte Freundin, ſich jetzt Alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich ſprach; ich ſelbſt muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in dieſem Augenblicke Muth und Hoffnung zu faſſen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich ſind ſie meinem Herzen — wo Sie mich vergeſſen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hauſe ſey, ja wo Sie unter Ihre Kinder auch mich zu zählen ſchienen. Was Sie damals ohne Bedeutung ſagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange ſchon kein anderer Wunſch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden! Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerungen in volle ſelige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieſes Geſtändniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen ſeyn. Seit dem erſten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Geſtalt nicht mehr verlaſſen. Ihr ſchönes edles Herz hab' ich durchſchaut. In ſo vielen froh durchlebten Stunden hat ſich ihre zarte ſanfte Seele in allen Geſtalten mir gezeigt. Im ſtillen innigen Umgang, wovon Sie ſelbſt ſo oft Zeugin waren, knüpfte ſich das unzerreißbarſte Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich dieſen Eindruck vielleicht bekämpfen ſollen, da ich noch nicht vorherſehen konnte, ob Lottchen auch

die Meine werden kann? Ich hab' es verſucht; ich habe mir einen Zwang vorgeſchrieben, der mir viele Leiden gekoſtet hat; aber es iſt nicht möglich, ſeine höchſte Glückſeligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu ſtreiten. Alles, was meine Hoffnungen niederſchlagen könnte, habe ich in dieſem langen Jahre, wo dieſe Leidenſchaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie, Verehrungswürdigſte, lebendig davon überzeugen, ſo iſt nichts mehr, was gegen das höchſte Glück meines Lebens in Anſchlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird ſie durch mich ſeyn, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, habe ich in Lottchens Herzen geleſen.

Wollen Sie, theuerſte Mutter, — o laſſen Sie mich bei dieſem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausſpricht — wollen Sie das Theuerſte, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünſche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind, wenn wir uns beide in dieſer Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſeyn in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. Unſre Dankbarkeit wird geſchäftig ſeyn, Ihr Leben zu verſchönern, und Ihnen das Geſchenk der Liebe durch Liebe zu erſtatten.

Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünſche meines Herzens entſchieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, ſo werden keine Hinderniſſe von Außen ihm im Wege ſtehen. Mit welcher Unruhe und Sehnſucht erwarte ich von Ihnen den Ausſpruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigſten Ehrfurcht und Liebe.

Schiller.

Unſere treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieſer ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr ſchöner Verſtand und ihr treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine ſichere Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie ſein Talent.

Die nähere Bekanntſchaft deſſelben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg öffnete die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er intereſſirte ſich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück ſeiner Liebe. Er verſprach, ſobald er Kurfürſt würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach ſeinem Wunſch und Sinn anzuſtellen, und bat mich, meiner Mutter zu ſagen, daß ihre Tochter auch in der äußern Exiſtenz ſich durch dieſe Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreiſe geriſſen ſehen ſollte. Wir wußten durch unſere Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit dabei überlaſſen wollte.

Welche tiefe Einſicht in Schillers Talent, und welche feſte Ueberzeugung, er werde einſt mächtig wirken, der edle Mann hatte, geht aus dieſem Plan hervor. Nie erlaubte er ſich in ſeinen Regierungsmaßregeln nach kleinlichen perſönlichen Motiven mit dem Staatseinkommen zu ſchalten. Auf einen Brief Schillers an ihn, in ſpäterer Zeit geſchrieben, gab er folgende Antwort, der wir ein anderes Schreiben deſſelben trefflichen Fürſten zufügen:

Hochgeehrteſter Herr!

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut. Das Andenken eines Mannes von Ihrem Geiſt und Herzen hat für mich ſo viel Innigſt-Erfreuliches. Ich wage es nicht zu beſtimmen, was Schillers allumfaſſender allbelebender Genius unternehmen ſoll. Nur ſey mir erlaubt der ſtille Wunſch, daß Geiſter, mit Rieſenkräften ausgerüſtet, ſich ſelbſt fragen möchten: wie kann ich der Menſchheit am nützlichſten ſeyn? Dies Forſchen (dünkt mich) führt am

ſicherſten auf den Weg der Unſterblichkeit, und lohnt mit himmliſchem Bewußtſeyn. Genießen Sie die reinſte Glückſeligkeit, und denken Sie manchmal Beide an Ihren Freund und Diener

Mainz, den 12. Sept. 1790.

Dalberg.

Hochgeehrteſter Herr!

Hier ſind, fürtrefflicher Mann, meine Gedanken, die Sie wiederholt verlangen. Ich wage ſie ſchüchtern und ungern, weil mir bei Schillers Unternehmungen die Wahl wehe thut. Prüfen Sie, und folgen Sie innigſter Ueberzeugung. Ich bin mit großer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenſter Diener

Erfurt, den 2. Nov. 1790.

Dalberg.

Der höchſte Geiſt lebender Darſtellung bildet Situation und Geſpräche, umfaßt und ſchildert den Menſchen ganz und von allen Seiten.

Der Geſchichtſchreiber darf nur diejenigen Stellen aus gleichzeitigen Geſchichtſchreibern ausheben, welche Helden oder Völker darſtellen.

Geſchmack der Darſtellung ſind ihm genug; geiſtvoller Trieb der Darſtellung gefährlich, weil ſie ihn leicht in die Gefilde des Romans führen.

Der aufmerkende, prüfende, ſammelnde Forſchungsgeiſt iſt Element des Geſchichtſchreibers; der Genius höchſt lebender Darſtellung Element des dramatiſchen Dichters.

Nur darin treffen beide mit allen Geiſteswerkmeiſtern überein, daß jeder ſeinen eigenen Brennpunkt haben muß, durch den er ſeinem Werke Einheit gibt, die Theile in ein Ganzes ſchmelzt. — So ſchmelzt Shakeſpeare die leben- und geiſtvollen Kinder ſeiner Phantaſie in ein Drama, und Robertſon ſchmelzt die Bruchſtücke ſeines ſammelnden, forſchenden Fleißes in eine Geſchichte.

Hohes Darſtellungs-, Bildungsvermögen iſt ſeltenes Ge-

ſchenk der Natur. Forſchungsgeiſt iſt Werk des Fleißes, kann eher erworben werden.

Schiller vereinigt beides, Bildungskraft und das ſchätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünſche ich, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiſte, wirke, was nur er leiſten kann, und das iſt Drama.

Wirkung auf die Menſchheit hängt von dem Grade der Kraft ab, den der Verfaſſer in ſein Werk legt. Thucydides und Xenophon würden nicht läugnen, daß Homer und Sophokles wenigſtens eben ſo viel wie ſie gewirkt haben.

Während unſeres Weimariſchen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntſchaft Wilhelm von Humboldts, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältniſſe blieb. Schon damals kündigte ſich die geiſtige Kraft dieſes Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielſeitigſten Kenntniſſe, immer neue Blüthen im Felde der Philoſophie und Aeſthetik trieb, ſo wie ſein Charakter ſich offenbarte, der ſpäter in die großen Weltbegebenheiten ſo kräftig als edel einwirkte.

Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schillers Umgang ſo ſehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er ſich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer lebhaften Briefwechſel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unſerer Freundin, und die innige Verbindung mit dieſen lieben, und durch ſo viele Vorzüge ausgezeichneten Menſchen war eine der ſchönen Lebensblüthen, die das Geſchick uns darbot. Aus Goethe's und Schillers Correſpondenz lernt man das vertrauliche Verhältniß genau kennen, das ſich in geiſtvoller Theilnahme und Liebe immer gleich blieb.

Die glückliche Verbindung unſerer Freundin hatte ſich auch in Weimar entſchieden. Es waren heitere Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreiſes guter und geiſtvoller Menſchen, wo jedes ſeine Originalität behauptet, und ſich vom Odem der Liebe getragen und verſtanden fühlt, liegt wohl immer der reinſte

Lebensgenuß, und der daraus entstehende Contrast mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen seyn, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsere Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: „Kinder, denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das Alles umstürzen.“ Er ahnete als Staatsmann die Zerstörung des Vaterlandes und seiner Aussichten.

Die Pariser Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenstand seiner Gespräche, und mich erinnere ich, daß er, wenn wir uns des Geistes und der schönen Reden der Nationalversammlung erfreuten, sagte: es sey unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Schiller mußte vermöge seiner innern Natur sich stets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernsten wenden; er war ein Tasso; auch er konnte von sich sagen:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr. —

Folgender Brief an meine Schwester spricht diese Stimmung aus.

Sonntag Abends 1789.

Du biſt jetzt zuſammen mit Deiner Lieben, und mein Herz ſagt mir, daß ich Dir nicht fern bin. Noch vier Tage, und ich bin in eurer Mitte. — Das iſt eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht. Meine Sorge iſt nur, daß wir einander ſo wenig werden ſeyn können. Einige Vormittagsſtunden — das wird wohl Alles ſeyn, und Ihr werdet dafür ſorgen, fürchte ich, daß die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorleſung mehr noch daran wenden, und es einrichten, daß ich Donnerſtag Abends ſpäteſtens zwiſchen neun und zehn in Erfurt bin.

Auf die neuen Familiengeſtalten bin ich begierig. Thu' mir den Gefallen und beſchreibe mich als einen wunderlichen Kopf, oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolſtadt ſchon mein Glück gemacht; und wenn ich dann nur Niemand freſſe, ſo bin ich ein artiger Menſch. Das Univerſum von D. hätte ich noch gar gern geleſen; aber hier iſt es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden; ich rechne darauf, es aus der Taſche heraus ſehen zu laſſen, wenn ich beim Coadjutor bin. Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf gefallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir; aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. In der Thalia wirſt Du ſie leſen, oder auch hier im Manuſcript. Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — ſo daß es ſchien, als wenn er mit mir ſchmollte; aber Amor und der Genius der Dichter ſind auf einander nicht neidiſch; vielmehr iſt es ihr Intereſſe, wenigſtens bei mir, freundlich zuſammen zu halten. Ich kann gar nicht beſchreiben, meine Liebe, wie mich die Ausſicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jeden zu ſeiner höchſten Fülle zu

bringen. An Deinem Herzen, meine Liebe, werde ich dieſen Wunſch in Erfüllung ſehen. Liebe allein, ohne dieſes innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren ſchönſten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben ſoll, ſo muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen; ich muß mich der Glückſeligkeit würdig fühlen, die mir wird; — und dieſes kann nur geſchehen, wenn ich mich in einem Kunſtwerk beſchaue. Es iſt nicht Egoiſterei, nicht einmal Stolz, es iſt eine von der Liebe unzertrennliche Sehnſucht, ſich ſelbſt hoch zu ſchätzen.

Ihr ſeyd Alle geſund, will ich hoffen, und eure Glückſeligkeit wird durch nichts geſtört. Ich drücke Dich an mein Herz, meine Lotte!

S.

In dieſem Winter wurde Kotzebue's Menſchenhaß und Reue zuerſt in Weimar geſpielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern ſehen wolle. Wir blieben ganz ungerührt, und ſpaßten über die vielen falſchen ſentimentalen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geſchmacks im großen Publikum und ſagte vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde.

In dieſer Zeit lernten wir auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, deſſen Perſönlichkeit ganz mit ſeinen Dichtungen im Einklang ſtand. Er brachte ein Empfehlungsſchreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Gräuelſcenen hatten dort begonnen. Salis Erzählungen und Wilhelms Brief ſchlugen unſere Freude über den Sturm der Baſtille ſchrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Exiſtenz unſeres Freundes auf jenem Vulcan aller empörten Leidenſchaften. Schiller hatte dieſe Begebenheiten ſchon bei ihrem erſten Entſtehen ernſt und ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzoſen für kein Volk, dem ächt republikaniſche Geſinnungen eigen werden könnten.

Zwiſchen ihm und Goethe war, zu unſerm großen Verdruß, kein Verhältniß entſtanden, obgleich ſich der Letztere gegen uns, wie früher, freundſchaftlich benahm, und in realen Verhältniſſen

Schillern immer wohlwollend entgegenkam. Was uns damals als unangenehme Lücke erscheinen mußte, sollte nach einigen Jahren herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgefüllt werden.

Am 20. Februar 1790 wurden Schiller und meine Schwester in der Kirche von Wenigenjena durch Herrn Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen, beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks, und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lauterer Quell des Segens und Trostes. Tief rührte mich folgendes Sonnet, das ich unter den Papieren meiner Schwester fand. Es ward am neunzehnten Jahrestage ihrer Trauung geschrieben, vier Jahre nach Schillers Tode. Um so tiefer ergriff es mich, da in diesem Monate auch die tödtliche Krankheit meines Mannes, dessen treue Freundschaft im Andrang stürmischer Zeit der Schwester Trost und Stütze war, sich entschied.

Die wechselnden Gefährten.

Den 20. Februar 1809,

zum Gedächtniß des 20. Februar, 1790.

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuschweben;
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen,
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne.
Nichts stillt die Wehmuth der zerriss'nen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelschleier,
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier;
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Achter Abschnitt.

Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben.

Schillers äußere Lage gestaltete sich durch glückliche Ereignisse noch besser, als wir gehofft hatten; die Gegenwart war heiter, in die Zukunft sah man sorgenlos. Die unternommene Herausgabe von Memoires, wozu Schiller die einleitende Abhandlung schrieb, deren er in einem seiner oben mitgetheilten Briefe gedacht, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm eine für seine Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literaturzeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göschen aufgefordert, eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach zu schreiben; und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde.

In den ersten Monaten nach seiner Heirath schrieb Schiller seinem Freund Körner:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir

diese Tage dahin. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen. Jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seitdem Schillern ein sicheres ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachische und Paulussche Haus gewährten eine anmuthige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besondern Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik, und hatte sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Clavierspielen zu nehmen. Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu. Wanderungen in die so mannigfaltige freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir, gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meisten Gelehrten stand Schiller im besten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundschaftlichem Verhältniß, in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er besonders durch Letztern auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß diese ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals schon oft der Gegenstand seiner Gespräche mit unserm Freunde Gleichen und mir.

Dieses Jahr war wohl eines der glücklichsten in Schillers Leben, und der erste Gedanke, Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen des

dreißigjährigen Krieges entstand, war die Blüthe eines heitern in sich befriedigten Daseyns. Auch die ästhetischen Studien, die ebenfalls ihn zum Schaffen anregten, erfreuten ihn, wie sich aus folgender Stelle eines Briefes an mich (vom 15. Mai 1790) ergibt:

„Lottchen hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören, und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz. Ich fing gestern die Vorlesungen über die Tragödie an, und finde gar viel Vergnügen an dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, und von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verspricht. Ich habe so doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sie sonst nicht sehr zu erwarten ist."

Schiller beschäftigte sich in dieser Zeit, da er über den Oedipus Vorlesungen hielt, mit der Poetik des Aristoteles, und übersetzte meiner Schwester und mir oft Stellen daraus. Die Ansichten dieses großen Geistes erfreuten ihn, und wahrscheinlich schrieb er auch damals an seinen Freund Körner:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß

er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

„In den Jahren von 1790 bis Ende 1794," fährt Körner fort, „wurde kein einziges Originalgedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte."

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und poetischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Die Idee zum Wallenstein blieb die vorherrschende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern und die Seinen in dieser sich so glücklich

gestaltenden Zeit. Während eines Besuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er beim Abendessen, nach einem Concert im Stadthause, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen. Erkältung war wahrscheinlich der Hauptgrund dieses Anfalls. Nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Aber kaum dort angelangt, ergriff ihn eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Ich eilte nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke abgewendet; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die sich Schiller in Jena erworben, zeigte sich in der hülfreichen Theilnahme, die man meiner Schwester bezeigte. Viele von seinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten sich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigste Theilnahme, und kam damals zuerst Schillern vertraulich nahe. Gustav von Adlerskron, ein Liefländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studirte, zeigte einen so anhaltenden Eifer, und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr werth wurde, und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunst that sich damals schon kund. Sein Vater besuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches sein Sohn in ihn setze, zu benutzen, und denselben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die sein künftiges Emporkommen im Staatsdienst, für den er bestimmt sey, fördern könnten. Schiller sprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche Sorge ans Herz, und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den besten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod seiner Braut waren Ursache, daß der Sinn des Jünglings sich von allen Aussichten auf irdisches Glück abwandte. Die reinen Laute seines Herzens, sein religiöses Gefühl, sein Sehnen nach dem Ewigen bleiben allen Gleichfühlenden theuer.

Schiller genas; aber beängstigende Brustkrämpfe waren von dieser Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbrochen werden; er versammelte in seinem Zimmer so viele Zuhörer, als es fassen konnte, zu Privatvorträgen über Aesthetik.

Wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

Kants System hatte ihn mehr und mehr angezogen, wie man bei der speculativen Richtung, die sein Geist früh nahm, erwarten konnte. Wie sehr der große Geist dieses Philosophen ihn ansprach, geht aus folgenden Briefen an Körner hervor.

Jena, den 3. März 1791.

Du erräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hinein zu arbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinholdsche Schriften für jetzt noch zu schwer seyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegenheitlich viele Kantische Vorstellungsarten kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so gibt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu wenden. Dein S.

Jena, den 1. Januar 1792.

Ich treibe jetzt mit Eifer Kantiſche Philoſophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre koſten könnte. Uebrigens habe ich mir ſchon ſehr Vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren.

Jena, den 25. März 1792.

An die äſthetiſchen Briefe habe ich, wie Du leicht begreifen wirſt, jetzt noch nicht kommen können; aber ich leſe in dieſer Abſicht Kants Kritik der Urtheilskraft wieder, und wünſchte deßwegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchteſt. Wir werden einander dann um ſo leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher leſen.

Jena, den 15. Oktober 1792.

Jetzt ſtecke ich bis an die Ohren in Kants Kritik der Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt. Auch iſt es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke, und erſchöpfe, damit ich in dieſem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares, für die Thalia, zu jeder Zeit ſchreiben zu können. Bald werde ich Dich mit meinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correſpondenz einleiten.

Das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinholds Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Der Doctor Ehrhard, aus Nürnberg, interessirte ihn besonders durch seinen Scharfsinn, und der Eifer des Baron Herbarts, den im Mannesalter Liebe zur Philosophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig; er liebte den Umgang dieses jovialen liebenswürdigen Menschen. Aber Anfälle von schweren Brustkrämpfen blieben nicht aus und griffen störend in das heitre geistige Leben. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen." Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut seyn." Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unsers geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seyen nicht tödtlich. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben!" sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterm Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessirten ihn sehr. In unsern Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch

alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsre Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Daseyn kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. „Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück," sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tasso's befreites Jerusalem in Heinse's Uebersetzung mit dem größten Antheil. Als wir einmal von einem Besuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und sagte: „Der Tasso liegt mir in allen Gliedern." In dieser Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerst an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwartete. Unsere Hausjungfern spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, so daß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.

Ende Julius konnte er nach Karlsbad reisen, wo er sehr eingezogen lebte. Die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn, und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hinein schaute. In Eger besuchte er das Rathhaus; er sah hier ein Bild Wallensteins, auch das Haus, wo dieser seinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns allmählig von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des dreißigjährigen Krieges fort, so wie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch

die Ueberſetzungen aus der Aeneide, da er ſich zu eigenen Dichtungen nicht ſtark genug fühlte. „Auch darf man nicht glauben," ſagt ſein Freund Körner, „daß überhaupt damals eine hypochondriſche Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus ſeinen Briefen beweiſen, daß er eben in dieſer Zeit für begeiſternde Wirkſamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erſtorben war."

Ein ſehr angenehmer, geiſtreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tiſche zu Mittag aßen, trug viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präſident Fiſchenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unſerer Freundin, von Fichart und ſein Hofmeiſter Göritz waren die tägliche Tiſchgeſellſchaft. Offenheit und Heiterkeit herrſchte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab ſich dem muntern Geſpräch unter dieſen guten, von regem wiſſenſchaftlichem Intereſſe belebten Menſchen hin, von denen mehrere ſich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienſt merkwürdig gemacht haben.

Mit Niethammer und Fiſchenich unterhielt er ſich vorzüglich über die Kantiſche Philoſophie, und dieſe war, bei dem lebhaften Intereſſe, das ſie den drei Männern einflößte, ein nie verſiegender Quell für gegenſeitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fiſchenich Gelegenheit, ſeine Freundſchaft für denſelben den Hinterlaſſenen treu und auf die großmüthigſte Art zu beweiſen.

Eine Reiſe im Frühjahr 1792 zu ſeinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war ſie auch durch Krankheitsanfälle getrübt.

Fiſchenich begleitete ihn nach Dresden, und philoſophiſche Geſpräche beſeelten jede freie Stunde. Dann erfreute Schillern auf das innigſte ein Beſuch ſeiner Mutter, die eben eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte, und ſeiner jüngſten Schweſter. Früher hatte er mir geſchrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hauſe erhalten, worin die angenehme Nachricht ſteht, daß meine Mutter ſich anfängt zu erholen. Herzlich hat ſie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal ſie wieder zu ſehen und ihr einige

frohe Tage zu schenken. Auch Dich und Lottchen muß sie noch sehen, und mein Vater euch seine Artigkeiten ins Angesicht sagen." Die funfzehnjährige Schwester hatte die schönsten Anlagen. Stellen aus Schillers Gedichten zu declamiren, war ihre größte Freude, und ihre Naivetät machte uns viel Vergnügen.

Mehrere Rückfälle ließen indeß das Schlimmste für Schillers Gesundheit fürchten. Er bedurfte der größten Schonung; öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen; selbst Privatvorträge verboten ihm seine immer wiederkehrenden Brustkrämpfe. „Diese und alle andern anstrengenden Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben, sagt Körner. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften. Aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angeboten; und dies geschah mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!"

Wir theilen den Brief dieser edlen Freunde mit.

Den 27. Nov. 1792.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft

knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlern und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große

Handelsstadt ist, und sehr schätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir sind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wieder hergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staats angestellt zu seyn, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

In der ersten Wärme des Dankgefühls glaubte sich Schiller stark genug, eine Reise nach Dänemark unternehmen zu können und versprechen zu dürfen; was er in einer Antwort auf jenen Brief that. Der Prinz von Holstein erwiderte:

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeige, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Das Verlangen Schillers, diese edlen Freunde persönlich kennen zu lernen, ihnen mündlich zu danken, mit ihnen umzugehen, was für Geist und Herz so reichen Genuß versprach, dieses lebhafte Verlangen blieb indeß unerfüllt. Das Mißtrauen, das er in seine Gesundheit setzte, nahm mit den Jahren zu; er durfte eine Reise in ein nördliches Klima nimmermehr wagen. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann, in dem sich die herrliche Seele dieser ausgezeichneten Frau, so wie

die ihres Gemahls darſtellt, erhielt inzwiſchen eine geiſtige rege Verbindung. Schillers Bitte, die ſpäter in den Horen erſchienenen Briefe über äſthetiſche Erziehung an den Prinzen von Holſtein richten zu dürfen, wurde von demſelben auf das freundlichſte aufgenommen.

Im kräftigen Mannesalter wurde auch dieſer edle Fürſt der Welt entriſſen. Das Andenken des Trefflichen zu erhalten, iſt eine heilige Pflicht der Mitlebenden; von dem Grabe edler Verſtorbenen geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt.

Körner ſagt: „Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit war für Schiller nicht zu erwarten; aber die Kraft ſeines Geiſtes, der ſich vom Druck äußerer Verhältniſſe frei fühlte, ſiegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine ergreifende Arbeit, oder ein ernſtes Studium beſchäftigte; und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch ſchöne Tage zu erleben, genoß ſie mit heitrer Seele, und von dieſer Stimmung erntete ſeine Nation die Früchte in ſeinen trefflichen Werken."

Der Plan zum Wallenſtein ſtand Schillern immer vor der Seele und in ſeinen heitern Stimmungen beſchäftigte er ſich damit. Als er ſchon im Jahre 1792 zur Ausführung kommen ſollte, ſchrieb er darüber folgendes an Körner:

„Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die

Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andern als freiwillige Schranken."

Durch die Zeitungen erfuhr Schiller, daß man ihm, wie mehreren andern deutſchen Gelehrten, ein franzöſiſches Bürgerdiplom zugeſendet, das von drei Mitgliedern des Nationalconvents unterſchrieben war; nach einigen Jahren erhielt er es durch Compe. Schon ſeit geraumer Zeit hatte die Revolution ſich mit Ungerechtigkeit und Blut befleckt, und viele edle Franzoſen ſelbſt, die den Sieg der Freiheit auf der Bahn des Rechts und durch erhöhte rein menſchliche Geſinnung zu erringen gehofft, entflohen, um dem Blutgerüſte zu entgehen, in das Ausland. Als das Schickſal Ludwigs XVI. entſchieden werden ſollte, ſchrieb Schiller (im December 1792) Folgendes an ſeinen Freund Körner:

„Weißt Du mir Niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredtſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt Du mir an, zu ſchweigen; aber ich glaube, daß

man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

Ehe dieser Gedanke zur Ausführung kommen konnte, war das Urtheil des unglücklichen Königs schon gefällt.

Das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft führte Schillern in immer weitere philosophische Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den schon erwähnten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte. Die Schrift „Anmuth und Würde" dedicirte er in der ersten Ausgabe unserem Freunde Dalberg mit einer Zeile aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, das bist du selbst." Gewiß ein Muster einer feinsinnigen Dedication.

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden." Das Verlangen, dasselbe nach so langer Zeit wieder zu sehen, ward lebendiger; und im August unternahm er mit seiner Gattin die Reise nach Schwaben. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er die freundlichste Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geistvollen Männern die angenehmste Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinwesen, in der lachendsten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückte, erfreute Schillern sehr, und das Wiedersehen der Eltern, Schwestern und Jugendfreunde, nach so langer Trennung, labte sein Herz.

Von Heilbronn aus schrieb er dem Herzoge von Würtemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden."

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrentheils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannstadter Bad gebrauchte, dessen gelinde Wirkung die Aerzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben. Ich wollte in diesem Zeitpunkte allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben. Ein einsames, stilles Leben war mein innigstes Bedürfniß.

Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Niederkunft entgegen sah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über thierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unserer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eigenen Krankheitszustand für Versuche mit dieser Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzoge von Würtemberg keine Feindseligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war; denn sein Vater lebte als Major auf der Solitude, und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Vorzüglich zog ihn dahin sein treuester Jugendfreund, von Hoven, in dessen geistreichem Umgange und einsichtiger ärztlichen Pflege er für sich und die Seinen die größte Beruhigung, wie die angenehmste Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides im reichen Maße. Hr. von Hoven und seine liebenswürdige Frau thaten Alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen. Hören wir ihn selbst in seinen Erinnerungen aus dieser Zeit.

„Von unsern Empfindungen beim Wiedersehen sage ich nichts; ich sage nur, wie ich Schillern nach einer Trennung

von zehen Jahren wieder gefunden habe. Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachläßigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Da er selten ganz frei von seinen Anfällen war, so konnte er nur wenig arbeiten; indeß schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, der damals seine Hauptbeschäftigung war. Die Stunden, wo er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vom Wallenstein, von dem er mir verschiedene eben fertig gewordene Scenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Carlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Gedichte hat er, während er in Ludwigsburg war, nicht gemacht; nur die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit abgeändert; aber so wie er mir damals dieses Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern und andern früheren Stücken sprach er nicht gern; ja es schien mir oft, als wünsche er sie ungedruckt. Von Goethe's Iphigenia äußerte er einst auf einem Spaziergange, daß dies das einzige deutsche dramatische Product sey, das er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne.

Von Voß war er ein großer Verehrer. Die Ueberſetzung des Homer machte ihm große Freude; beinahe alle Abende las er daraus vor, und pries wechſelſeitig das Original und die Ueberſetzung. Von Gerſtenberg bedauerte er, daß er ſo früh zu dichten aufgehört habe. Die Bekanntſchaft Matthiſſons, der eben nach Ludwigsburg kam, freute ihn; wie er die Zartheit ſeiner Gedichte ſchätzte, iſt bekannt.

Während Schillers Aufenthalt im Vaterlande erfolgte der Tod des Herzogs Carl von Würtemberg. Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher, Erinnerung des Wohlwollens, ſo er ſeiner früheſten Jugend bezeigt, ergriffen ſein Gemüth und verdrängten die düſtern Bilder der Folgezeit. „Ich ſah Schiller," ſagt von Hoven, „bei der Nachricht, daß der Herzog krank und ſeine Krankheit eine zum Tode ſey, ſehr bewegt, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode erfüllte ihn mit einer Trauer, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen."

Sein Vater, dem natürlich an der Gunſt des neuen Regenten viel gelegen war, konnte ihn nicht dazu vermögen, dieſem zum Regierungsantritt ein Glückwünſchungsſchreiben zu ſenden, obgleich man ſich von Ludwig Eugen, einem Fürſten von der größten Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er ſich als Agnat bei jeder Gelegenheit der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtemberg verſprach. Schiller wollte wahrſcheinlich wegen ſeines früheren Verhältniſſes zu dem verſtorbenen Herzoge auch den geringſten Schein meiden, als freue er ſich ſeines Todes. Hier, wie in mehreren Fällen, zeigte ſich, daß er ſein Zartgefühl immer vor Allem, was äußern Vortheil bringen konnte, vorherrſchen ließ.

„Nie vergeſſe ich," ſagte von Hoven ferner, „was er mir einſt auf einem Spaziergange, wo wir auf das fürſtliche Begräbniß hinſehen konnten, über den hingeſchiedenen Herzog ſagte: „„Da ruht er alſo (dies waren ſeine eigenen Worte), dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen

großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!“ Von dem französischen Freiheitswesen, welches auch in Würtemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glückliche Zukunft schienen ihm zweifelhaft. Er hielt die französische Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seyen; aber „die eigentlichen Principien,“ sagte er, „die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile Europas machen wird.“

Wie prophetisch zeigte sich Schillers Genius in diesen Worten, zehn Jahre vor Napoleons Kaiserkrönung gesprochen!

Tröstend und hülfreich war uns der treue Freund v. Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft meiner Schwester. „Sie war schwer und dauerte lange,“ sagt er; „Schiller zweifelte in manchen Momenten an einem glücklichen Ausgange; er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem ganzen Betragen hervor. Um so größer war seine Freude nach der endlich glücklich erfolgten Entbindung; es war die Freude des gefühlvollen, edlen Mannes über die Rettung

einer zärtlich geliebten Frau, und das Entzücken des Vaters über seinen erstgeborenen Sohn."

In dieser Zeit entstand auch die Bekanntschaft mit Herrn v. Cotta, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß führte. Hr. v. Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur. Schiller schätzte seinen tiefen Verstand, seine Umsicht in allen Verhältnissen, seine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute seinem edlen Charakter.

Der Plan zu den Horen wurde gemacht, zu dessen Ausführung die ersten Geister der Nation eingeladen werden sollten, und Herrn v. Cotta's Anerbietungen übertrafen Alles, was bis jetzt für deutsche Schriftsteller geschehen war. Schiller entwarf auch den Plan zu einer deutschen Zeitung, die ihm ein wahres Bedürfniß der Nation dünkte. Höhere philosophische Ansicht der Begebenheiten, reines, freies, völlig parteiloses Urtheil, Maß und Anstand in den Aeußerungen, Klarheit der Sprache, Schönheit des Styls sollten diese Blätter vor Allem, was man bis jetzt in der Art kannte, auszeichnen. Schiller selbst wollte an der Redaction Antheil nehmen; eine solche Zeitung erschien ihm als ein mächtiges Organ zur Ausbildung des Staats- und des bürgerlichen Lebens, und daher höchst wichtig, zumal in jener sich neu gestaltenden Zeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Ausführung dieses Planes eine Quelle reichen Gewinnes für ihn würde geworden seyn, und als Vater fühlte er sich doppelt verpflichtet, auch hierauf große Rücksicht zu nehmen. Aber in Kurzem gewann die Poesie wieder die Oberhand in ihm. Ein bestimmtes Geschäft, das ihn dieser entfremden mußte, dünkte ihm gegen seine Natur; und Herr v. Cotta führte den Plan in der Allgemeinen Zeitung, die sich immer vor allen andern Blättern der Art ausgezeichnet hat, ohne Schiller aus, aber stets bewies er bei dem glücklichen Fortgang des Unternehmens dem ersten Stifter desselben die reinste Anerkennung.

Schiller besuchte während seines Aufenthalts in Schwaben auch seinen treuen Freund und ehemaligen Lehrer Abel in Tübingen. Dieser, wie seine Freunde in Stuttgart, wünschten nichts

mehr, als ihm im Vaterlande eine würdige Laufbahn eröffnet zu sehen. Die schöne Natur, der milde Himmel Schwabens und vor Allem die warmen Herzen seiner Freunde, zogen ihn sehr an. Alle Umstände lagen günstig, und die entschiedenen Anträge, die in der Folge gemacht wurden, zeigten, wie ernstlich seine Freunde gewirkt hatten, ihn seinem Vaterlande wiederzugeben. Die große Anhänglichkeit meiner Schwester an ihre Familie und Freunde, ihre Vorliebe für die weimarischen Verhältnisse und den geselligen Ton in Sachsen waren ein großes Motiv, Schillern in Jena fest zu halten, denn immer nahm er die zarteste Rücksicht auf ihre Zufriedenheit.

Bei einem längeren Aufenthalte Schillers in Stuttgart modellirte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir in's Nebenzimmer trat; Thränen standen in seinen Augen, und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!" Wie spricht sich das Gefühl des ächten Genius, der immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf treue, geistige Aehnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen.

Neunter Abschnitt.

Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von dem entworfenen und nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift eröffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnahme erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Als Schiller wieder in Jena eintraf, hatte es an Reiz für ihn gewonnen, da Wilhelm von Humboldt mit seiner Frau sich jetzt dort aufhielt. Im lebendigsten Ideenwechsel, in vertrauter Freundschaft wurde ihm das Leben anmuthiger und reich an tausendfältigen Blüthen des Geistes. Alle Abende verstrichen den Freunden unter philosophischen und ästhetischen Gesprächen, die sich oft bis spät in die Nacht hineinzogen. Einen Begriff vom vielumfassenden Reichthum dieser Unterhaltungen gibt der Briefwechsel, der diesen Blättern folgen soll.

In diese Zeit fällt auch der Anfang des schönen und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der beiden den Werth des Lebens erhöhte. Auf die Einladung zur Theilnahme an den Horen besuchte Goethe Schillern in Jena, und in einem Gespräche entstand die Annäherung, die wir so

lange gewünſcht hatten. Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günſtiges Geſchick den reichſten Segen ausſchüttete. Aus dem vertrauten freundſchaftlichen Verkehr ſolcher Geiſter mußten die edelſten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen ſo ſchönen, aus ächter, reiner Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit entſprungenen Verein, ein ſo inniges, neidloſes Zuſammenſtreben nach dem höchſten Ziele dar; und auch als Muſter des deutſchen Nationalſinns, der das Große und Weſentliche rein zu ergreifen und ſich aller kleinlichen Beziehungen zu entſchlagen vermag, kann dieſes Verhältniß gelten, dem in einer vieljährigen Correſpondenz die gediegenſte, ſchönſte Darſtellung wurde.

Goethe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweiſe verdankten wir es auch, daß dieſer wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann, und ſich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Goethe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar; und die anmuthige ſcherzhafte Weiſe, mit der der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zuſtandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, dieſe zu beſeitigen oder zu mildern.

Schiller ſchrieb über das glückliche Ereigniß dieſer näheren Bekanntſchaft im Sommer 1794 ſeinem Freunde Körner:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reiſe) fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzu-

ſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel.

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen und bei Goethe wohnen. Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns beide entſcheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.

„Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig, und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795, beginnt bei Schiller eine neue Periode der poetiſchen Fruchtbarkeit. So ſehr ihn auch die neue Zeitſchrift beſchäftigte, ſo entſtanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Muſenalmanach aufgenommen wurden, deſſen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Produkte dieſes Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines ſeiner gelungenſten Werke.

„Mir däucht,“ ſchrieb er darüber, „das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte meines Products dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit dieſem.“

Ueber die Ideale findet ſich folgende Aeußerung von ihm:

„Dies Gedicht iſt mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunſtlos

und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch."

„Das Reich der Schatten," schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, so bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das

Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

„Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit: der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Komödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

„Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach Nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann."

Unter den ausgezeichneten Männern, die Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, war auch Kant. Dieſer antwortete in folgendem Briefe:

Königsberg, den 30. März 1796.

Hochzuverehrender Herr!

Die Bekanntſchaft und das literäriſche Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann wie Sie, theuerſter Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als ſehr erwünſcht ſeyn. — Ihr im vorigen Sommer mitgetheilter Plan zu einer Zeitſchrift iſt mir, wie auch nur kürzlich die zwei erſten Monatsſtücke, richtig zu Handen gekommen. — Die Briefe über die äſthetiſche Menſchenerziehung finde ich vortrefflich und werde ſie ſtudiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber dereinſt mittheilen zu können. — Die im zweiten Monatsſtück enthaltene Abhandlung über den Geſchlechtsunterſchied in der organiſchen Natur kann ich mir, ſo ein guter Kopf mir auch der Verfaſſer zu ſeyn ſcheint, doch nicht enträthſeln. Einmal hatte die A. L. Z. ſich über einen Gedanken in den Briefen des Herrn Hube aus Thorn (die Naturlehre betreffend) von einer ähnlichen, durch die ganze Natur gehenden Verwandtſchaft mit ſcharfem Tadel (als über Schwärmerei) aufgehalten. Etwas dergleichen läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiß nichts daraus zu machen. So iſt mir nämlich die Natureinrichtung: daß alle Beſamung in beiden organiſchen Reichen zwei Geſchlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erſtaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menſchliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorſehung hierbei nicht, als ob ſie dieſe Ordnung gleichſam ſpielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, ſondern Urſache hat, zu glauben, daß ſie nicht anders möglich ſey, welches eine Ausſicht ins Unabſehliche eröffnet, woraus man aber ſchlechterdings nichts machen kann, ſo wenig wie aus dem, was Miltons Engel dem Adam von der Schöpfung erzählt: „Männliches Licht entfernter Sonnen vermiſcht ſich mit weiblichem zu unbekannten Endzwecken.“ — Ich beſorge, daß es Ihrer M. S. Abbruch thun dürfte, daß die Verfaſſer darin ihre Namen nicht unterzeichnen, und ſich dadurch für ihre gewagten Meinungen

verantwortlich machen; denn dieser Umstand interessirt das lesende Publikum gar sehr.

Für dies Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank; was aber meinen geringen Beitrag zu diesem Ihrem Geschenk fürs Publikum betrifft, so muß ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gibt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Professor Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruß und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bei der Mannigfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Altwerdens drückte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — Den Herren Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun, theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster treuer Diener

I. Kant.

Auch durch den Musenalmanach, den Schiller im Jahr 1795 herausgab, erblühte ein reges Leben in der Poesie. Viel Bedeutendes entstand, und freute sich unter dieser Aegide seiner Erscheinung. Es war merkwürdig und gewährte oft eine heitere Unterhaltung, Talente und Stimmungen aus allen Ecken Deutschlands in den eingesendeten Producten kennen zu lernen.

Herders Antheil an den Horen und Almanachen und dessen offenes freundschaftliches Verhältniß zu Schiller stellen folgende

Briefe, die wir aus mehreren andern wählten, dar; jede Mittheilung dieſes edlen Geiſtes iſt der Aufbewahrung werth.

Herder an Schiller.

Die Mittheilung Ihrer Gedichte wird mich ſehr erfreuen; wie ich denn auch auf Ihr Urtheil über die Stanzen begierig bin, es falle aus, wie es wolle. Sie können dieſe Gattung nicht mehr lieben, als ich ſie in Italien geliebt habe. Nichts als Sonnetti und ottave rime klangen in meinem Ohr; reine, regelmäßige Stanzen werden uns aber im Deutſchen ſehr ſchwer, und mich dünkt, ſie müſſen regelmäßig ſeyn, ſonſt geht der Zweck der Stanze, die wie eine Glocke forttönen ſoll, verloren.

Leben Sie aufs ſchönſte wohl. Mein Homer kömmt bald zu Ihnen. Vale cum tua.

Den 12. Auguſt.

H.

Aber was trauen Sie mir über den Reim zu? Ich ein Feind deſſelben? Ich hätte Angriffe auf ihn gethan? da ich mir einbilde, nicht etwa nur Arioſt und alle italieniſchen Dichter (Reimer), ſondern auch jede Gattung Reimgedichte mit einer Liebe genannt und charakteriſirt zu haben, in der mich Niemand übertreffen ſollte. Bis in die Mönchspoeſie geht dieſe meine Liebe zum Reim, dem ich nachlaufe, der mir oft Tage lang nicht aus dem Ohr kommt! — Mein Thema gab mir nur auf, dem Unterſchiede der alten und neuen Poeſie in ſeinen Quellen nachzuforſchen; und da ſuchte ich inſonderheit einige Quellen ſchärfer zu bezeichnen, als man, ſchlendernd durch die Geſchichte, gewöhnlich thut. In den 6. Th. der zerſtreuten Blätter ſollen „Jugendreime" nach Herzensluſt kommen, in mehreren Gattungen und Arten: Proben, wie artig ich einſt gereimt habe. — Alſo kündigen Sie mir keinen Krieg an. — Ihre Reime zumal! Bei Ihnen ſpinnen ſich wie Seiden- und Goldfäden Reim' und Gedanken, wie eben dieſe Klage der Ceres zeiget.

Für Ihre Gedichte sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie haben mich mit ihnen nicht nur überrascht, sondern mit Freude und Gedanken recht überströmt. Ihre Muse arbeitet so glücklich, daß man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer; zu anderer Zeit schweben sie wie Genien vorüber.

In der Würde der Frauen ist Einiges schön geändert. Der Abend ist sehr schön. Unter den Epigrammen sind Columbus, die Dichter der alten und neuen Welt, Archimed, Carthago, das Kind, der beste Staat, Ausgang aus dem Leben, der Metaphysiker, Proselytenmacher, Kaufmann, Ritter, Schüler, jedes in seiner Art, vortrefflich; um den Odysseus habe ich Sie der Simplicität wegen beneidet. Auch die Stanzen sind schön. — Ueber einige Epigramme erlauben Sie mir eine kleine Anmerkung.

Im Dichter der alten und neuen Welt sind die zwei letzten Verse etwas zu künstlich verschränkt. Könnten Sie nicht etwas natürlicher dastehen, zumal da eine Parenthese vorangeht? Der Gedanke ist leider so wahr und treffend.

Bei Archimed scandiren Sie Syrakŭs, welches durchaus nicht angeht. Syrakūs (⏑⏑–) heißt's, und das us ist doppelt lang, nicht bloß des griechischen Diphtongs und der entschiedenen Aussprache, sondern selbst des abgeschnittenen Syracus*ae* wegen; daher ich beim ersten Vers anfangs wirklich glaubte, daß ein Fuß zu viel sey. Das Epigramm hört vor den zwei letzten Versen auf, und das letzte Bild oder Gleichniß kömmt unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da das doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führt.

In Schön und Erhaben scheint mir die Darstellung den vortrefflichen Sinn nicht zu erschöpfen. Steht der erhabene Genius nur am Grabe, uns hinüber zu tragen, so gehet er dem schönen nicht während des Lebens hülfreich zur Seite. Und

wir bedürfen ſein im Leben vielleicht mehr als zuletzt. Sie werden die Idee viel ſchöner, energiſcher wenden.

In Zenith und Nadir ſteht der mathematiſche Begriff entgegen, der eine eiſerne Feſtigkeit äußerer Beſtimmung mit ſich führet. Wo ich auch ſey, durch die beiden Punkte bin ich ans Weltall angeſpießt, wie der Haſe am Spieß; da gilt es nicht mehr laufen; da kann weder Wille noch That ſich richten oder bewegen. Ich werde begraben.

Die Elegie iſt eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menſchheit. Wenn ſie gedruckt iſt, ſoll ſie mir eine Landcharte ſeyn, die ich an die Wand ſchlage. Der Faden, der durch's Labyrinth führet, iſt zwar ſehr leiſe gezogen, man kommt indeſſen doch mit ihm durch. Die Verſe ſind ſehr gut gearbeitet, und die Sprache iſt ungeheuer glücklich. Die wildeſten Stellen ſind bis zum Erſchüttern wahr, und ſo neu geſagt! — Die Vollendung ſolcher Stücke muß Ihnen viel Freude bringen.

Auch für die neuen Stücke in den Horen muß ich Ihnen beſonders noch danken. Der philoſophiſche Egoiſt, Weisheit und Klugheit, inſonderheit Natur und Schule enthalten treffliche Gedanken, und das Bild zu Sais thut mir jetzt ganz Genüge. Ueberhaupt, dünkt mich, geht mit dieſem Stück der Horen eine andere Hora an. Auch Schwarzburg iſt ein ſchönes Stück, voll Wohlklang und glücklicher Bilder. Schade, daß ihm eine etwas lichtere Auszeichnung des fortſtrebenden Plans fehlt. Einige der andern Stücke habe ich noch nicht geleſen.

Hier iſt ein Manuſcript, dem ich im November eine Stelle wünſchte. Darf ich auch im December zu einem nicht eben zu langen Stücke eine in Anſpruch nehmen? Der Inhalt iſt von der Art, daß ich ihn noch gern in dieſes Jahr, in ſein letztes Stück wünſchte; auch der Abwechslung wegen. Ich ſchicke es bald hinüber. — Leben Sie wohl, und nehmen nochmals von mir und meiner Frau den wärmſten Dank an für das Vergnügen und die hohe Freude, die uns Ihre Stücke gewährt

haben. Dem holden und lieben Weſen an Ihrer Seite die ſchönſte Empfehlung.

W. den 10. Oct. 1796.

H.

Dank Ihnen für Ihre ſchöne und reiche Abhandlung. Sie hat mir und den beiden Frauen, denen ich ſie vorlas (Frau v. Stein und meiner Frau) unſägliches Vergnügen gemacht. Gedruckt, wollen wir ſie noch einmal zuſammen leſen. — Ihr Grundſatz iſt ſo groß und ſo wahr, die Entwicklung führt ſo hoch und ſo tief; ſie tröſtet und gibt Muth; ſie belebt die Schöpfung umher und ſtrahlt ihr Bild in uns zu dem Zweck, der uns obliegt, ſo lieblich, daß Viele, Viele Ihnen danken werden. Dabei iſt ſie ſo ſchön und beredt geſchrieben, daß wenige Worte (die verzwickten Zuſammenſetzungen der Kantiſchen Philoſophie, Erinnerungsintereſſe u. dergl.) ausgenommen, ſie eine ſehr edle Präciſion und bei einer ſchneidenden Schärfe eine wohlthätige Gutmüthigkeit charakteriſirt.

Ich habe nur wenige Striche gemacht. Zuerſt haben Sie unſere Theilnahme an der Kunſt und Natur, auch als moraliſch betrachtet, etwas zu wehmüthig, wie mich dünkt, angegeben. Dieſe Wehmuth miſcht ſich bei, iſt aber nicht Hauptempfindung.

Zweitens. Die Antwort des Wilden war: warum ſchlägt Gott den Teufel nicht todt? — Dies iſt der Hauptzug des Naiven. Der Miſſionär hatte ihm von der Allmacht Gottes, daß er den Teufel geſchaffen, daß dieſer ihm jetzt ſo viel Poſſen mache, und unaufhörlich das Spiel, auch durch ſeinen Sohn geſpielt, verderbe, geſprochen; darauf fragt der Wilde —

Drittens. Der Griechen minderes Gefühl an der Natur wäre in Ausdrücken auch ein wenig zu mildern.

Doch davon wäre mehr zu ſagen. Vollenden Sie nur hübſch Ihre Abhandlung; und wenn Sie es erlauben, ſchreibe ich einen Brief an Sie über dieſe Abhandlung. So kommt in die Horen doch auch einige Bewegung.

Sollte Lady Macbeth ins Naive gehören? Der ſchwerſte Stein drückt ſie — ſie muß reden.

Verzeihen Sie, und brauchen die paar Anmerkungen nach Belieben. Am Ganzen habe ich ſo wenig auszuſetzen, daß ich vielmehr äußerſt befriedigt bin und danke.

Leben Sie ſchönſtens wohl. Meine Frau empfiehlt ſich Ihrer Frau Gemahlin und der Frau von Lengefeld ergebenſt. Nochmals mein gratias.

Den 21. Oct. 1795.

H.

Welchen Antheil der Coadjutor von Dalberg an dem Unternehmen und Fortgange der Horen nahm, zeigen folgende Briefe. Ohne Rückſicht auf die Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, wie ſie durch Geiſt und Empfindung verbunden ſind, theilen wir dieſelben mit, als ein Zeugniß des höheren Geiſteslebens dieſes ſeltenen Mannes, das ſich bei allem Drange der Geſchäfte und unter allen Stürmen des Geſchickes gleich blieb.

Hochwohlgeborener Herr!

In Ihrem Reich der Schatten wohnen die guten Menſchen in den beſten Augenblicken des Lebens; aber Schillers hoher Genius iſt der erſte, der dieſes Reich mit ätheriſchen Farben malte. Das Gemälde vom Tanz iſt reiner Ausdruck desjenigen, was ich oft als Zuſchauer lebhafter Reihen empfand; Natur und Schule iſt eben ſo zart empfunden, als tief gedacht und höchſt lehrreich. Dieſe ſchönen Blumen Ihrer Dichtkunſt haben mich herzlich erfreut.

In meinem beiliegenden Aufſatze iſt guter Wille das Beſte. Ich bitte Ihre fürtreffliche Gemahlin von meiner aufrichtigen Verehrung zu verſichern.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenſter Diener

Erfurt, den 5. April 1795.

Dalberg.

Hochgeehrteſter Herr!

Die Elegie im zehnten Stück iſt höchſt maleriſch, rührend und geiſtvoll. Wohl dünkte mir, ſie erſteige allmählig die Höhen des lyriſchen Geſangs, der in gedrängtem Blick das Unermeßliche darbietet, und dann den rauſchenden Strom über Klippen und Felſen herabſtürzt; aber bald lenkte der ſanftere Pfad wieder in das mildere begränzte Thal der Elegie zurück.

Würdiger, fürtrefflicher Mann! Vertrauter der geiſtigen Schönheit! Laſſen Sie ſich durch kalten geſchmackloſen Tadel nicht irre machen! Folgen Sie den himmliſchen Eingebungen Ihrer Muſe, ſo oft Sie, wie bisher, mit Wahrheit und Tugend ſo ſchön harmonirt. Kenner und Nachwelt werden es Ihnen danken.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenſter aufrichtiger Diener

Erfurt, den 12. Novbr. 1795.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborener,

Hochgeehrteſter Herr Hofrath!

Bei meiner Rückkunft nach langer ſorgenvoller Abweſenheit fand ich hier in Ihren Geſchenken wahre Stärkung des Geiſtes. In der jährlichen Blumenleſe ſind manche herrliche Stücke. Was nun die Fehden anlangt, ſo bin ich aus Neigung und Beruf ein Freund des Friedens; doch denk' ich auch, daß es eben nicht übel iſt, den Parnaß unſerer Zeiten zu reinigen; und wenn Mancher ſich durch Laune und vielleicht etwas Muthwillen mißhandelt fühlt, ſo wird er ſich wahren. Wäre der andere Krieg, der ſo viel Menſchenblut koſtet, doch nicht von ſchlimmern Folgen! Daß ſo Viele mit mir in Schwaben, Franken und am Rheinſtrome unglaublich Vieles verloren haben, will ich nicht erwähnen; aber Gräuelthaten, Verſtimmung, Entweihung der Menſchheit! ſo mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreiſe! Doch darf der wahre Muth niemals wanken; um ſo kraftvoller und lauterer müſſen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und ſprechen! Am Ende

bleibt dasjenige wahr, was Sie, fürtrefflicher Mann! in Ihren Idealen so schön gesagt haben. Der Fleiß der Rechtschaffenen wirkt langsam, aber sicher, und Freundschaft ist lindernder Trost. Nur dann wünsch' ich mir ein besseres Schicksal, wenn ich hoffe, dereinst meinen Freunden zu dienen.

Ich bin mit ausnehmender Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener und aufrichtiger Freund

Erfurt, den 6. Novbr. 1796.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborener,
Hochgeehrtester Herr!

Meine Abreise war Ursache, daß ich die Danksagung verzögert habe, für die Freude, so die Abhandlung über den Nutzen ästhetischer Sitten in mir erregt hat. Einseitige, trockene Metaphysiker wollen nicht begreifen, daß die stolze Vernunft eben so wohl als das sanft und edel empfindende Herz, eben so wohl als der kräftig ausführende Wille einem höchsten allumfassenden Gesetz unterworfen ist, dem Gesetz nämlich der möglichsten Vollkommenheit. Die Befolgung dieses Gesetzes bestehet in der harmonischen Eintracht zwischen der denkenden Vernunft, dem empfindenden Herzen und dem ausführenden Willen. Dieses Gesetz gibt der menschlichen Seele die Vorschrift: „Sey einig mit dir selbst, mithin folge dein Wille den unwandelbaren Wahrheiten, die deine Vernunft erkennt. Aber dein Wille erfülle auch alle diejenigen Wünsche des Herzens, die rein sind, und mit den Vorschriften der Vernunft nicht in Widerspruch stehen. Der finstere, sich selbst quälende, sich unschuldige Freuden versagende Grübler ist eben sowohl auf einem (obgleich verschiedenen) Abwege vom höchsten Gesetz harmonischer Vollkommenheit, als der unbesonnene Schwelger. Wäre es mir doch gegeben, diese tiefempfundene Wahrheit mit Schillerischem Geist und Anmuth darzustellen! Sie ist Schlußstein aller menschlichen Weisheit!

Ihre seltenschöne Freundschaftsverbindung mit Goethen ge-

reicht beiden zum höchſten Beweis reiner und erhabener Geſinnungen.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenſter Diener

Auf der Reiſe nach Mörsburg und Conſtanz, den 11. Mai 1796.

Dalberg.

Hochwohlgeborner Herr!

Gewiß iſt jede Darſtellung (der Verhältniſſe, die zwiſchen Menſchen, wie ſie ſind, und der möglichſt reinen Vernunft beſtehen) entweder ſatyriſch oder idylliſch oder elegiſch. Nun öffnet ſich meinem Blick ein unermeßliches Feld. Alle Kunſtwerke erſcheinen mir in lichtvoller Ordnung. Ich habe einen ſichern Prüfſtein des Zweckmäßigen, und dieſen dank' ich dem edlen, fürtrefflichen Manne, der tiefeindringenden Scharfſinn und allumfaſſenden Blick mit dem erhabenſten, zarteſten Schönheitsgefühle vereinigt. Nun bitte ich zu prüfen, ob folgende Vorſchrift allgemein wahr iſt: Der Schriftſteller, der Redner und Künſtler ſtelle deutlich, kurz und beſtimmt den Grundſatz der reinen Vernunft auf, der die Richtſchnur desjenigen Stoffs iſt, den er bearbeitet; er male das Wirkliche, Reinſte, Selbſtſtändige, das in ſeinem Stoff liegt, mit den glühendſten, lebhafteſten Farben aus, und überlaſſe dem Leſer, Zuhörer, Anſchauer die logiſchen Verbindungen und diejenigen Verſtandesbegriffe ſelbſt zu finden, in welchen der Schluß des Syllogismus, der Zuſammenhang zwiſchen dem Allgemeinen der reinen Vernunft und dem Einzelnen des Sinnlichen beſteht — ſo erkläre ich mir, was Voltaire ſo richtig ſagt: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Der Genuß des Leſers, Zuhörers, Anſchauers beſteht im Bewußtſeyn eigener, durch das Kunſtwerk geweckter und nun ſelbſt angewandter Kräfte, — und ſo, dünkt mir, gefallen Dichter, Redner und Künſtler. — Zweitens, dünkt mir, kann jede Ausführung am beſten ſatyriſch anfangen, elegiſch fortgehen, idylliſch enden. So iſt der Gang des Menſchen; er fühlt Wider-

ſpruch, kämpft für Tugend und Wahrheit, und wird durch ſie beruhigt. Freilich iſt jedem Stoff ein Hauptcharakter eigen, der herrſchend iſt, aber das Weſentliche ſollte doch in jedem Ganzen wenigſtens als Schatten der Satyre, als Mitteltinte der Elegie, als Licht der Idylle durchſchimmern; ſonſt hat das Bild keine Haltung.

Das Alles unterwerf' ich Ihren tiefen Einſichten, und bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenſter Diener

Erfurt, den 16. 1796.

Dalberg.

Im Jahre 1794 hatte Schiller eine Reviſion ſeiner Gedichte vorgenommen und aus der Weiſe, wie er ſich damals über poetiſche Erzeugniſſe äußerte, wird die Strenge begreiflich, mit der er ſeine früheren Producte behandelte. In einem Briefe, den er in jenem Jahre an Körner ſchrieb, findet ſich folgende Stelle:

„Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rathe zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichſten Sinn des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen."

Der belebende Einfluß, den in ſolchen Momenten der Muthloſigkeit, die wohl größtentheils aus phyſiſchem Uebelbefinden entſprang, von Goethe auf Schiller geübt ward, ſpricht ſich in der Correſpondenz, die wir in der Hand jedes auf literariſche

Bildung Anſpruch machenden Deutſchen vermuthen dürfen, hinlänglich aus. Was Einer dem Andern war und ſchuldig iſt, das erkannten dieſe edlen Geiſter, und ſie geſtehen es einander aufrichtig und dankbar.

Die äſthetiſchen Studien wurden durch beider Freunde gleich hohen Sinn beſeelt, Dichtungen aller Art gediehen in der belebenden Wärme der Freundſchaft; ſie beide empfingen

Aus Morgenduft und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;

und ihrer eng verflochtenen Thätigkeit verdankt das Vaterland unſterbliche Werke, die ſchönſten Blüthen im Gebiete ſeiner Kunſt.

„Das Trauerſpiel," ſagt Körner, „war indeſſen die Heimath, zu der Schiller aus jeder Stimmung bald wieder zurückkehrte.

„Aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff ſich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chores erwartete. Von dieſem Stück — den Rittern von Malta — findet ſich der Plan in Schillers Nachlaſſe, und die Ausführung wurde damals nur aufgeſchoben, da er ſich im Mai 1796 für den Wallenſtein entſchied."

„Ich ſehe mich," ſchrieb er damals, „auf einem guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Charakter der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. Ich hoffe aber nichts deſto weniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch-großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat.

Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck

und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden.

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehmals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung,

um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird

dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters" Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach."

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Im Frühling des Jahres 1796 wurde Schiller durch die traurige Lage seiner Familie auf der Solitude in große Angst versetzt. Ein epidemisches Fieber, welches in dem österreichischen Lazareth wüthete, hatte die jüngste Tochter ergriffen und in der Blüthe der Jugend hinweggerafft. Sie war ein holdes Mädchen, voll Verstand und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. Auch der Vater wurde, bei sonst schon bedenklichem körperlichen Zustande, von demselben Fieber, das die Tochter hinweggerafft, ergriffen, und bald darauf die zweite Tochter, Louise. Allein stand die arme Mutter. Der Gedanke, in einer so schrecklichen Lage den Seinen nicht beistehen zu können, war Schillern höchst schmerzlich, seine Angst und Sorge groß. Folgende Briefe an die gute Schwester Reinwald in Meinungen, deren Herz seinen Wünschen gleich entgegen kam, schildern den ganzen Zustand und sein Gefühl am wahrsten:

Jena, den 25. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise ernstlich krank geworden, und unsere arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, so lange hieher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Ueberlege, meine liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die ſich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter ſo vielen Leiden zuſammenſtürzen muß. — Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtſchaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, beſſer als ich, was unter dieſen Umſtänden nöthig iſt. Grüße ihn herzlich. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troſt, liebſte Schweſter, erfahre ich heut durch Deinen Mann, daß Du die Reiſe zu unſeren lieben Eltern wirklich angetreten haſt. Der Himmel ſegne Dich für dieſen Beweis Deiner kindlichen Liebe, und laſſe uns Alle die erwarteten guten Folgen davon ernten. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erſt zu empfehlen, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt; nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt Du Dir von Cotta in Tübingen aus-

zahlen laſſen. Ich werde Deinem Manne für ſeine Einwilligung zu Deiner Abreiſe herzlich danken.

Und nun, liebſte Schweſter, bitte ich Dich inſtändig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zuſtand der lieben Unſrigen. Grüße ſie alle tauſend, tauſendmal. Ich umarme Dich. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 6. Mai 1796.

Herzlich umarme ich Dich, mein lieber Bruder, für Deine Bereitwilligkeit, Deine Frau nach der Solitude reiſen zu laſſen. Sie dort zu wiſſen, nimmt mir eine ſchwere Laſt von der Seele; das iſt eine Liebe, für die ich Dir nie genug danken kann. Möchten es Deine Angelegenheiten nur einigermaßen erlauben, daß Du auf eine Zeit lang hier wäreſt, wir wollten Dich über die Abweſenheit Deiner Frau aufs beſte zu tröſten ſuchen.

Heute nichts mehr, da die Poſt den Augenblick abgehen will. Das Uebrige bald. Lebe wohl. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 9. Mai 1796.

Liebſte Schweſter!

Cotta wird Dir nun, wie ich hoffe, meinen Brief überſchickt haben. Zwei andere an die liebe Mutter ſind einige Poſttage vorher abgegangen, die hoffentlich alle richtig angekommen ſind. Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, Dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze dort zu wiſſen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmſte überſtanden iſt.

Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgeſtanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es ertragen!

Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen! Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirst. Unterlasse ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle steht, und denke auch nicht so bald darauf, sie zu verlassen. Reinwald wollen wir schon beruhigen.

Meine Lotte grüßt Dich herzlich, und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Der Brief meiner lieben Mutter hat sie schmerzlich gerührt. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl, und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in andern Umständen befindet. Sie ist schon am Ende des siebenten Monats der Schwangerschaft. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in Etwas lindern.

Grüße die lieben Eltern aufs herzlichste, und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louise schenke Gott bald ihre Gesundheit wieder. Bring' ihr meinen brüderlichen Gruß. Ich umarme Dich herzlich, liebste Schwester. Dein treuer Bruder Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 19. Sept. 1796.

Du erhältst hier Nachricht, lieber Bruder, von der Auflösung des guten Vaters, die, so sehr sie auch erwartet, ja ge-

wünscht werden mußte, uns Alle aufs tiefste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Gränze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsere Privatbegebenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsere Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicherweise geschehen kann.

Tröste sie doch, wenn Du ihr schreibst; es bekümmert sie, Dich verlassen zu wissen, und Dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl, lieber Bruder. Der Deinige

Schiller.

Es gereichte Schillern immerwährend zum Trost, daß durch die gute Schwester alles Mögliche für die Seinen geschehen war. Ihre besonnene, treue Pflege des Vaters bis zum letzten Athem-

Bildung Anſpruch machenden Deutſchen vermuthen dürfen, hinlänglich aus. Was Einer dem Andern war und ſchuldig iſt, das erkannten dieſe edlen Geiſter, und ſie geſtehen es einander aufrichtig und dankbar.

Die äſthetiſchen Studien wurden durch beider Freunde gleich hohen Sinn beſeelt, Dichtungen aller Art gediehen in der belebenden Wärme der Freundſchaft; ſie beide empfingen

Aus Morgenduft und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;

und ihrer eng verflochtenen Thätigkeit verdankt das Vaterland unſterbliche Werke, die ſchönſten Blüthen im Gebiete ſeiner Kunſt.

„Das Trauerſpiel," ſagt Körner, „war indeſſen die Heimath, zu der Schiller aus jeder Stimmung bald wieder zurückkehrte.

„Aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff ſich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chores erwartete. Von dieſem Stück — den Rittern von Malta — findet ſich der Plan in Schillers Nachlaſſe, und die Ausführung wurde damals nur aufgeſchoben, da er ſich im Mai 1796 für den Wallenſtein entſchied."

„Ich ſehe mich," ſchrieb er damals, „auf einem guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Charakter der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. Ich hoffe aber nichts deſto weniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch-großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat.

Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck

und Form, als der Wallenſtein jetzt ſchon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. Es iſt mir faſt Alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich faſt nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden.

„Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir die Luſt an dem Geſchäfte vergangen ſey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge, denn ich tractire mein Geſchäft ganz anders, als ich ehmals pflegte. Der Stoff und Gegenſtand iſt ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künſtlers, und ich verſpreche Dir, daß ſie dadurch um nichts ſchlechter ausfallen ſollen. Aber zu dieſem bloß objectiven Verfahren war und iſt mir das weitläuftige und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zuſammenhange der Begebenheiten ſchöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menſchen und Unternehmungen aus dieſer Claſſe hätte bekannt machen können. Ich ſuche abſichtlich in den Geſchichtsquellen eine Begränzung,

um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird

dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters" Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach."

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Im Frühling des Jahres 1796 wurde Schiller durch die traurige Lage seiner Familie auf der Solitude in große Angst versetzt. Ein epidemisches Fieber, welches in dem österreichischen Lazareth wüthete, hatte die jüngste Tochter ergriffen und in der Blüthe der Jugend hinweggerafft. Sie war ein holdes Mädchen, voll Verstand und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. Auch der Vater wurde, bei sonst schon bedenklichem körperlichen Zustande, von demselben Fieber, das die Tochter hinweggerafft, ergriffen, und bald darauf die zweite Tochter, Louise. Allein stand die arme Mutter. Der Gedanke, in einer so schrecklichen Lage den Seinen nicht beistehen zu können, war Schillern höchst schmerzlich, seine Angst und Sorge groß. Folgende Briefe an die gute Schwester Reinwald in Meinungen, deren Herz seinen Wünschen gleich entgegen kam, schildern den ganzen Zustand und sein Gefühl am wahrsten:

Jena, den 25. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise ernstlich krank geworden, und unsere arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, so lange hieher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Ueberlege, meine liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die ſich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter ſo vielen Leiden zuſammenſtürzen muß. — Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtſchaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, beſſer als ich, was unter dieſen Umſtänden nöthig iſt. Grüße ihn herzlich. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troſt, liebſte Schweſter, erfahre ich heut durch Deinen Mann, daß Du die Reiſe zu unſeren lieben Eltern wirklich angetreten haſt. Der Himmel ſegne Dich für dieſen Beweis Deiner kindlichen Liebe, und laſſe uns Alle die erwarteten guten Folgen davon ernten. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erſt zu empfehlen, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt; nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt Du Dir von Cotta in Tübingen aus-

zahlen laſſen. Ich werde Deinem Manne für ſeine Einwilligung zu Deiner Abreiſe herzlich danken.

Und nun, liebſte Schweſter, bitte ich Dich inſtändig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zuſtand der lieben Unſrigen. Grüße ſie alle tauſend, tauſendmal. Ich umarme Dich. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 6. Mai 1796.

Herzlich umarme ich Dich, mein lieber Bruder, für Deine Bereitwilligkeit, Deine Frau nach der Solitude reiſen zu laſſen. Sie dort zu wiſſen, nimmt mir eine ſchwere Laſt von der Seele; das iſt eine Liebe, für die ich Dir nie genug danken kann. Möchten es Deine Angelegenheiten nur einigermaßen erlauben, daß Du auf eine Zeit lang hier wäreſt, wir wollten Dich über die Abweſenheit Deiner Frau aufs beſte zu tröſten ſuchen.

Heute nichts mehr, da die Poſt den Augenblick abgehen will. Das Uebrige bald. Lebe wohl. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 9. Mai 1796.

Liebſte Schweſter!

Cotta wird Dir nun, wie ich hoffe, meinen Brief überſchickt haben. Zwei andere an die liebe Mutter ſind einige Poſttage vorher abgegangen, die hoffentlich alle richtig angekommen ſind. Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, Dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze dort zu wiſſen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmſte überſtanden iſt.

Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgeſtanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es ertragen!

Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen! Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirst. Unterlasse ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle steht, und denke auch nicht so bald darauf, sie zu verlassen. Reinwald wollen wir schon beruhigen.

Meine Lotte grüßt Dich herzlich, und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Der Brief meiner lieben Mutter hat sie schmerzlich gerührt. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl, und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in andern Umständen befindet. Sie ist schon am Ende des siebenten Monats der Schwangerschaft. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in Etwas lindern.

Grüße die lieben Eltern aufs herzlichste, und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louise schenke Gott bald ihre Gesundheit wieder. Bring' ihr meinen brüderlichen Gruß. Ich umarme Dich herzlich, liebste Schwester. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 19. Sept. 1796.

Du erhältst hier Nachricht, lieber Bruder, von der Auflösung des guten Vaters, die, so sehr sie auch erwartet, ja ge-

wünscht werden mußte, uns Alle aufs tiefste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Gränze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsere Privatbegebenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsere Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicherweise geschehen kann.

Tröste sie doch, wenn Du ihr schreibst; es bekümmert sie, Dich verlassen zu wissen, und Dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl, lieber Bruder. Der Deinige

Schiller.

Es gereichte Schillern immerwährend zum Trost, daß durch die gute Schwester alles Mögliche für die Seinen geschehen war. Ihre besonnene, treue Pflege des Vaters bis zum letzten Athem-

zuge, die Geistesgegenwart, mit der sie ihn und das Haus bei einem Ueberfalle der Franzosen so viel als möglich schützte, band ihn mit inniger Dankbarkeit und Achtung an sie. Für die Mutter wurde in Leonberg eine Einrichtung getroffen, und die Schwester Louise verheirathete sich mit dem Pfarrer Frank in Möckmühl.

Ein Besuch seines Freundes Körner und die Geburt seines zweiten Sohnes waren für Schiller Lichtblicke in dieser düstern, sorgenvollen Zeit.

Seit dem August dieses Jahres vergönnte auch mir ein günstiges Geschick wieder in Schillers Nähe zu leben. Wilhelm von Wolzogen, der treue Jugendfreund, war bei einem Aufenthalte des Herzogs Carl von Würtemberg in Paris von dem Studium der Architektur zu diplomatischen Geschäften übergegangen. Als Legationsrath bei der Gesandtschaft angestellt, führte er während der Abwesenheit des Gesandten, Freiherrn von Rieger, die Geschäfte. Während der schrecklichsten Periode der Revolution, der des Terrorismus und der Hinrichtung des Königs, bewohnte er das Hotel des Gesandten, und durch Muth und Gewandtheit entging er den Gräueln in Paris, wo täglich schuldlose Opfer fielen. Bei der Rückkehr nach Stuttgart erwartete er eine andere Anstellung, da er die Geschäfte zur vollen Zufriedenheit des Herzogs Carl geführt hatte, und auch der diesem folgende Regent ihm geneigt war. In der herzlichsten Zuneigung und Freundschaft bat er mich, mein Schicksal an das seinige zu knüpfen. Es geschah. Wir waren nach Bauerbach gereist, als das französische Heer Schwaben überschwemmte und nach Franken vordrang. Meinungen und unser stilles Thal wurden bedroht; wir gingen nach Rudolstadt und Jena, um dem Sturme auszuweichen und die Unsern wieder zu sehen.

Mein Mann wurde nun dem Herzoge von Weimar bekannt, und von ihm als Kammerrath und Kammerherr angestellt. Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß; ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten.

Goethe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das

Anſchauen des innigen Verhältniſſes zwiſchen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechſel, das offene, heitere Zuſammenſeyn — dies Alles bot tauſendfältigen Genuß. An Gegenſtänden der Unterhaltung fehlte es nicht; Goethe ſprach gern mit meinem Manne über Architektur; in den Abendſtunden entwarf er bei meiner Schweſter Mondlandſchaften; auch Schiller machte einige Verſuche. Indeß entſtanden unſterbliche Werke, Wallenſtein und Hermann und Dorothea. Wie das Ineinanderſtrahlen der beiden Dichterſeelen auf ihre poetiſche Kraft und Darſtellung wirkte, vermag wohl der Zartempfindende zu ahnen. Im Wallenſtein athmen Hauche des Goethe'ſchen Lebens, und in Hermann und Dorothea weht Schiller'ſcher Geiſt. Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas. „So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen," ſagte er, indem er ſich die Augen trocknete.

Die literariſchen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor ſelten, und dienten im engern Kreiſe nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen. Das entſchieden Feindſelige hielt ſich Schiller im Umgang fern, was er bei ſeiner eingezogenen Lebensweiſe leicht konnte. Offen zeigte er ſeine Abneigung gegen niedrige Seelen und Uebelwollende, und ein ſchöner Kreis des Wohlwollens und der Liebe, der ihn fortwährend umgab, machte ihn jene vergeſſen.

Fichte's Erſcheinung war ihm ſehr merkwürdig; aber erſt in der Folgezeit, als ſich deſſen Jenaiſche Verhältniſſe trübten, entſtanden lebhaftere Berührungen, da es Schillers Natur mit ſich brachte, ſich jedes Bedrängten anzunehmen. Schellings tiefer Geiſt und biederer offener Charakter war ihm ſehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philoſophiſchen Freunde Niethammer verbrachte er alle Wochen einen heitern Abend bei einer l'Hombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer gleich treugeſinnt. Auch unſere Freunde Humboldt kehrten im Herbſt von Berlin, wo ſie ſich eine Zeit lang aufgehalten, nach Jena zurück, und

Alexander von Humboldt gesellte sich ihnen zu. Sein lebhafter Geist, der alle Zweige der Naturwissenschaften mit Genialität ergriff, deutete die Riesenschritte, die er in Erkenntniß der Natur machen würde, schon damals an.

Im Frühling 1797 zog Schiller in seinen vor den Thoren Jena's, in der anmuthigsten Gegend gelegenen Garten. Ein Eigenthum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite, herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den Wallenstein vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. „Ich liebe sehr," sagte er, „daß die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören." In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Bayern. Der hohe, edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnete, was er für Deutschland, für Wissenschaft und Kunst werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens entlockte.

Im Sommer des Jahres 1797 verließ die uns so werthe Humboldt'sche Familie Jena, indem sie eine große Reise antrat. Schiller büßte dadurch einen ihn sehr belebenden Umgang ein. Doch entstand nun eine lebhafte Correspondenz, und von jener Reise sind viele interessante briefliche Nachrichten vorhanden. Besonders ist an Wilhelm von Humboldt der bei jeder Veränderung des Orts und in jeder Lebensperiode immer rege Gedankenverkehr mit seinen Freunden sehr merkwürdig.

„Ein Wetteifer mit Goethe," sagt Körner, „veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von

dieſer Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in ſpätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte ſeltener von ihm erſchienen.“

Das Bedeutendſte aber, was hier erwähnt werden muß, iſt, daß Schiller im Jahre 1798 den Wallenſtein beendigte. Die Einrichtung deſſelben für die Bühne beſchäftigte ihn ſogleich; denn die vorzüglichſten Theater-Directoren Deutſchlands zeigten den größten Eifer für deſſen Aufführung. Iffland und Schröder, die erſten Schauſpieler, bewarben ſich lebhaft und freundſchaftlich um das neue dramatiſche Werk, nachdem ſo lange Schillers Geiſt in dieſer Form nicht erſchienen war. Goethe's Idee, die neue Weimariſche Bühne mit dieſem Stück zu eröffnen, drängte die Arbeit. Im Spätjahr wurde das neuerbaute freundliche Theater durch die Vorſtellung des Lagers eingeweiht. Wir waren mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, dieſe ſo ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien uns wie eine beinahe Homeriſche Geſtalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plaſtiſch darſtellte.

Die Ahnung des großen Ganzen, das dieſem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorſpiel einen geheimnißvollen Reiz. Es war ein ſchöner Abend, Schiller war ſehr gerührt über unſere Freude, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte ſich höchſt liebenswürdig. Auch der neue, ſchöne Raum, in dem ſo viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erſcheinen ſollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und ſpannte unſere Erwartung auf etwas Großes. Wenn die Phantaſie, in düſtern Räumen von der Ahnung unglücklicher Begebenheiten erfüllt, ängſtigende Geiſtergeſtalten erſchafft, ſo erſcheinen auch heitre Geiſter in einem harmoniſch gebildeten Raume, Lebensfülle und Genuß verſprechend und das menſchliche Weſen in angenehmer Befriedigung erhaltend.

Das freundliche Gebäude, durch ſo viele Erinnerung ſchöner Stunden dem ſinnigen Kunſtfreunde werth, wurde im Jahr 1825 ein Raub der Flammen.

Zehnter Abschnitt.

Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar.

Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Diese fand am 30. Jänner 1799, dem Geburtstage der Herzogin statt. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethe's freundschaftlicher Antheil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, das nach Götz von Berlichingen unser eigenes deutsches Leben aussprach und mächtig in die Zeit eingriff, ja auf die Erhaltung des Nationalsinns unter fremder Unterjochung entscheidend wirkte. Die Militärverhältnisse hatten eine neue Seele gewonnen. Der begeisterte Jüngling drängte sich nach Kriegsthat und Ruhm. Es ist eine so weite und reiche Welt, die der Wallenstein umfaßt, es giebt der seelenergreifenden Worte und Reden so viele in ihm, daß alle erregbaren Gemüther sich gern damit begrüßten und sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Daseyn sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück.

Durch Goethe's Einfluß, der die Schauspieler beseelte, und Meyers Bemühen um Costüms und Decorationen war die Vorstellung vollkommen gelungen. Schillers freundliches Verhältniß

zu den Schauspielern gründete sich damals und gestaltete sich immer schöner. Seine Wallensteiner waren ihm sehr lieb, Voß, Graff, Becker, Haide und Mlle. Jagemann, als Thekla. Alle, die die genannten Schauspieler, von denen mehrere der Tod allzufrüh der Kunst entriß, in Weimar sahen, werden sich gern ihrer Erscheinung erinnern, und ihnen zum Dank für die Verkörperung der Geschöpfe des Tragikers einen Moment heitern Andenkens weihen.

Maria Stuart beschäftigte Schiller sogleich nach der Vollendung des Wallenstein. Der Antheil, den er an der neuen Zeitschrift Goethe's, die Propyläen, nahm, bildete seinen Sinn für bildende Kunst sehr aus. In einer der geistvollsten und anmuthigsten Schriften, die wir billig in den Händen jedes Gebildeten vermuthen, dem kleinen Kunstroman Goethe's, der Sammler, erscheinen Schillers Ansichten in der Gestalt des Philosophen. Die Glocke erschien für den Musenalmanach 1800. Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen, und mit uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von der er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Lieblingsgedicht der Deutschen geworden. Jeder findet rührende Lebenstöne darin, und das allgemeine Schicksal der Menschen geht innig ans Herz.

Im Sommer 1799 wohnten der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung des Wallenstein in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt, und er sagte uns, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.

Der Niederkunft meiner Schwester mit ihrer ältesten Tochter Caroline folgte ein Nervenfieber, das Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung, zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schillers sorgsame, zarte Pflege in

der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und der treuen, immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach, bewirkten eine vollkommene Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß.

Der Entschluß, nach Weimar zu ziehen, war schon früher gefaßt, und wurde jetzt schnell ausgeführt. Goethe's Theilnahme, des Herzogs gütiges Entgegenkommen und reelle Hülfe bei diesem Plane erleichterten die Ausführung. Seit 1800 wurde Weimar Schillers fester Aufenthalt.

Sein Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsanfälle abgerechnet, heiter und mannigfaltig bewegt. Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußern ihm zusagenden Thätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältniß zu den Schauspielern; sie nahmen seinen Rath gern an, und die bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnete das Talent, und ein sicherer Takt täuschte ihn nie.

Der Madame Wolf, die sich schon als Fürstin Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Hrn. Wolfs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeihte den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

In den geselligen Verhältnissen in Weimar herrschte die schönste geistige Freiheit. Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungestörten Selbstgenuß vergönnte; ja, wenn er sich mit seinen eigenthümlichen, dem Genius manchmal widersprechenden Geschmack der Dichtungswelt näherte, war die Berührung nur leise, und löste sich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In solchen Gesprächen, wo Realismus und Idealität sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als

Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in der allein der Genius schaffend sich regen kann; und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eigenen Rhythmus ungestört dahin. Die Stimme Deutschlands hatte für Schiller entschieden, und die aller gebildeten Nationen tönte bald nach; so fühlte der Herzog, auch in Hinsicht auf ihn, den edlen Fürstenstolz, die ersten Dichter Deutschlands in seinen Kreis zu fesseln.

Die Gemahlin des Herzogs fühlte in ihrer großen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, und dieser sagte oft, das wahrhaft freundschaftliche Benehmen der hohen Frau, das sich immer gleich bleibe, sey ihm rührend. Bei der Herzogin Amalia, die, im Bedürfniß eines regen Geisteslebens, in angeborner Feinheit des Geschmacks, einen eigenen Zauberkreis um sich gebildet hatte, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegfiel, wo Freiheit und Heiterkeit herrschten, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte. Wieland war der gefeierte Genius ihres Hauses, der Schillern immer befreundet blieb.

Seitdem sich Schiller im Wallenstein aufs Neue an das Herz des deutschen Publikums geworfen, und die so lebendige, liebevolle Aufnahme gefühlt hatte, entschlug er sich aller Empfindlichkeit über fremdes Urtheil; das kleinliche journalistische Wesen war für ihn nicht da. So blieben die Aeußerungen und Ergüsse gekränkter Eitelkeit und persönlicher, durch die Horen und Xenien angeregter Rachgier, wie sie in ephemerischen Blättern durch das Publikum flogen, unbeachtet. Die Welt in ihrer Größe und Breite war ihm das Echo seiner Dichtung, und er schaute nur von ihr auf in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit flammt und Liebe ihn anlächelte. Goethe's Beifall war ihm ein Morgenschimmer des Welteindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. „Mir liegt so viel daran, sein rein menschliches Urtheil zu vernehmen," sagte er zu uns.

So hatten wir wirklich, in innerer Geistes- und Lebensfülle, ein Paradies der Unschuldswelt um uns her gezaubert, in dem

allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis.

Mehrere anmuthige jugendliche Gestalten erfreuten Schillern. Besonders zog ihn Prinzessin Caroline, Tochter des Herzogs, an, dieses edle Wesen, das so früh der Welt entrissen wurde,[1] aber in jedem Herzen, das sie zu fassen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelassen hat und immer frisch erhalten wird. So geboren, um alles Große und Schöne sich als die ihm bestimmte Sphäre anzueignen, wird selten ein Erdenwesen. In ihrem großen, klaren, blauen Auge spiegelten sich rein alle Lebensgestalten. Mit der Liebe seliger Geister begrüßte sie das Gute und Schöne, in ruhiger Freude an dem Daseyn desselben; alles Unwürdige war für sie wie gar nicht da. Nur in zarten, leisen Worten enthüllte sich die Himmelskraft dieses Gemüths; aber alles Wahre und Gute fühlte neues Leben in ihrer stillen Gegenwart. Unter den Augen einer ihr ähnlichen Erzieherin durch Herders Unterricht gebildet, trat sie vollendet in das Leben ein. In früher Jugendblüthe von dem reifsten Urtheil, dem nie Kleines wichtig seyn konnte, nie Gutes unwichtig war, hielt sie das Maaß der Vernunft in sicherer Hand. Geschaffen für jede höhere Sphäre, hätte sie belebend und wohlthätig in jeder gewirkt. Wo sie war, war Wahrheit, Licht und Liebe; ein tröstender Engel stand sie im Kreise der Ihrigen; Blumen der Eintracht und des Segens blühten unter ihren Tritten, die nur leise über der Erde hinzuschweben schienen, gleich als sollte der Engel nicht heimisch auf der Erde werden.

An Amaliens von Imhof schönem aufblühendem Talente, wie an ihrem anmuthigen, lebendigen Umgange, hatte Schiller große Freude, und er suchte ihr, wo er konnte, förderlich zu seyn.

H. Meyer, der oft der Dritte mit ihm und Goethe war, blieb ihm immer gleich werth. Die reinste Gesinnung, die um nichts in der Welt von der erkannten und empfundenen Wahrheit

[1] Sie starb als Erbgroßherzogin von Mecklenburg im Jahre 1816.

abwich, das Mäßige, Mildernde eines vollkommen klaren Verstandes, der Alles hinstellt, wo es hingehört, und die tiefe Begeisterung in Einsicht und Gefühl für das Schöne der Kunst, die er in Bildern und Beschreibung Schillern nahe brachte, wirkten sehr wohlthätig auf diesen.

Herrn von Einsiedel, den liebenswürdigen, heitern Menschen, der in kindlicher Naivetät sich durch alle Weltverhältnisse bewegte, immer empfänglich für Poesie blieb, und im geraden Herzen alles Rechte und Edle mit Neigung umfing, der in reiner, tüchtiger Ansicht der ersten menschlichen Verhältnisse Schillern immer begegnete, sah er sehr gern. Ein gutmüthiger Humor, vielseitige Kenntnisse, alle geselligen Tugenden und vollkommene Sicherheit im Umgange mußten ihn überall willkommen machen.

Der geheime Rath von Voigt, dieser an Geist so ausgezeichnete Mann, der unter der Last der Geschäfte den regsten frischesten Jünglingssinn für Wissenschaft und Kunst erhielt, blieb Schillers aufrichtiger und thätiger Freund, wohlwollend wirkte er auf sein Verhältniß zum Herzog, half und vermittelte, wo er's nur vermochte.

Mit Herder, den er achtete und liebte, von dem er geachtet und geliebt ward, wie dies unter Geistern von solcher Größe natürlich war, konnte er nicht häufig Umgang pflegen. Herder schloß sich in jener Epoche gern ab, und seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie, der Schiller mit ganzer Seele zugethan war, hätte keine freie Mittheilung gestattet, ohne sich unsanft zu berühren.

Mit Jean Paul Richter entstand kein näheres Verhältniß. Obgleich Schiller das große Talent, den hohen Geistesflug des Mannes nicht verkannte, so widerstand ihm doch die Formlosigkeit seiner Producte. Böttiger kam ihm freundlich entgegen, er achtete den großen Umfang seines Wissens. Mehrere geistvolle und liebenswürdige Männer und Frauen boten eine angenehme Unterhaltung. Die große Masse, die hier, wie überall vom Nachschwatzen lebte, ohne Eigenthümlichkeit, nur von Anderer Bildung zehrend, bewegte sich dennoch theilnehmend um Schiller

herum. Gesunder, wahrer Naturausdruck indessen sagte ihm mehr zu. Als Kotzebue in diesem Kreise auftrat, zog er die Masse der unterhaltungssüchtigen Gesellschaft an. Er zeigte große Verehrung für Schiller, und dieser begegnete ihm ohne Annäherung freundlich; es lag nicht in seiner Natur, Wohlwollen mit Härte abzuweisen. Eine geistvolle Freundin sagte: „Kotzebue kennt den Neid gar nicht; wenn Schiller etwas Gutes macht, sieht er es gleich als ein Eigenthum an, das er benützen kann.“ Die Flachheit und Hohlheit seines geistigen und moralischen Sinnes hielt sein bedeutendes Talent immer in einer niedern Bahn, und konnte den Lauten der Natur, die ihm zu Gebote standen, nie jene nachhaltige Rührung geben, bei der feinere Gemüther Selbstbefriedigung finden, und in der Verstand und Gefühl sich in wohlthätiger Harmonie begegnen. Kotzebue's Gefangenschaft hatte menschlichen Antheil erregt; man zeigte dieses bei seiner Zurückkunft. Schiller sagte: „Er ist doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.“

Goethe und unser Familienkreis waren sein eigentliches Lebenselement Die Natur- und Kunstansichten dieses Freundes zauberten einen Kreis um ihn her, an dem immer neue Sterne aufgingen. Mein Mann, sein Freund seit der Akademie, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die er gern seiner Abgeschlossenheit zubringen ließ. Er nahm Theil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die meinem Manne übertragen waren, und erfreute sich mit ihm der Hoffnungen, die die liebenswürdigen Anlagen des Erbprinzen erweckten. Mein Mann hatte einen großen Sinn und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. Er wollte das Edle und Gute, und der Kreis dessen, was zu erreichen möglich ist, lag ihm in bestimmten Umrissen vor Augen. Er ahnete die Stürme, die das Vaterland bedrohten. Gallische Unterjochung war seiner wahrhaft freien deutschen Gesinnung unerträglich; er strebte mit allen Kräften und durch alle Mittel der Politik, die ihm zu Gebote standen, das kleine Land, auf das er zu wirken hatte, vor Unterdrückung und Lasten zu schützen, und des Herzogs

Gesinnungen begegneten hierin ganz den seinen. Sein Sinn für Kunst blieb immer rege, seine gute Laune, wie Vieles auch war, was sie störte, kehrte bei Schiller immer wieder. Aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugten, flüchtete er sich zu ihm, und in den originellsten Einfällen machte sich unsere innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. Die weichen Seelchen, gleich zarten Blumenstielchen, immer bereit, sich bewegen zu lassen, und von jedem Anhauch bewegt, bewiesen ihm die Kraft seiner Poesie weit weniger, und er pflegte zu sagen: „Wenn es bei dem durchdringt, da ist es gewiß tüchtig.“

So lebten wir in vertrauter Freundschaft, geborgen vor lästigem Andrang, bei vernünftiger Einrichtung sicher; unsere Kinder sahen wir um uns aufblühen, und wenn Schillers Lage der Art war, daß er eine sorgenfreie Zukunft den Seinen noch sichern mußte, so gingen Plane in seiner Phantasie nie aus, die Alles verschaffen konnten. Doch handelte er, seit er Familienvater war, in Hinsicht auf die äußere Existenz mit doppelter Besonnenheit. Die schwankenden Verhältnisse unseres treuen, immer hülfreichen Freundes, des Fürsten Primas, machten es diesem selbst bedenklich, Schillers Existenz an die seine zu knüpfen, wie es früher sein Plan war. Das vom Kurfürstenthum abgerissene Mainz, die hereindringende französische Obermacht, die Bedrückung der Länder, die zunehmende Schwäche Deutschlands — Alles trübte den Horizont der freien Wirksamkeit des edlen Dalberg. Sein menschlich fühlendes Herz war zerrissen von tausendfacher Noth und von Ansprüchen, die sich zu ihm drängten. Als Philosoph über allen äußern Glanz erhaben, wäre er gern in eine Einöde geflüchtet, und hätte im unerschöpflichen Quell seines Geistes immer Beschäftigung gefunden. Aber Vieler Schicksal hing an dem seinen; er opferte seine Ehre als deutscher Fürst dem Mitleid, das seine Brust zerriß; er lieh dem starren Egoismus des Eroberers sein eigenes zartes Gefühl für fremdes Wohl, und glaubte die Löwenklaue mit Zauberbanden der

Anmuth und des Geistes umstricken zu können. Aber alle kleinen und mittlern Staaten fielen, wie er, in das Netz des Unterdrückers. Der letzte geistliche Kurfürst mußte das Schicksal der andern erfahren, und aller Hände griffen nach dem lockenden Raube. Er fühlte, daß er nicht gegen die eiserne Zeit zu stehen vermochte.

Schiller, um früheren Versprechungen treu zu seyn, zeigte, daß er gern, wo er dem Fürsten nützlich seyn könnte, Gefahr und Unsicherheit mit ihm theilen werde. Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons, und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm."

Die Freiheit, Schillers Lebenselement, scheint auch, in so fern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Antheils, das je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnete er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähernden Rachegeist. Noch erfuhr unsere heimathliche Gegend keinen Druck; man lebte still bei dem herannahenden Sturme, und die Hoffnung lebte in den Bessern, er werde sich beschwören lassen.

Die Idee der Direction eines größern Theaters, das er ganz nach seinem Plan einrichten könnte, hatte für Schiller einen großen Reiz und beschäftigte oft seine Phantasie. Die Bildung und schöne Gestaltung aller Verhältnisse und Lebens-

formen, die ihm nur von reinem Schönheitssinn auszugehen schien, dünkten ihm innig an das Theater geknüpft zu seyn. Geschmack und feine Sitte sollten da herrschen, und alles Edlere im Menschen bewacht werden. Wenn man bedenkt, welchen großen Theil des Lebens die sogenannte gute Gesellschaft im Schauspielhause zubringt, wie sollte man nicht wünschen, daß dieses immer ein Organ höherer Bildung seyn möchte! Wie sehr ist diese Unterhaltung den großen Gesellschaften vorzuziehen, die Goethe so wahr schildert, wenn er sagt: „Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel."

Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Still und ernst an uns vorüberziehn!

So sang Schiller, so wirkte er, so hätte er gern immer gewirkt.

„Das Theater", sagte er, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;" und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Daseyn in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Sich mit dem Gemeinen abfinden durch höhere Ansicht — die geselligen Bande der Convention durch einen freien Blick auf die Natur lösen — alles Achtungswerthe durch ein scharfes Gefühl für das Lächerliche des Falschen steigern (denn das Wahre kann nie lächerlich seyn) — die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitere Darstellung der Verhältnisse besänftigen — dies Alles schien ihm auf der Region der Bretter erreichbar und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen

müſſe, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Anſichten bei jeder Vorſtellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuſchen zu können," verſicherte er uns, „was die dramatiſche Kunſt fordert."

Was Goethe's und Schillers vereintes Wirken bei beſchränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, iſt außerordentlich, und zeigt, wie der Geiſt Alles vermag und über aller Berechnung ſteht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verſtehen der Rollen, Goethe auf die Erſcheinung ins Leben. Wir ſahen oft, daß er in vier Wochen verſtehen, ſprechen, ſich ſtellen, ſich betragen lehrte; ſeine klare Einſicht ſetzte gleich einem Zauberſtab verſteinte Maſſen in anmuthige Bewegung. Es iſt ein großer Verluſt, daß nicht wie in Paris eine École scénique unter ſeiner Leitung entſtanden iſt, die unſere dramatiſche Kunſt auf feſter Bahn erhalten hätte, der jetzt nur in einzelnen großen Talenten von Zeit zu Zeit in einem neuen Lichtfunken der Pfad der Schönheit angedeutet wird.

Im Frühling des Jahres 1800 bekam Schiller ein Katarrhfieber, was ihm ſelbſt bedenklich ſchien. Es findet ſich von ſeiner eigenen Hand eine Ueberſicht deſſen, was er bis 1802 an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereigniſſen im häuslichen Leben. Er ſagt: „Anno 1800 war ich ſehr krank."

Nach ſeiner Geneſung warf er ſich wieder mit neuen Kräften auf die Ausarbeitung der Maria Stuart. Um den letzten Act ungeſtört auszuarbeiten, bei dem er etwas der tiefen Rührung, die der Tod und das Begräbniß der Richardſonſchen Clariſſe erzeugt, Aehnliches zu erregen gedachte, ging er nach Ettersburg, einem Jagdſchloß des Herzogs, welches an einer Anhöhe liegt, die rings von Wald umgeben iſt.

Die Säcularfeier auf 1800 intereſſirte ihn lebhaft. Einige unſerer Freunde, beſonders Leo von Seckendorf, entwarfen Plane. Der geiſtvolle junge Mann war Schillern ſehr angenehm. Er fiel 1809 vor Wien, als ein Opfer ſeines Enthuſiasmus für die

deutſche Freiheit, und ſein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, werth bleiben.

Schiller hatte die Idee zur Säcularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Feſten Weimar auf vierzehn Tage bei dieſer Gelegenheit zu einer großen Stadt machen ſollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Luſt wie an Mitteln, ihn auszuführen. Auch ſchien Schillern bei näherem Bedenken ſelbſt, daß eine ſtille ernſte Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anſtalt, der Empfindung in ſolch einem Zeitabſchnitt angemeſſener ſey, als laute Feſte. Nach ſeiner nur zu treuen Schilderung:

„Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden
Und das neue öffnet ſich mit Mord,“

wurden auch alle Nachdenkenden mehr zu Sorge als Luſt geſtimmt.

Schiller feierte die letzte Stunde des Säculums bei Goethen, der eben nicht wohl war, im ernſten Geſpräch, wie er uns ſagte.

Wie gehaltvoll ſeine tägliche Unterhaltung im häuslichen Cirkel war, wie er Alles ihn Umgebende mit Geiſt und Herz ergriff, ſtellen folgende Blätter aus einem Tagebuche unſerer Couſine, Chriſtiana von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Profeſſors und Directors des Gymnaſiums, Abeken, in Osnabrück wurde, lichtvoll dar. Der ſchöne Verſtand und die ernſte Richtung des zwanzigjährigen Mädchens intereſſirten ihn lebhaft, und ihre ausgezeichnet ſchöne Stimme, wegen deren Ausbildung ſie ſich einige Zeit in Schillers Hauſe in Weimar aufhielt, machte ihm großes Vergnügen. Sie machte uns ein ſchönes Geſchenk mit dieſen Blättern ihrer treuen ſinnigen Erinnerung, die wir wohl unſern Leſern auch höchſt willkommen glauben dürfen.

Erinnerungen aus Schillers Gesprächen, im Jahre 1801.

Den 4. Februar.

Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und zu ängstlich auf sie Acht gibt. Man blicke in die Welt: Alles, was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eigenen Kräfte kennen. Dadurch, daß man den Prinzen eine allgemeine Bildung geben will, versäumt man eine bestimmte. Man sollte sich gewöhnen, Prinzen nur Eine Wissenschaft, Eine Kunst auf Einmal studiren, Ein Talent auf Einmal bilden zu lassen, aber ganz als wäre es der einzige Zweck. Man gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige Ihnen gleich das Große, Geistige des Ganzen, und lasse sie hier ihre volle Kraft üben. Das, was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinnig behandeln; das männliche Alter verliert selten die Eindrücke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

Den 15. Februar, als ich mit Schiller allein Thee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell thun, als unthätig bleiben.

Den 20. Februar, als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum thaten die Alten mit ihrer Musik so erfreuliche Wirkungen, weil sie einfach war. Ihre einzelnen Accorde drangen ans Herz und rührten. Ein gleichförmiger Ton kann die Menschen zum höchsten Grad von Anspannung treiben; darum können sehr reizbare Gemüther nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanicus hören; und wie ungleich mehr

muß es auf ſie wirken, wenn dieſe gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie vernommen wird! Wahrſcheinlich iſt dies der Grund, warum man bei jeder Art von Einweihung, z. B. in Freimaurer-Logen, dieſe Art von Muſik erwählt, und warum die Alten, ehe ſie zum Zweikampf in die Schranken traten, die Trompete in einzelnen Tönen erſchallen ließen.

Den 21., als ich erzählte, wie ſehr man eine Geſchichte von der J*** verſchlimmert hätte.

Es iſt unglaublich ſchwer, und beinahe möchte ich ſagen, ganz unmöglich, etwas Geſehenes oder Erzähltes ganz und gerade ſo wieder zu geben, als man es geſehen oder gehört hat. Mit der ſchönſten reinſten Wahrheitsliebe überlaſſen wir uns öfters, ohne es zu ahnen, unſerem eigenen Gefühle. Und dieſes oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht gibt nicht ſelten unſern Worten einen ganz andern Sinn.

Den 1. März, als ich mit ihm aus der Komödie ging.

Wenn man dreißig Schauſpiele ſähe, und man fragte ſich bei jeder vollendeten Vorſtellung: was hat der Dichter damit ſagen wollen? was war ſeine Abſicht, ſein Zweck? was war Gutes oder Schlechtes daran? wie hat er dieſes oder jenes gehalten? — wenn man ſich ſo von jeder Scene Rechenſchaft gäbe, ſo wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigſte ſelbſt verfertigen könnte. Und zu was für einem großen Grade von Vollkommenheit könnte der Menſch kommen, wenn er es mit Allem, was ihm begegnete, und was in ſeiner Seele vorginge, ſo machte!

Den 3. März, als ich von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte.

Es macht einen ungeheuren Eindruck, wenn man einen Blick auf die Geſchichte wirft; wo ſich eine halbe Welt herumdrehete,

wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, ſucht der forſchende Blick oft vergebens die Stelle, wo alles Dieſes vorging. Berühmtes Troja! Niemand kann nur noch einen einzigen Stein von dir entdecken. Bei einem ſolchen Ueberblick fühlt man ſich ſo klein und nichtsbedeutend; und doch empfängt der Geiſt einen neuen unſichtbaren Schwung; er fühlt eine unendliche Kraft, die auf dieſer Sphäre keinen feſten Ruhepunkt finden kann, ſondern ins Unendliche flieht.

Den 5. März, als ich ihm Kaffee einſchenkte.

Billigkeit iſt eine ſchöne, aber ſeltene Tugend. Oft fehlen die ſanfteſten Herzen am meiſten dagegen. Weil ſie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, ſo flößt ihnen Alles, was dagegen iſt, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieſes iſt oft ein Stein, an dem ſo oft die Menſchheit ſcheitert.

Den 6. März, bei Tiſch.

Der Menſch iſt verehrungswürdig, der den Poſten, wo er ſteht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch ſo klein, er iſt in ſeiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geſchehen, und wie viel glücklicher würden die Menſchen ſeyn, wenn ſie auf dieſen Standpunkt gekommen wären!

Den 8. März, als Ernſt mich mit einer wichtigen Miene fragte, wer den Gibbon geſchrieben?

Der Geiſt des Zeitalters iſt am deutlichſten an den Kindern zu bemerken, wenn wir aufmerkſam genug ſind, darauf Achtung zu geben; ſo z. B. fragt jetzt Ernſt im fünften Jahre, wenn er ein Buch liegen ſieht, wer es geſchrieben hat. Vor dreißig Jahren dachte man kaum im eilften daran; genug, das Buch war da, und man glaubte, das müßte ſo ſeyn. Jetzt gibt ſich

jeder Bediente mit Lectüre ab; und ſchreibt am Ende auch wohl ſelbſt; natürlich werden die Kinder hierauf aufmerkſam.

Den 9. März, als ich ihm ganz allein den Thee in ſeiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es iſt ſchwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menſchen ſo zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften ſteht. Es gibt Gemüther, die nie an dieſen Stein des Anſtoßes gerathen; ſie ſind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, ſie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall ſo will. Iſt dagegen bei andern Naturen der erſte jugendliche Traum verrauſcht, wo Alles in freundlichem Lichte erſcheint, wo man Alles umfaſſen möchte, wo man wähnt, Alles, was da iſt, ſey um unſertwillen da, — iſt dieſer ſüße Blick verſchwunden, dann erſcheint uns ſogleich Alles ernſter; der Menſch erſcheint uns in anderer Geſtalt. Wo wir ſonſt liebten, bewunderten, anbeteten — da ſehen wir oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verſtand und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, daß die Menſchenliebe ſiege.

Den 13. März, als er mich in meinem Fleiß beſtärken wollte.

Man ſollte ſich gewöhnen, den Gedanken feſt zu faſſen, daß man ſich nicht beſtreben ſolle, Weniges von Vielem zu lernen, ſondern Weniges, aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an; um deſto eher iſt es geendet, und ganz und mit voller Kraft kann man ſich wieder einem andern Geſchäft widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wenn es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, ſo viele Dinge als Nebenſache zu betrachten, die im Grunde mit viel weniger Zeit, aber ernſtlich, beſſer vollbracht würden.

Den 14. März, als der kleine Ernſt ſich vor einem Hunde fürchtete und nicht ohne mich über die Straße gehen wollte.

Man könnte den Menſchen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen ſuchte. Nichts in der Welt kann den Menſchen ſonſt unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Uebel, was uns trifft, iſt ſelten oder nie ſo ſchlimm, als das, welches wir befürchteten. Das Thier hat hierin einen Vorzug. Der Ochſe, welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag, als bis er trifft. Und auf dieſen Grad von Furchloſigkeit ſollte der Menſch durch ſeinen klaren, hellen Verſtand gelangen. Er ſollte ſuchen, das Uebel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

Den 15. März, als ſein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde ſey? und ich ihm erzählte, daß ich ihn an den Vater gewieſen.

Man ſollte es ſich zur heiligſten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von Innen heraus geſchehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe ſie aufgeworfen iſt, iſt verwerflich. Man ſagt dem Kinde öfters im ſechsten, ſiebenten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen ſchönen Sinn dieſer Worte noch nicht ahnen kann, und ſo ſich ſeine eigenen verworrenen Vorſtellungen macht. Entweder verhindert man durch dieſes zu frühe Erklären den ſchönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wiſſen, woher es kömmt und wozu es da iſt, oder kommt er ja, ſo iſt doch das Kind ſchon ſo kalt durch ſeine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, wenn man ihm Zeit bis zu dieſem entſcheidenden Augenblicke gelaſſen hätte. Und das Kind hat vielleicht ſeine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorſtellungen wieder zu verlieren, oder wenigſtens zu ſchwächen.

Den 16. März auf einem Spaziergange nach Ober-Weimar.

Ein frohes, heiteres Gemüth iſt die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönſte, was je geſchah, floß aus einer ſolchen Stimmung. Kleine, düſtere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, ſind nicht fähig, die heiligſten Momente des Lebens zu faſſen, zu genießen und zu wirken, wie ſie ſollten. Erinnerung ſcheint ihnen nicht ſüß und Zukunft nicht tröſtend.

Den 18. März, als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es iſt ein eigen, ſeltſam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn ſie einmal den ihnen angewieſenen Kreis verlaſſen, ſo durchfliegen ſie mit ſchnellem ahnendem Blicke unbegreiflich raſch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die ſtarke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiſerne Muth, jedem Hinderniß ein ernſtes Ueberwinden entgegen zu ſetzen, um feſt und unaufhaltſam in dieſen Regionen fortzuſchreiten. Das ſchwächere Weib hat ſeinen erſten ſchönen Standpunkt verloren — ſie kann nicht mehr zurück, und wird entweder zur eitlen Thörin, oder unglücklich. Und ſelbſt die himmliſche Kunſt, was kann ſie dem zarten Weibe bieten, das dieſe nicht, ſich unbewußt, in ſtiller Thätigkeit, in ſtiller Uebung ihres hohen heiligen Berufs, in liebender Bruſt fände? — Und ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern.

Den 20. März.

Der Menſch ſollte ſich gewöhnen, und es ſich zum feſten Geſetze machen, keinen Tag hingehen zu laſſen, ohne, wäre es auch nur eine Viertelſtunde, ſeine ganze Seelenkraft zu üben und ſie auf einen einzigen Punkt zu richten.

Den 21. März, als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jagemann singen zu können.

Man sollte beinahe behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sey, doch versteht sich, nicht jener gemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunst, eines Talents, oder was es sey, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel, die menschlichen Kräfte zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben.

Den 22. März, beim Souper, über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höheren Stufe würde die Menschheit schon stehen, wenn alle vereinten Kräfte Einen Zweck hätten, wenn nicht so viel verschiedenes Interesse sie trennte. Wie hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen seyn, würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Gold und Gunst feilgeboten!

Den 23. März.

Gesetze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch besser und sanfter geworden. Ein großer, nicht zu berechnender Schritt zur Veredlung ist geschehen dadurch, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn freilich auch noch nicht die Menschen. Wo keine Strafe ernst entgegen tritt, und kein Gewissen mit seinen Forderungen zügelt, halten jetzt die Gesetze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

Den 24. März.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, Eine Stunde des Tags unsere Gedanken mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsere Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur

erſt die Kenntniß von unſerm Innern, dann iſt ein ernſter, ja beinahe der ſchwerſte Schritt zur Vervollkommnung geſchehen.

Den 25. März, als ich Thee einſchenkte.

Wie ſelten benutzen und ergreifen die Menſchen aus Leichtſinn die köſtlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in die Seele drücken!

Den 25. März.

Zwei Dinge gehören zur Bildung des Verſtandes, ohne welche kein Fortſchreiten möglich iſt: ein ernſtes Einſammeln von Kenntniſſen und eine ſtete Uebung der Kräfte.

Den 26. März beim Thee.

Man ſollte ſo früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszuſprechen; denn dieſe Mittheilung iſt eine Aufforderung zum ernſten Nachdenken. Mittheilung macht unſere oft geahneten Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören; unſere Ideen entwickeln ſich ſchneller, unſer Urtheil wird ſicherer, und wir gewöhnen uns ſchnell, das Große, Ganze eines Gegenſtandes mit voller Seele zu umfaſſen.

Den 27. März.

Der Menſch iſt immer ſchätzenswerth, der einen beſtimmten Gegenſtand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

Den 28. März, als ich Thee einſchenkte, und von meiner Lectüre des Gibbon erzählen mußte.

Es iſt ſonderbar, daß Deutſchland nie ſein Glück durch Waffen machen konnte; vielleicht iſt es ein Beweis, daß der Deutſche einen zu ehrlichen, geraden Sinn beſitzt; deſto mehr blüheten ſeit langer Zeit Künſte und Wiſſenſchaften, und jede Veredlung zarterer Gefühle. Selbſt ſeine Nachahmungsſucht iſt löblich. Er prüft und unterſucht mit ſtrengem Ernſt jedes Fremde, und das Beſſere ſteht am Ende immer oben.

Den 1. April, im Park beim Römiſchen Hauſe.

Es kommt am Ende bei unſern Gefühlen immer auf die Vorſtellung unſerer Seele an, und das iſt ein Beweis, welche hohe, unaufhaltſame Kraft darin liegt. Der reizendſte Anblick einer herrlichen Natur iſt nichts für einen traurigen Sinn, und eine Wüſte ſchafft ſich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unſer Schmerz und Freude, Glück und Unglück hängt oft von der Stimmung unſers Geiſtes und auch von unſerer Bildung ab. Auf verkehrte Menſchen wirkt auch das Schönſte, Beſte, Erhabenſte verkehrt. Beſſere und Hellere wiſſen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

Den 3. April beim Kaffee.

Es iſt ein großer Stein des Anſtoßes, beſonders bei Frauen mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß ſie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Menſch ſtellt ſich vor ſeine Seele ein Ideal und ſinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch ſo viel ſeyn könnte und ſollte.

Den 3. April, als ich mich fürchtete, in Rudolſtadt zu ſingen.

Ernſter, guter Wille iſt eine große, die ſchönſte Eigenſchaft des Geiſtes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unſichtbaren Hand. Nur die Abſicht gibt dem Aufwande von Kräften Werth. Und ſo erheben wir uns über Lob und Tadel der Menſchen.

Den 4. April.

Es gibt Menſchen, die immer ſtudiren, immer lernen, und im Grunde auch viele Kenntniſſe haben; aber ſie liegen in einen dunkeln Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das Eingeſammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wiſſen erſt Werth bekömmt.

Den 5. April.

Daß feſte Grundſätze und Tugend unter den Menſchen wirklich und kein Traum ſeyen, beweist der Umſtand, daß ſo viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derſelben, zu blenden.

Den 6. April.

Wenn ſich die Menſchen nur die Mühe nehmen wollten, nur erſt alles Schlechte und Gemeine aus dem Wege zu räumen, ſo würden ſie weiter kommen, als wenn ſie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfaſſen möchten, und muthlos zurückkehren, wenn es ſich ihnen entzieht.

Den 7. April.

Es iſt ein ungeheures, namenloſes Gefühl, wenn das Innere ſeine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unſer Geiſt ſich feſt und ſtark erhebt. In

uns fühlen wir Alles, die Kraft ſtrebt zum Himmel empor und findet um ſich kein Ziel.

Den 8. April.

Es ſind die kleinern, engern Gemüther, die ſo gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schickſals bezeichnen.

Den 10. April.

Es iſt ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über ſeine künftige Beſtimmung entſcheidet, wo er ſich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein mächtiger Entſchluß den jungen, vollen Geiſt ergreift, wo ihm Alles zu eng iſt und er in die Wolken flieht, um einen Ruhepunkt zu finden.

Im Herbſt reiste ich mit Schillers nach Dresden, während meines Mannes Aufenthalt in Petersburg und Moskau. Wir verlebten ſehr heitere Wochen auf dem Weinberge Körners, deſſen Wohnhaus uns der gütige Freund eingeräumt hatte. In Geſprächen mit ſeinem Freunde, in der ſchönen Natur von Jugenderinnerung umweht, war Schiller ſehr heiter. Den kleinen Gartenſaal, die Wiege des Carlos, ſah er mit Vergnügen wieder, und es ſchien uns, als beſchäftigte ihn die Braut von Meſſina. Er ſprach gern von ſeinen Dichtungsplanen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Meſſina hatte er viel geſprochen, und wir fragten oft: ob die Prinzen von Meſſina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung Ernſt wurde, ſchwieg er darüber.

Das Anſchauen der Kunſtwerke, beſonders der plaſtiſchen, im Saal der Mengsſchen Abgüſſe, erregte und erfreute ihn ſehr. Der Torſo des ſogenannten Salbers, im Antikenſaale, war die

vollkommenſte Arbeit in Marmor, die er noch geſehen hatte, er beobachtete ſie mit großem Intereſſe. Die ſchönen ruhigen Geſtalten der ſogenannten Veſtalinnen beim Fackelſchein rührten ihn lebhaft. Durch Goethe's und Meyers Kunſtanſichten neu erweckt, fühlte er ſich heimathlicher in dieſer Antikenwelt und ihre Anſchauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem ſchon gefaßten, beſtimmten Umriß Gefühl und Worte.

Mit einer gewiſſen wehmüthigen Stimmung verließ er Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde, als flöge eine Ahnung durch ſeine Seele, daß er dieſen Ort nicht wieder ſehen würde. Graf Gesler und Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, ſo gehaltvoll an Geiſt und Herz, waren Schiller ſehr werth, und unſer Freund Stein und ſeine Mutter, die eine Zuſammenkunft in Dresden hatten, vereinten ſich uns im Genuß der Kunſt und Natur.

Die Aufführung der Johanna in Leipzig, zu der Schiller mit der Körner'ſchen Familie reiste, brachte ihm ein lebhaftes Gefühl der Macht ſeines Talents in einer in den wichtigſten Rollen ſehr gelungenen Darſtellung zu. Der Enthuſiasmus des Publikums äußerte ſich auf die rührendſte Weiſe, und der Genuß ſeiner Freunde an dieſem Triumph des Genius brachte ihn Schillern ſelbſt lebendiger ans Herz. Wegen beſonderer Verhältniſſe der Theaterwelt wurde Johanna von Orleans erſt im folgenden Jahre in Weimar auf die Bühne gebracht.

Eine Abendgeſellſchaft, die ſich wöchentlich in Goethe's Hauſe verſammelte und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgeſtimmten Menſchen beſtand, erheiterte Schillern ſehr. Wir danken ihr einige ſchöne Gedichte Goethe's. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freunde. Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß und wirkte belebend und aufklärend auf ſeine productive Stimmung. Selbſt ein ſchlechtes Stück gebe ihm viel neue Anſichten, ſagte er uns.

Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauſes vollendete ſeine Zufriedenheit in Weimar. Er bewohnte die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die

Mittags- und Morgensonne. Ein carmoisinseidner Vorhang war vor dem Fenster, an dem sein Arbeitstisch stand, angebracht. Er sagte uns, daß der röthliche Schimmer belebend auf seine productive Stimmung wirke.

Wie tief ihn der in dieser Zeit erfolgte Tod seiner Mutter betrübte, sehen wir aus folgendem Briefe an seine Schwester Reinwald.

Auch die sonderbare Verkettung des Geschicks, als er erfuhr, daß der Tag, wo er sein neues Haus bezog, der Todestag seiner Mutter gewesen, ergriff ihn schmerzlich.

Liebe Schwester!

Ob ich gleich von der Louise keine weitere Nachricht von unserer lieben Mutter erhalten, so kann ich doch nach dem letzten Briefe keine andere erwarten, als die ich längst gefürchtet. Ja gewiß ist sie längst nicht mehr, die theure Mutter! sie hat ausgekämpft, und wir müssen es ihr sogar wünschen. O, liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O, laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.

Grüße den lieben Bruder herzlich. Ich kann heute nichts weiter schreiben. Laß mich bald einige Worte von Dir hören. Ewig dein treuer Bruder

S.

Aus eigener Bewegung wirkte der Herzog von Weimar den Adelsbrief im Jahre 1802 für Schiller aus. Obwohl ihm dieſer neue Beweis der Gunſt ſeines Herrn erfreulich ſeyn mußte, beſonders der Gedanke dabei, daß dieſer und die edle Herzogin hierdurch den Wunſch offenbarten, ihn und ſeine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu ſehen, ſo furchten doch einige Bedenklichkeiten ſeine Stirn bei dem Antrag.

Daß ſeine älteren Freunde ein Abweichen von der ſchlichten Sinnesart, in der er bis jetzt, ohne allen Anſpruch an Aeußerlichkeiten des Lebens gewandelt, in dieſem Schritt finden könnten, war ihm ein unerfreulicher Gedanke. Doch keiner verkannte ihn.

Elfter Abſchnitt.

Letzte Lebensjahre und Tod.

Eine Maſſe productiven Lebens macht die letzten Jahre unſeres Freundes zu den reichſten. Körner ſagt: „Nachdem Schiller einmal durch den Wallenſtein die Meiſterſchaft errungen hatte, folgten ſeine übrigen dramatiſchen Werke ſchnell auf einander, obgleich ſeine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und beſonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenſtein erſchien 1799; Maria Stuart 1800; die Jungfrau von Orleans 1801; die Braut von Meſſina 1803, und Wilhelm Tell 1804. Alle dieſe Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakſpeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutſche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei franzöſiſche Luſtſpiele von ihm überſetzt. In den Zwiſchenzeiten beſchäftigten ihn mehrere dramatiſche Plane, wovon ſich ein Theil unter ſeinen Papieren aufgefunden hat."

Seine Anſichten der Kunſt und Kritik in dieſer letzten Periode ſeines Lebens ergeben ſich aus folgenden Fragmenten ſeiner damaligen Briefe:

„Sie müſſen ſich nicht wundern, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größern Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. Meine ganze Thätigkeit hat ſich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet

durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst."

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann."

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen, unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deßwegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an

der Stetigkeit und ſich ſelbſt erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zuſtandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe ſuchen und keinen Ernſt; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche ſo nöthig, als die Tiefe, und für den Ernſt ſorgt die Vernunft und das Schickſal genug, daß die Phantaſie ſich nicht damit zu bemengen braucht."

„Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle andern von dem Zeitſtrom ergriffen; er kommt ſelbſt, wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten? Und ſo kann es vielleicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe."

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte ſich aber zu fremd für dieſe Gattung.

„Zwar glaube ich mich," ſchrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankommt, gewachſen; aber meine Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Am letzten Abend des Jahres 1802 las Schiller uns die Braut von Meſſina vor, wobei auch unſre gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war ſehr heiter und verſprach uns, jeden Sylveſterabend mit einer neuen Tragödie zu feiern. In den erſten Monaten des Jahres 1803 erſchien das Stück auf der Bühne. Goethe hatte die Rolle der Mutter der Madame Wolf gegeben; unter ſeiner Aufſicht ſtudirte ſie dieſelbe ein, und in der vollkommen gelungenen Darſtellung that ſich

zuerſt ihr großes Talent für die Tragödie kund. Schiller war ſehr erfreut und gerührt, und in den letzten Scenen, als man den todten Prinzen getragen bringt, ſagte er zu uns: „das iſt nun doch wirklich ein Trauerſpiel.“

Er ſchritt ſofort zur Ausführung des Tell, freute ſich des ſchönen Stoffes, und ſagte: „Wenn es nur mehr Stoffe wie Johanna und Tell in der Geſchichte gäbe, ſo ſollte es an Tragödien nicht fehlen.“ Die Zeiten der Ligue in der franzöſiſchen Geſchichte ſchienen ihm ſehr reich an dramatiſchem Stoff; Heinrich IV. war einer ſeiner Lieblingscharaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufſtellen, wie es Shakſpeare in der engliſchen Geſchichte gethan. Unſre deutſche Geſchichte, obgleich reich an großen Charakteren, liege zu ſehr auseinander, und es ſey ſchwer, ſie in Hauptmomenten zu concentriren. Der Erzherzog Friedrich von Oeſtreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Bayern, ſchien ihm ein anziehender Charakter. Einigemal gedachte er auch ſeines früheren Plans, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müſſe eine tragiſche Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die ſich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution ſo viele edle Geſchlechter vom Gipfel des Glückes hinabgeſtürzt, und wo in ſchwankenden Verhältniſſen der Doppelſinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, ſey der paſſendſte Platz für ein ſolches Gemälde des Menſchengeſchicks in ſeiner Allgemeinheit.

Wie gern theilte ich jeden Gedankenblitz, der, von Schiller ausgehend, unſern Abendgeſprächen Licht und Leben gab, ſeinen ſinnigen Verehrern mit!

Die Aufführung von Goethes Natürlicher Tochter ſetzte Alles in die lebhafteſte Bewegung, und mit Entzücken begrüßte man das Wiedererſcheinen dieſes Genius in der dramatiſchen Form, in der man ihn ſo lange nicht erblickt hatte. Goethe hatte Schillern mit dem Totaleindruck dieſes Werkes auf der Bühne überraſchen wollen; er kam ſehr erfreut und bewegt nach Hauſe. Bei dem Einwurf eines Kritikers, daß die erſten Akte

zu wenig Handlung enthielten, ſagte er: „Ach, das Alles braucht er gar nicht!“ Nur die Scene, wo Eugenie ſich ängſtlich um Putz und Schmuck bekümmert, ſchien ihm für den Charakter des hochſinnigen Mädchens nicht ganz wahr. Welcher Verluſt iſt es für die Welt, daß Goethe nicht gleich zur Ausarbeitung des zweiten Theils dieſer herrlichen Dichtung ſchritt!

So erfreulich der Beifall vieler Höchſtausgebildeten Schillern in Weimar auch war, ſo ließ ſich doch in der großen Maſſe des Publikums eine gewiſſe Mattigkeit ſpüren, und die Sucht lieber zu kritiſiren als zu genießen, war vorherrſchend. Die Blüthe des Gefühls, das innige Ineinanderübergehen des Dichters und Zuſchauers, war ſelten rein vernehmbar, wie es wohl auch nur in großen Maſſen ſich ausſprechen kann. Doch brachten die benachbarten Muſenſöhne von Jena oft einen erfriſchenden Hauch jugendlichen Lebens und Antheils herüber.

Auf einer kleinen Reiſe nach Lauchſtädt, wo die Weimariſchen Schauſpieler während der Curzeit Vorſtellungen gaben, erfreute Schillern der feurige Antheil der Halliſchen Jugend. Einige Briefe, von dieſem Orte aus an ſeine Frau geſchrieben, ſchildern ſeinen dortigen Aufenthalt.

Lauchſtädt, 4. Juli 1803.

Der Theaterbote geht heute nach W., und ich kann Dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreiſe iſt recht glücklich geweſen, und ich kam nach ſieben Uhr an. Der Ort hat einen recht ſchönen Eindruck auf mich gemacht; die Allee und alle Anlagen umher ſind heiter; es iſt für die Societät auf eine artige und anſtändige Weiſe geſorgt; auch fand ich's ſehr volkreich und dabei ganz zwanglos, ſo daß ich mich in der Maſſe der Menſchen ſehr gern mit fortbewege. Ich hatte Mühe, ein Logis zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eines für mich aus, zwiſchen der Allee und dem Komödienhaus, das ſehr hübſch gelegen iſt, Parterre, an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn mir völlig fremd ſind und mich nicht geniren. Ich eſſe in dem großen Salon, der ſehr ſchön und ziemlich ſo groß wie der Concertſal im

Landschaftshause zu Weimar ist. Er war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es sehr lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preußische Officiers hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende wird nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gedudelt.

Der Prinz von Würtemberg ist gestern um vier Uhr angekommen, und seitdem er hier ist, waren wir immer beisammen; er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflectirt wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus; es war eine ganz erstaunliche Störung; dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel und gerade bei den Worten des Chors:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff.

Heute ist die Natürliche Tochter. Der Herzog von Würtemberg bleibt noch hier und vielleicht auch morgen; es gefällt

ihm sehr, auch dem dicken August, der euch schönstens grüßen läßt.

Man hat mir gestern nach dem Ball noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, so daß ich noch nicht recht habe ausschlafen können; auch des Morgens haben sie mich mit Musik begrüßt.

Die Fremde aus Andros, welche gleich in den ersten Wochen hier gegeben worden, hat nichts gethan, und es ist am Schluß sogar von Einigen gepfiffen worden.

Aber mein Papier ist vollgeschrieben und ich muß schließen. Küsse die lieben Narren recht herzlich von mir, und bleibe recht wohl; ich schreibe bald wieder. Carolinen tausend Grüße und auch Goethen, wenn Du ihn siehst. Lebe wohl, liebes Kind. Dein

S.

Lauchstädt, 6. Juli 1803.

Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müssiggang mir etwas Ungewohntes ist, und ich den Verlust der schönen Zeit bedaure. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich seyn, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder fühle, und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern, als den Dienstag, ist der Herzog von Würtemberg früh wieder abgereist; er war gar gut und gefällig, und hat Jedermanns Liebe sich erworben. Sein einfaches Wesen setzte uns alle à notre aise, und der August[1] ist im letzten Tag so lustig und behaglich worden, daß ich ihn recht lieb gewonnen habe. Wir haben uns allerseits recht ungern von einander getrennt.

Die Natürliche Tochter ist am Montage gut gegeben worden und hat, besonders die letzte Hälfte, viel Effekt gemacht, doch konnte sich das Publikum in die longueurs, die den Gang des Stücks aufhalten, nicht recht finden, und ich werde Goethen

[1] Rittmeister von Wolzogen.

sehr anliegen, es merklich zu verkürzen. Die Ansicht eines neuen Publikums gibt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das Geringste zu vergeben.

Gestern (Dienstags) war kein Theater; die Jagemann und ihre Gesellschafter sind auf einen Besuch nach Giebichenstein zu Reichardt, und ich habe hier den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit an bis Abends immer in der Gesellschaft, die sich in der Allee und in den kleinen Pavillons herumtreibt; aber eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat doch recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Am Montag waren Niemeyers hier, und haben mir keine Ruhe gelassen, sie diese Woche in Halle zu besuchen; wahrscheinlich fahre ich Freitag hin. Professor Wolf ist nach Pyrmont gereist; aber an dem Geheimen Rath Schmalz, der Direktor der Universität, doch ein junger Mann von etwa vierzig Jahren ist, habe ich eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, und die erste Stunde hat uns einander sehr nahe gebracht. Er ist ein trefflich philosophischer Kopf unter den Juristen, und der jovialste, rüstigste Geschäftsmann.

Die Mara wird diese Woche in Halle singen, und ich hoffe, sie entweder dort, oder hier zu hören; denn man hat eine Subscription in Lauchstädt eröffnet, und sie wird eingeladen werden. Mich hat die Badegesellschaft beschickt, um ihnen das Komödienhaus dazu zu erlauben, weil die Wöchner diese Erlaubniß nicht für sich ertheilen wollten. Und so habe ich denn hier schon eine gewisse Autorität ausgeübt.

Oft, liebes Herz, habe ich Deiner und der lieben Kinder gedacht, und sehne mich von Dir zu hören.

Lebe wohl mit den lieben Kindern; herzlich umarme ich euch Alle. Die Jagemann wird diesen Brief mitnehmen; sie geht auf einige Zeit nach W., will aber wieder hierher kommen. Daß sie die Natürliche Tochter spielte, habe ich negotiirt; denn sie hatte eine Heiserkeit, daß sie gar nicht mehr auftreten wollte, und

man war beim Theater dieſes ſchon angeſagten Stücks wegen ſehr verlegen. Weil ſie aber vielen Beifall gefunden, ſo dankt ſie mirs jetzt ſelbſt, und iſt ſehr zufrieden.

Lebe tauſendmal wohl, liebes Herz. Caroline grüße ſchön von mir.

S.

Lauchſtädt, den 8. Juli 1803.

Dank Dir, liebes Kind, für die guten Nachrichten, die Du mir geſtern von Dir und den lieben Kindern gegeben. Ich ſchreibe Dir ſogleich mit der Halliſchen Poſt, daß Du Dich wegen meiner Abweſenheit nicht beunruhigeſt. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längſtes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharre ich auch. Du kannſt mich alſo ganz gewiß gegen Ausgang der nächſten Woche wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt ſeyn ſoll, ſo muß wenigſtens ein bedeutender Zweck dabei ſeyn; aber dieſer iſt hier nicht, und ich würde auch einen längeren Müſſiggang nicht ertragen. — Bis jetzt reut mich indeß mein Hierſeyn gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Geſundheit bekommen und mich unter einer Maſſe fremder, gemiſchter Geſellſchaft leicht und heiter gefühlt. Ueber das Theater ſelbſt habe ich bei den wenigen Vorſtellungen etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen.

In einer Stunde fahre ich nach Halle, wohin ich einige männliche Geſellſchafter mitnehme, um die weiblichen, welche man laut beiliegendem Briefe gewünſcht hatte, zu vermeiden. Ich fahre heute Abend wieder zurück, und werde dieſen Brief an Dich zu Halle auf die Poſt geben laſſen.

Bleibe wohl, liebſtes Herz, mit den guten Kindern; Carl danke ich für ſeinen Brief recht ſchön, und Caroline grüße aufs beſte. Lebe wohl. Dein

S.

Lauchstädt, den 9. Juli 1803.

Deinen Brief und der Kinder ihren erhielt ich am 11. Juli heute Mittag an der Table d'Hôte und freute mich sehr des unerwarteten Andenkens von meinen Lieben. Gestern Abend um halb eilf kam ich von Halle zurück, wo ich mich außer Niemeyers Pädagogium, welches eine kleine Stadt ist, nicht sehr viel umgesehen, weil ich mich etwas angegriffen fühlte und die Bewegung scheute. Sie haben mich sehr geehrt. Halle gefällt mir nicht, und in der Gesellschaft hörte ich nichts als Anekdoten erzählen.

Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußischer und sächsischer Officiere, welche in zahlreicher Menge hier sind, ein Manoeuvre gegen einander auf dem Wege nach Merseburg, Alles zu Pferd. Ich ritt auch mit; auch kamen viele Kutschen von Zuschauern; es gab malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird.

Auf den Montag ist die Jungfrau von Orleans. Schon morgen kommen viele Hallische Besuche, die dann bis Montag bleiben; es wird ziemlich lebhaft werden.

Donnerstag oder Freitag denke ich wegzureisen. Ich befinde mich übrigens wohl und heiter; die guten Nachrichten von euch sind mir sehr erfreulich.

Lebe wohl, liebes Herz, und küsse die lieben Kinder, und grüße Caroline und die Stein herzlich. Hier Einiges für die Kleinen und den Adolph, was der Bote mitnehmen mochte. Dein

S.

Der König von Schweden, dessen Schicksal eine so unglückliche Wendung nahm, kam, auf einer Reise, in dieser Zeit durch Weimar. Die Bekanntschaft mit demselben, wie andere Zustände

des Weimarischen Lebens, schildert folgender Brief Schillers, an meinen Mann nach Petersburg gerichtet.

Weimar, den 4. Septbr. 1803.

Mit den guten Nachrichten, die Du uns übersendet, hast Du uns Alle in große Freude versetzt. Ich überlasse es den Andern, es Dir zu beschreiben, und ich will Dich bloß von uns und unsern Zuständen unterhalten.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden ist und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Universität in Jena über den Haufen zu fallen. Vielleicht hast Du in Zeitungen davon gehört. Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt; so ist auch Schütz mit der ganzen Literaturzeitung berufen, und hat sich wirklich dort engagirt. Von der andern Seite beruft uns der Kurfürst von Bayern mehrere Professoren nach Würzburg. Unter diesen Umständen hat der Herzog sich aufs Neue für Jena interessirt und will sich's etwas kosten lassen, um wenigstens die besten, wie den Prof. Paulus und Hufeland, fest zu halten. Auch hat man sich kühnlich entschlossen, die allgemeine Literaturzeitung in Jena fortzusetzen, wenn auch gleich eine andere in Halle herauskommt; und da man nicht nur die besten Mitarbeiter von der alten behält, sondern auch neue tüchtige Männer dazu treten, so könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß sie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn so ein kleines Ländchen wir auch sind, so sind doch in literarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister kommandiren können, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten. Es ist eine Ehre für Jena und Weimar, daß andere Universitäten uns plündern müssen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen ist.

Der Kurfürst von Bayern, hör' ich, soll auch die fränkische Ritterschaft sehr incommodiren, und ihre Besitzungen mit Gewalt seiner Lehensherrlichkeit unterwerfen wollen. Auch Dein Bauerbach wird wohl dabei mit ins Gedränge kommen.

Der König von Schweden ist diese Woche hier durchgereist,

ich habe die Ehre gehabt ihn zu ſprechen, und er hat mir als ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geſchenke gemacht. Du kannſt Dir leicht denken, wie ſehr mich dieſes überraſcht und erfreut hat. Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltner geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt eine größere Affinität zu dieſen Koſtbarkeiten; aber unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Es hat mich gar ſehr erfreut, von Dir zu hören, daß die regierende Kaiſerin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Meſſina zu leſen. Wenn Du es für keine Unbeſcheidenheit hältſt, ſo wollte ich Dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen ſchönen Auflage zu präſentiren, das ich dem Courier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Meſſina werde ich noch beilegen, wenn der Buchbinder damit noch fertig werden kann.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke; ſie wird fertig ſeyn, wenn Du zurückkommſt, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, daß ich ſie in Gegenwart der Großfürſtin und unſeres theuren Prinzen zum erſtenmal produciren werde. Sage dem Letztern, wie innig wir von ſeinem Glücke gerührt ſind, und wie herzlich wir uns darauf freuen, ihn bald hier zu beſitzen.

Goethe trägt mir auf, Dich aufs freundlichſte zu grüßen und ihn Deinem Andenken zu empfehlen.

Den Herzog Eugen von Würtemberg habe ich noch einige Tage zu Lauchſtädt recht genoſſen; er war charmant und hat Jedermanns Liebe erworben; auch iſt er wirklich ein ſehr liebenswürdiger Fürſt, und dieſe wenigen Tage, die ich mit ihm verlebt, werden mir unvergeßlich ſeyn. Den guten Bruder Auguſt habe ich in Lauchſtädt auch näher kennen lernen und ihn ordentlich recht aufthauen ſehen. Er hat ſich Deiner ſehr oft erinnert,

und wenn er sich Champagner einschenkte, meinte er, es wäre doch schade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich, und bleibe ja recht gesund bei den vielen Sorgen und Anstrengungen, die Deiner warten. Was wir über die Frau und Adolph wissen, und wie es mit unsern Kindern steht, wird Lolo Dir ausführlicher schreiben. Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.

Ich drücke Dich an mein Herz, und bin mit inniger Liebe Dein treuer

S.

Herders Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister, die ein günstiges Geschick in Weimar versammelt hatte. Obgleich er und Schiller sich selten sahen, und ein vertrauter Umgang beider nicht wohl möglich war, so fühlte Schiller dieses doch oft als eine Entbehrung, und mehrere Entwürfe zur Annäherung entstanden, blieben aber unausgeführt. Herder hatte die Eigenheit, sich den Anschein zu geben, als bekümmere er sich um die Produkte der neuern Poesie gar nicht. Bei einer offenen Aeußerung des Mißfallens wäre eher eine Annäherung in Discussion möglich gewesen. In diesem feindselig scheinenden Schweigen konnte man sich nicht zusammen finden. Die streitigen Punkte, die die heitere Unterhaltung bedrohten, nahmen zu; und wie wir uns im Lebensgange von einer gewissen Lässigkeit leiten lassen, die kleinen Unannehmlichkeiten ausweicht, bis sie uns endlich als hemmende Netze umstricken, so ging es auch hier. Innige Achtung und Zuneigung konnten indeß unter zwei solchen Menschen nicht fehlen, und Schiller fühlte Herders Verlust tief und schmerzlich.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Staël veranlaßte eine

große Bewegung in der Gesellschaft, und das Uebermaß ihrer französischen Lebhaftigkeit war der ruhigen und gemüthvollen Aufnahme des Geistigen auf unserer deutschen Seite oft drückend. Aber ihr Geist und ihr liebenswürdiges Wesen ließ uns das Fremdartige in ihrer Erscheinung gern ertragen. Das immer rege Bedürfniß, ihre Vorstellungen an unserer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache, um sich mit ihr zu unterhalten. „Sie hat einen wahren Ideenhunger," sagte er. Welchen tiefen, wahren Blick sie in den innern Gehalt seines Wesens gethan, zeigt ihr Urtheil über ihn. Die Offenheit, mit der sie uns das französische Bedürfniß einer lebendigeren Anerkennung aussprach, nachdem Schiller und eine kleine Gesellschaft bei einer von ihr declamirten Scene der Phädra so kalt geblieben, daß es sie wahrhaft betrübt machte, war höchst komisch. Ihre Liebenswürdigkeit, die aus einem edlen Gemüthe quoll, und ihre Wahrheitsliebe zogen unwiderstehlich an. Schiller fand es besonders anmuthig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere. So sehr sie sich in Sinnes- und Empfindungsart unserer deutschen Natur näherte, so gab es doch in der Theorie genug Stoff zu Discussionen; und auf ihre ewigen Fragen bei jedem Dichtungswerke: quel en est le but? stand selten eine Antwort in unserem Kunstkatechismus. Die herzlichsten Thränen, die sie mit uns um Schillers Verlust vergoß, als sie nach seinem Tode wieder nach Weimar zurückkam, erhielten uns ihr Andenken immer werth.

Benjamin Constant zeigte große Achtung vor Schillers Werken und seiner ganzen Sinnesart, und beide fanden Stoff zu vielen interessanten Gesprächen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eigenen

Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unserer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit," sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu Theil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln ließe. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannigfaltige Weltanschauung drängte sich ihm

auf; das Bedeutende aus allen Cirkeln kam ihm mit Antheil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles Dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüthen des Genusses lebendiger Theilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in Andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im Stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüthen zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab, und glänzt in heiterem Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimerath von Beime, Iffland und alle Wissenschaft und Kunst Liebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrath von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde, interessirten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Werth des vaterländischen Dichters anerkenne, und so ergingen ehrenvolle Anträge an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Werth, die Vortheile, die sie verhießen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Aengstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tochter den Lebensmuth trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er

wollte den Fürſten Primas zuvor ſprechen, deſſen Geſinnung und treuen Antheil er nicht durch einen ſolchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aſchaffenburg zu reiſen; denn das Gefühl, daß er eine ſichere Exiſtenz bei vermehrter Familie haben müſſe, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerſtörung deutſcher Verhältniſſe immer klarer einſah, und der alle großmüthige Unterſtützung, die er Schillern ſeit dem Antritt ſeiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie ſeine eigene Exiſtenz ihm ſehr precär erſchien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, ſein Glück an ſein ſchwankendes Schiff anzuſchließen. Die Reiſe verſchob ſich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchſt dankbar für viele Beweiſe des Wohlwollens, die er ſchon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßſtabe der dortigen Verhältniſſe, keine höheren Anſprüche machen dürfe, glaubte er beſcheiden. Von dem klaren Weltverſtande des Herzogs, der die individuelle Nothwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er vorausſetzen, daß er das Verlaſſen ſeines Dienſtes unter ſolchen Umſtänden nicht übel deuten, und von ſeiner wohlwollenden Geſinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine ſo weſentliche Verbeſſerung der Exiſtenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ ſich hier von dem ächten Fürſtengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein ſo ausgezeichnetes Talent ſich in ſeiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine ſorgenfreie Zukunft zu verſichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältniſſe, und ſeine große Beſcheidenheit in allen Anſprüchen an äußeres Glück entſchieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; ſonſt vereinigte die Ausſicht in Berlin Alles, was er für ſein reiferes Alter wünſchen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugedacht, wo er ſeinen früheren Plan, einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, auf das

ſchönſte hätte ausführen können. Immer dachte er ſich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatiſchen Dichtung zu ſchaffen, die, nach ſeinem Sinne, nur in der vollen Jugendenergie des Geiſtes gelingen konnte.

Die Niederkunft meiner Schweſter zog ihn nach Jena, da ſie für Starke ein ausſchließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendſtunden zu leicht gekleidet, ſich erkältet; die heftigſten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zuſtand nach dieſen wirklich unſäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach dieſem Anfalle ſich erholt zu haben ſchien und heiter war, ſo ſcheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu ſeyn. Während er in dem obern Zimmer ſo bitter litt, und ſich ängſtlich mit dem Gedanken an die Niederkunft ſeiner Frau beſchäftigte, erfolgte dieſe leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborene Tochter bringen, die er mit der lebhafteſten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaiſchen Freunden hatte ſich auch Voß beigeſellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieſer vorzüglichen Menſchen und die glücklich überſtandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder ſehr heiter, und des überſtandenen Uebels ward nicht mehr gedacht.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, ſo machte ihm Goethe den Antrag, ein Gedicht zu fertigen, um damit die junge Erbprinzeſſin, Großfürſtin von Rußland, im Theater zu empfangen. Er lehnte Anfangs dieſen Antrag ab, da er ſich unwohl fühlte, und weil ihm dieſe Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürſtin, das er aus den Beſchreibungen derer, die ihr nahe ſtanden, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation, erzeugten bald eine der ſchönſten Schöpfungen dieſer Art, in der Huldigung der Künſte. Der reine, würdige Herzenston, der aus dieſer Dichtung ſpricht, ergriff das jugendliche Gemüth, dem ſie geweiht war.

Es iſt wohl die ſchönſte Frucht eines Dichterwerkes, wenn

der Geiſt deſſelben in das Leben übergeht. Dies erkannte ich mit Rührung und Freude, in einem Worte, das jene edle Frau nach Jahren, als regierende Großherzogin, an mich richtete. Da ich mit Wohlgefallen ihrer Zuſtimmung erwähnte zu Einſchränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da ſie doch des Großen von Kindheit an gewohnt geweſen ſey, ſprach ſie: ſie gedenke oft der Zeilen Schillers (in der ihr gewidmeten Huldigung der Künſte):

Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin.

Schillers phyſiſche Kräfte hatten ſeit dem Krankheitsanfall in Jena ſichtlich abgenommen; ſeine Geſichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, ſo daß ſie mich oft erſchreckte; aber ſein geiſtiges Leben blieb gleich ſtark und rege. Wer mag ſich der Ahnung des Schrecklichſten hingeben? Die Hoffnung erhält ſich bis zum Aeußerſten in irgend einem Winkel unſeres Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reis, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller ſelbſt ſchien auf Alles zu denken, was ſeinen Zuſtand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich ſeyn. Er hatte ein ſicheres Pferd von einem Freund gekauft, und freute ſich, es im Frühjahr zu beſteigen. Schon früher hatte er auf unſer Bitten ſich in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. „Es mache ihm kein Vergnügen," ſagte er, „da er allein einen Genuß von dieſer Ausgabe habe, und ſeine Familie ihn nicht theile."

Eine große Sehnſucht nach mannigfacher Weltanſchauung auf Reiſen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren an. Wir erfreuten uns an Planen, und ſuchten den kürzeſten Weg zum Meere, das er ſehr zu ſehen wünſchte; aber es blieb bei dieſen, und die Gewohnheit des ſtillen, ernſten Daſeyns, die Freude des Ausarbeitens ſeiner Dichtungen gewann in den nächſten

Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unsere Plane gerichtet; er hörte sie an; aber mehrmals sagte er: „Alle Projecte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken.“ Ach, hätte er wenigstens dieses gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzusehen, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt, wünschte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Thal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantasie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig verpflegt zu wissen, und andere kleine Aeußerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. Wie lasten alle kleinen unbefriedigten Wünsche der Hingeschiedenen auf dem Herzen der Trauernden! Jede Freude, die sie dem Geliebten nicht zuwenden konnten, schärft den herben Schmerz!

Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen, und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unserer Gespräche. So bemerkte er einst: „da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen sey, habe nothwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christenthum habe die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“

Ueber Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. „Ich weiß nicht, wie es mir ist,“ sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, „dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an, und wird mir sehr lieb.“ Noch erinnere ich mich eines Gesprächs über den Tod, welches Schiller mit den

ſchönen Worten ſchloß: „Der Tod kann kein Uebel ſeyn, da er etwas Allgemeines iſt.“

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortſchritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit Plane für ihre künftige Exiſtenz. Auf meinem letzten Spaziergange mit ihm im Park, ſagte er: „Wenn ich nur noch ſo viel für die Kinder zurücklegen kann, daß ſie vor Abhängigkeit geſchützt ſind, denn der Gedanke an eine ſolche iſt mir unerträglich!“

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir ſingen; ihr ſeelenvoller Geſang rührte ihn ſehr; ſie ſang die ſchöne Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta; und Schiller ſagte mir: nie habe ihn ein Geſang auf dieſe Weiſe ergriffen. Es ſchien, als habe die herannahende Auflöſung alle Organe ſeines Geiſtes und Gefühls geſchärft.

Als ich das letztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderſches Stück gegeben), äußerte er: ſein Zuſtand ſey ganz ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerſtört.

Am erſten Mai kündigte ſich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir ſolche bei ihm gewohnt waren. Er ſelbſt ſchien ſich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf ſeinem Zimmer, und ſchien ſich gern durch ſie unterhalten zu laſſen. Herrn v. Cotta's Beſuch, der auf der Durchreiſe nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geſchäfte ſollten bei ſeiner Rückkunft abgemacht werden.

Da das Sprechen ſeinen Huſten vermehrte, ſuchten wir ihn ruhig zu halten; auch ſah er es am liebſten, wenn meine Schweſter und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot ſich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit ſeinem treuen Diener.

Der Demetrius beſchäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieſer Arbeit beklagte er ſehr. Sein Arzt hatte

ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Cur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsere Aengstlichkeit deßhalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Recepte vollkommen passend seyen, daß er ganz nach Starke's Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; Schiller sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen ihn über Manches auszusprechen.

Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.“ Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied

und wenn er sich Champagner einschenkte, meinte er, es wäre doch schade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich, und bleibe ja recht gesund bei den vielen Sorgen und Anstrengungen, die Deiner warten. Was wir über die Frau und Adolph wissen, und wie es mit unsern Kindern steht, wird Lolo Dir ausführlicher schreiben. Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.

Ich drücke Dich an mein Herz, und bin mit inniger Liebe Dein treuer

S.

Herders Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister, die ein günstiges Geschick in Weimar versammelt hatte. Obgleich er und Schiller sich selten sahen, und ein vertrauter Umgang beider nicht wohl möglich war, so fühlte Schiller dieses doch oft als eine Entbehrung, und mehrere Entwürfe zur Annäherung entstanden, blieben aber unausgeführt. Herder hatte die Eigenheit, sich den Anschein zu geben, als bekümmere er sich um die Produkte der neuern Poesie gar nicht. Bei einer offenen Aeußerung des Mißfallens wäre eher eine Annäherung in Discussion möglich gewesen. In diesem feindselig scheinenden Schweigen konnte man sich nicht zusammen finden. Die streitigen Punkte, die die heitere Unterhaltung bedrohten, nahmen zu; und wie wir uns im Lebensgange von einer gewissen Lässigkeit leiten lassen, die kleinen Unannehmlichkeiten ausweicht, bis sie uns endlich als hemmende Netze umstricken, so ging es auch hier. Innige Achtung und Zuneigung konnten indeß unter zwei solchen Menschen nicht fehlen, und Schiller fühlte Herders Verlust tief und schmerzlich.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Staël veranlaßte eine

große Bewegung in der Gesellschaft, und das Uebermaß ihrer französischen Lebhaftigkeit war der ruhigen und gemüthvollen Aufnahme des Geistigen auf unserer deutschen Seite oft drückend. Aber ihr Geist und ihr liebenswürdiges Wesen ließ uns das Fremdartige in ihrer Erscheinung gern ertragen. Das immer rege Bedürfniß, ihre Vorstellungen an unserer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache, um sich mit ihr zu unterhalten. „Sie hat einen wahren Ideenhunger," sagte er. Welchen tiefen, wahren Blick sie in den innern Gehalt seines Wesens gethan, zeigt ihr Urtheil über ihn. Die Offenheit, mit der sie uns das französische Bedürfniß einer lebendigeren Anerkennung aussprach, nachdem Schiller und eine kleine Gesellschaft bei einer von ihr declamirten Scene der Phädra so kalt geblieben, daß es sie wahrhaft betrübt machte, war höchst komisch. Ihre Liebenswürdigkeit, die aus einem edlen Gemüthe quoll, und ihre Wahrheitsliebe zogen unwiderstehlich an. Schiller fand es besonders anmuthig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere. So sehr sie sich in Sinnes- und Empfindungsart unserer deutschen Natur näherte, so gab es doch in der Theorie genug Stoff zu Discussionen; und auf ihre ewigen Fragen bei jedem Dichtungswerke: quel en est le but? stand selten eine Antwort in unserem Kunstkatechismus. Die herzlichsten Thränen, die sie mit uns um Schillers Verlust vergoß, als sie nach seinem Tode wieder nach Weimar zurückkam, erhielten uns ihr Andenken immer werth.

Benjamin Constant zeigte große Achtung vor Schillers Werken und seiner ganzen Sinnesart, und beide fanden Stoff zu vielen interessanten Gesprächen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eigenen

Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unserer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unserer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit," sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu Theil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln ließe. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannigfaltige Weltanschauung drängte sich ihm

auf; das Bedeutende aus allen Cirkeln kam ihm mit Antheil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles Dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüthen des Genusses lebendiger Theilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in Andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im Stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüthen zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab, und glänzt in heiterem Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimerath von Beime, Iffland und alle Wissenschaft und Kunst Liebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrath von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde, interessirten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Werth des vaterländischen Dichters anerkenne, und so ergingen ehrenvolle Anträge an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Werth, die Vortheile, die sie verhießen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Aengstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tochter den Lebensmuth trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er

wollte den Fürſten Primas zuvor ſprechen, deſſen Geſinnung und treuen Antheil er nicht durch einen ſolchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aſchaffenburg zu reiſen; denn das Gefühl, daß er eine ſichere Exiſtenz bei vermehrter Familie haben müſſe, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerſtörung deutſcher Verhältniſſe immer klarer einſah, und der alle großmüthige Unterſtützung, die er Schillern ſeit dem Antritt ſeiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie ſeine eigene Exiſtenz ihm ſehr precär erſchien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, ſein Glück an ſein ſchwankendes Schiff anzuſchließen. Die Reiſe verſchob ſich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchſt dankbar für viele Beweiſe des Wohlwollens, die er ſchon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßſtabe der dortigen Verhältniſſe, keine höheren Anſprüche machen dürfe, glaubte er beſcheiden. Von dem klaren Weltverſtande des Herzogs, der die individuelle Nothwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er vorausſetzen, daß er das Verlaſſen ſeines Dienſtes unter ſolchen Umſtänden nicht übel deuten, und von ſeiner wohlwollenden Geſinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine ſo weſentliche Verbeſſerung der Exiſtenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ ſich hier von dem ächten Fürſtengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein ſo ausgezeichnetes Talent ſich in ſeiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine ſorgenfreie Zukunft zu verſichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältniſſe, und ſeine große Beſcheidenheit in allen Anſprüchen an äußeres Glück entſchieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; ſonſt vereinigte die Ausſicht in Berlin Alles, was er für ſein reiferes Alter wünſchen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugedacht, wo er ſeinen früheren Plan, einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, auf das

schönste hätte ausführen können. Immer dachte er sich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatischen Dichtung zu schaffen, die, nach seinem Sinne, nur in der vollen Jugendenergie des Geistes gelingen konnte.

Die Niederkunft meiner Schwester zog ihn nach Jena, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu seyn. Während er in dem obern Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborene Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaischen Freunden hatte sich auch Voß beigesellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieser vorzüglichen Menschen und die glücklich überstandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder sehr heiter, und des überstandenen Uebels ward nicht mehr gedacht.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so machte ihm Goethe den Antrag, ein Gedicht zu fertigen, um damit die junge Erbprinzessin, Großfürstin von Rußland, im Theater zu empfangen. Er lehnte Anfangs diesen Antrag ab, da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation, erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art, in der Huldigung der Künste. Der reine, würdige Herzenston, der aus dieser Dichtung spricht, ergriff das jugendliche Gemüth, dem sie geweiht war.

Es ist wohl die schönste Frucht eines Dichterwerkes, wenn

der Geiſt deſſelben in das Leben übergeht. Dies erkannte ich mit Rührung und Freude, in einem Worte, das jene edle Frau nach Jahren, als regierende Großherzogin, an mich richtete. Da ich mit Wohlgefallen ihrer Zuſtimmung erwähnte zu Einſchränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da ſie doch des Großen von Kindheit an gewohnt geweſen ſey, ſprach ſie: ſie gedenke oft der Zeilen Schillers (in der ihr gewidmeten Huldigung der Künſte):

Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin.

Schillers phyſiſche Kräfte hatten ſeit dem Krankheitsanfall in Jena ſichtlich abgenommen; ſeine Geſichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, ſo daß ſie mich oft erſchreckte; aber ſein geiſtiges Leben blieb gleich ſtark und rege. Wer mag ſich der Ahnung des Schrecklichſten hingeben? Die Hoffnung erhält ſich bis zum Aeußerſten in irgend einem Winkel unſeres Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reis, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller ſelbſt ſchien auf Alles zu denken, was ſeinen Zuſtand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich ſeyn. Er hatte ein ſicheres Pferd von einem Freund gekauft, und freute ſich, es im Frühjahr zu beſteigen. Schon früher hatte er auf unſer Bitten ſich in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. „Es mache ihm kein Vergnügen," ſagte er, „da er allein einen Genuß von dieſer Ausgabe habe, und ſeine Familie ihn nicht theile."

Eine große Sehnſucht nach mannigfacher Weltanſchauung auf Reiſen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren an. Wir erfreuten uns an Planen, und ſuchten den kürzeſten Weg zum Meere, das er ſehr zu ſehen wünſchte; aber es blieb bei dieſen, und die Gewohnheit des ſtillen, ernſten Daſeyns, die Freude des Ausarbeitens ſeiner Dichtungen gewann in den nächſten

Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling ſeines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu ſehen, und die Heimath Tells mit ſeiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unſere Plane gerichtet; er hörte ſie an; aber mehrmals ſagte er: „Alle Projecte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinaus erſtrecken.“ Ach, hätte er wenigſtens dieſes gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzuſehen, wo er die erſten Tage der Freiheit verlebt, wünſchte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Thal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantaſie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig verpflegt zu wiſſen, und andere kleine Aeußerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. Wie laſten alle kleinen unbefriedigten Wünſche der Hingeſchiedenen auf dem Herzen der Trauernden! Jede Freude, die ſie dem Geliebten nicht zuwenden konnten, ſchärft den herben Schmerz!

Unſer innerliches Leben war im letzten Winter ſehr reich. Eine unausſprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Weſen, und gab ſich kund in all ſeinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römiſche Geſchichte war oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. So bemerkte er einſt: „da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menſchen erblühen könnten, mit der römiſchen Republik untergegangen ſey, habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen; das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeyns erhöht, und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnet.“

Ueber Herders Ideen zur Geſchichte der Menſchheit waren wir früher oft in Zwieſpalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. „Ich weiß nicht, wie es mir iſt,“ ſagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, „dies Buch ſpricht mich jetzt auf eine ganz neue Weiſe an, und wird mir ſehr lieb.“ Noch erinnere ich mich eines Geſprächs über den Tod, welches Schiller mit den

schönen Worten schloß: „Der Tod kann kein Uebel seyn, da er etwas Allgemeines ist.“

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit Plane für ihre künftige Existenz. Auf meinem letzten Spaziergange mit ihm im Park, sagte er: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir singen; ihr seelenvoller Gesang rührte ihn sehr; sie sang die schöne Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta; und Schiller sagte mir: nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen. Es schien, als habe die herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft.

Als ich das letztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderſches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sey ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerstört.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn v. Cotta's Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden.

Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten; auch sah er es am liebsten, wenn meine Schwester und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener.

Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Sein Arzt hatte

ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Cur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsere Aengstlichkeit deßhalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Recepte vollkommen passend seyen, daß er ganz nach Starke's Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; Schiller sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen ihn über Manches auszusprechen.

Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.“ Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied

nahm, ſagte er zu mir: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille iſt.“

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, ſtill und oft ſchlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor ſein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand und ſagte: „Immer beſſer, immer heiterer.“ Ich fühlte, daß er dieß ganz in Bezug auf ſeinen innern Zuſtand ſagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den theuren Lippen vernahm. Er verlangte, man ſolle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne ſehen. Mit heiterem Blick ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl, und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß. Seine Kinder verlangte er ſelten zu ſehen. Die jüngſte Tochter, die man ihm noch am achten Morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, ſagte, daß er viel geſprochen, meiſt vom Demetrius, aus dem er Scenen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren. Der Ewige erhörte ſeine Bitte. Am neunten früh trat Beſinnungsloſigkeit ein; er ſprach nur unzuſammenhängende Worte, meiſtens Latein.

Ein ihm verordnetes Bad ſchien er ungern zu nehmen; doch war er in Allem, was zu ſeiner Wartung geſchehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nöthig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr ſinkenden Kräfte zu heben. Es war ſein letzter Trunk. Seine Bruſtbeklemmungen ſchienen nicht ſehr ſchmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf ſein Kiſſen zurückfiel, ſah er ſich um, ſchien uns aber nicht zu kennen.

Das iſt wohl der zerreißendſte Schmerz für ein Menſchenherz, die ſchöne Harmonie des Geiſtes zerſtört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerriſſen zu ſehen, die Augen, aus denen beſeelende Liebe leuchtete, mit ſtarrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es iſt ein Schmerz, der den Geiſt aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfaſſen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Meine Schwester knieete an seinem Bette, sie sagte, daß er ihr noch die Hand gedrückt. Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Mein Arzt und Freund, der Doktor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Section, der er beigewohnt: daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde.

Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch: es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Die Trauer war in Weimar allgemein, und Beweise der herzlichsten Theilnahme strömten uns von allen Seiten zu. Es war ein Theaterabend; kein Schauspieler wollte spielen, und in dem reinsten Gefühl eines solchen Verlustes setzte Alle. Jagemann es durch, daß das Theater geschlossen blieb.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr.

Mein Mann war auf die Unglücksnachricht, die ihn in Naumburg traf, herbeigeeilt; er kam noch an, um sich dem Trauerzuge auf dem Kirchhof anzuschließen.

Unzählig waren die Beweise der thätigsten Theilnahme, die aus allen Gegenden Deutschlands meiner Schwester zukamen. Es herrschte ein wahrer Enthusiasmus für die Feier dieses Todten, dessen großer Schatten über dem Vaterlande zu schweben schien. Nun sah man klar, wie sehr er der Liebling der Nation gewesen,

für die er gelebt und gedichtet. — Es ist schön und tröstend, wenn dem Vertrauen, das man in ein Volk setzt, eine so volltönende Antwort wird. Man erkennt darin die Bildungsstufe, auf der es steht.

Im näheren Kreise kam meiner Schwester der wärmste Antheil entgegen, ein lebhaftes Bestreben, ihre Sorge für die vaterlosen Kinder zu beschwichtigen. Die Großfürstin versicherte ihr in den ersten Tagen des Schmerzens, daß sie für die Erziehung der Söhne sorgen werde; und das geschah auf die großmüthigste Weise. Dalberg, als Fürst Primas, zeigte die thätigste Theilnahme in einem reichlichen Jahrgehalte. Von Cotta bewährte sich als der treue Freund Schillers auch in dem Verhältniß zu seiner Familie; durch die großsinnige Art, mit der er diese behandelte und zu behandeln fortfährt, wurde der fromme Wunsch des Vaters, die Seinen in Wohlstand versetzt zu sehen, erfüllt.

Zwölfter Abschnitt.

Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

In dem Obigen habe ich versucht, Schillers Leben in seinen bedeutendsten Zügen darzustellen. Findet man die Schilderung skizzenartig, so bedenke man, daß ich großentheils meine Erinnerungen gab, die sich nur über einen Theil seines Lebens erstrecken, daß dasselbe der Fall ist bei dem, was ich von Andern benutzte. Das Folgende möge dienen, diese oder jene Lücke in der Biographie auszufüllen, und das Bild von der Persönlichkeit des Freundes lebendiger zu machen.

Der Geist Schillers, das Leben und die Natur desselben stellt sich in seinen Werken dar, sein Charakter in der Behauptung der Wahrheit und der Ehre, das ganze Leben hindurch, in der Stellung zu Welt und Menschen; die eigenthümliche Güte des Herzens durchathmet den stillen Kreis der Freundschaft und der Familie. Dieses Letztere vorzüglich habe ich gesucht aufzufassen. Wie ein Mensch liebt und geliebt wird, giebt uns das Bild seines eigentlichen Wesens.

In welcher Weise der Gehalt seines Daseyns sich in seinen Geisteswerken ausdrückt, und in das innere Gewebe ihrer Gestaltung greift, wird dem klaren und tiefen Blicke, dem etwas von produktiver Imagination zu Theil ward, nicht entgehen. Mächtig war seine Wirkung als Dichter. Jedes rein fühlende Herz schlug ihm zu, jeder klare und hohe Geist begegnete dem seinen. Eine große Gesinnung, wie das Bedürfniß eigener Selbstachtung, war unserm Freunde angeboren; von der Wahrheit konnte er nie

weichen. Daß er durch dieſe hohe Sittlichkeit beſonders tief und allergreifend wirkte, iſt das reinſte Reſultat, das ſich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunſt ihm nachzuwandeln ſtreben, aus der Betrachtung ſeines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenſchönheit. In allen Gegenden Deutſchlands tönen ſeine Lieder; allen Herzen iſt ſein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Alle gebildeten Nationen ſtreben, ſich ſeine Geiſteswerke in ihrer Sprache anzueignen. Wie reich wurde das Leben mit ihm! Jeder, der ſeines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte ſich vom Zauber ſeines Geſprächs hingeriſſen, das immer ſchaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensanſichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, ſich verſtanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verſtehens, als ſie beſaßen. Er ſchaute den Menſchen gern ins Herz, und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantiſche Moralgeſetz, jeden Menſchen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausſpruch ſeiner eigenen Natur. Mild begegnete er jedem rein menſchlichen Gefühle, das in ſeine Sphäre drang. Jede Exiſtenz, die ſich nicht mit falſcher Anmaßung kund that, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden ſuchte er hülfreich, wie ers vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntniß der menſchlichen Natur, die er ſich durch das Studium der Medicin erworben, nutzte er gern im Ausſinnen von Hülfsmitteln gegen phyſiſchen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Thätigkeit, zu der es ihn aufrief, ſtumpfte die Dornen des Mitleids in der eigenen Bruſt. Die Kraft eines tröſtenden Wortes kannte er, und ſie lag immer auf ſeinen Lippen. Alle Klänge, von menſchlichen Herzen ausgehend, tönten von dem ſo reich und voll beſaiteten Weſen wieder, und zarte Theilnahme verklärte ſeine Züge. Lavater, den man wohl immer als einen Kundigen der menſchlichen Natur anerkennen wird, ſagte zu Schillers Frau, als er ſie in Jena beſuchte: „Ich habe

mir Ihrem Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus."

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an, aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Tact und sicherer Verstand, der das Können und Vermögen eines Jeden, so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern Anderer, ein Genuß des eigenen sie entdeckenden Scharfsinns, deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. „Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen," sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit gränzt, und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte er zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte," sagte er, „würde die Welt beherrschen." Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er, und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohlthätig; aber alles affectirte und absichtliche Lob wies er mit sicherm Tacte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig, und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurück zu führen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte andere Wege,

leitete auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklicherm Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu seyn; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, Jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein ächtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man thue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen seyn, in Allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eigenen kleinen literarischen Produkten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte er nie etwas hinzu, aber er strich aus; und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präcision, nach den Regeln des guten Styls. Vor Entzweiung mit seiner äußern Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen Anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene, conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegen trat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Rohheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volkes finden, waren ihm ganz

feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Beſſern und ein Streben nach demſelben andeuten. Er ſelbſt wollte in ſeinem Benehmen nie gegen die Formen anſtoßen, und dies gab ſeinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Geſtalt, etwas von militäriſcher Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geiſtes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und ſich im Aeußern ausdrückte, gab ſeiner Erſcheinung etwas Edles, dem ſelbſt jene Schüchternheit wohl anſtand, ja ſie ſogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem ſchlanken, etwas ſtarken Halſe, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwiſchen breiten Schultern wölbte ſich die Bruſt; der Leib war ſchmal, und Füße und Arme ſtanden zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr ſtark als ſchön, und ihr Spiel mehr energiſch als graziös. Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden, zwiſchen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbraunen warf nur ſelten und im Geſpräch belebt Lichtfunken; ſonſt ſchien derſelbe, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenſtände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von ſeiner etwas gebogenen und ziemlich großen Naſe ſagte er im Scherz, daß er ſie ſich ſelbſt gemacht; ſie ſey von Natur kurz geweſen, aber in der Akademie habe er ſo lang daran gezogen, bis ſie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unſanfter Uebergang daran ſichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte beſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz

aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, ein Oelgemälde von Graf, im Besitz des Staatsraths Körner in Berlin, und ein anderes von einer Stuttgartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geheime Kirchenräthin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industrie-Comptoir.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war, oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig, und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläßiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet seyn. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor Allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein, oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß

man ſich derſelben mit erfreuen mußte, wie man ſich an dem Genuſſe eines glücklichen, heitern Kindes ergötzt. Trat er, von einer gelungenen Arbeit aufſtehend, in den Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für Alles, was ihn umgab.

Der zarten Erſcheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, ſchnell und flüchtig das Menſchenleben umſpannt, begegnete er, bei wem ſie ſich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme; ſie zu zerſtören, war ihm unmöglich; ja er konnte ſelbſt kindlich luſtig ſeyn. Wenn ihn kein überwiegendes Intereſſe des Geiſtes feſſelte, war er aufmerkſam auf alle Umgebungen. Keine ſinnvolle Aeußerung, keine graziöſe Bewegung entging ihm. Was ſich nicht unbequem machte, ſollte ſich frei und heiter in ſeiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfſinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eigenen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernſt nahe, was ſein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefſten ausſpricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Aeſthetiker der Grundſtoff der Tragödie, ſchwebte immer vor ſeiner Seele. Die innere Stimmung beherrſchte meiſt ſein Vermögen die Außenwelt anzuſchauen, ja verſchloß oft das Gefühl für dieſelbe und ihren Genuß. Die ſchönſte Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Geſtalten in ſeinem Innern lebendig waren. Es iſt eine Frage, ob vielfältige Weltanſchauung ihm genützt und den Kreis ſeiner Productionen erweitert haben würde. Erſt im ſpäteren Leben regte ſich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunſtwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anſchauen der alten Bildwerke ſchon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen ſeine Dichtungen aus jener Zeit. Als ſie ihm durch Goethe's und Meyers Umgang, durch die Entwicklung äſthetiſcher Ideen recht verſtändlich geworden, ſah er ſie, wie beſonders bei ſeinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeſchloſſenem Sinne. Die Muſik wirkte nur dunkel auf ihn, er hatte ſie nie geübt; aber er ſagte, daß ſie ſeine dichteriſchen Stimmungen angenehm belebe. Die erſte Gluck'ſche

Oper, die er hörte, entzückte ihn. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor," sagte er; „aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen seyn mag, daß ich ungerührt blieb."

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er seyn können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu seyn, und glaubte es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welteroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterwürde, von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des inneren über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zu Zeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken; von Freunden konnte er oft zu viel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältniß zu Andern erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung

und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein, und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinlichkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verletzend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuths bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer seyn, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worte binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein Geist athmete und lebte, der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die productive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung

der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinn gegeben, sagte er oft; und wenn er Andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtentheils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß Niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu seyn. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbstständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt, wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? — Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Widerhall zurück gab. Der Schutz, die Theilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend, seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern, und gewannen nie dauernden Einfluß auf ihn. Eigene Einsicht blieb seine Regel, und seine Geistesproducte gediehen in ungekränkter Natur. Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge.

Das ist wohl ein schönes Leben zu nennen, wenn die Gefühle des Jünglings sich als die Grundsätze des Mannes zeigen und bewähren. Man begeht eine Ungerechtigkeit an genialen Naturen, wenn man die sichere Folge und Haltung im Handeln, Fühlen und Meinen von ihnen begehrt, welche nur Verstandes-

menſchen eigen ſeyn kann, die immer bereit ſind, ihre Individualität in beſtimmten Zahlen mit der umgebenden Welt in Rechnung zu ſtellen. Jene umgibt eine eigene Atmoſphäre. Das Vorhandene iſt für ſie nur da, inſofern ſich ſein Bild in ihrem Dunſtkreiſe ſpiegelt, und, von ihrem eigenen, inneren Lichte berührt, neue Lichter und Zauberfarben erzeugt. So iſt's in der Liebe, ſo in der productiven Imagination.

Mißverhältniſſe mit der Außenwelt können ſich erzeugen, die oft in entſcheidenden Augenblicken die Lebensbahn verirren und in Abgründe ſtürzen. Glücklich der, der, wie Schiller, feſt in der Idee der Wahrheit und Schönheit ruht, und ſich mit ſeinem Innern immer wieder aus dem reißenden Strome zu retten vermag, um an dem grünen, blumenreichen Ufer reiner Menſchlichkeit zu landen! Im großen Gewebe des Menſchengeſchicks, in welchem Vernunft und Gefühl in ihren reinſten und höchſten Momenten die Hand der allwaltenden Güte erblicken, ſtehen dieſe höher begabten Naturen als tröſtende, leitende Geſtirne über der Nacht der Zeiten, und Jahrhunderte hindurch ſtrahlen und erwärmen ihre ſegenvollen Kräfte. Schiller ſagte einſt in einer ſchwermüthigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigſten Geſang der Ilias zu leſen, ſo könnte man ſich nicht über ſein Daſeyn beſchweren.“ Vielleicht ſagt ein Dichter daſſelbe nach Jahrhunderten von einem ſeiner Werke.

Wenn man das kurze Leben von ſechsundvierzig Jahren betrachtet, deſſen Hauptmomente von mir dargeſtellt ſind, inſofern ſich Documente und glaubwürdige Zeugniſſe der Erinnerung dazu fanden, ſo wird man über den Reichthum productiver Kraft, den es enthält, ſtaunen, und ihm ſchwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedrohten und die heitere Kraft des Geiſtes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgeſtaltung Europa's, in eine ſchwere, für unſer Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einſah und fühlte, zeigt manche Stelle in

seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsere bis dahin ruhige Heimath in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

Das Leben der Dichter, sagte er selbst, kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist. Das seinige war vielleicht innerlicher als das der meisten andern; aber eben in dieser stillen, innerlichen Tiefe, an der die Gegenwart machtlos vorüberzog, hat es eine rührende Einfalt und Größe. Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüther der Menschen erheben.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens, Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugniß, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemüthern die Ueberzeugung zurückließ, Wenige seyen edler gewesen, Wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.

So steht das geistige Bild meines Freundes vor meiner Seele, und viele befreundete Herzen werden es, hoffe ich, in meiner Schilderung, wenn auch nicht erreicht, doch nicht verfehlt finden.

Den vielfältigen, meiſt aus gutmüthigem Eifer verbreiteten Gerüchten über die Aufbewahrung der irdiſchen Ueberreſte unſers Freundes bin ich folgende Aufklärung ſchuldig.

Der Sarg, mit Schillers Namen bezeichnet, ward in einem Gewölbe aufbewahrt. Auf verſchiedene Anträge zu einer andern Beſtattung ging meine Schweſter nicht ein, weil ihr die Idee des wackern Becker und des Grafen Benzel-Sternau, ein Gut für Schillers Hinterlaſſene, das Schillershain heißen ſollte, zu erkaufen, wo ſeine Ueberreſte auf Grund und Boden der Familie ruhen ſollten, zu ſehr am Herzen lag. Die unglücklichen Kriegsſtürme, die über das Vaterland einbrachen, ſtörten die Ausführung dieſes ſchönen Plans.

Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, wollte meine Schweſter einen Platz kaufen für Schillers Sarg, neben dem ſie ſelbſt einſt zu ruhen wünſchte. Der brave Bürgermeiſter Schwabe, der als Jüngling Schillern zu Grabe getragen, erbot ſich im Namen der Stadt zu freiwilliger Einräumung eines Platzes; ein kleiner Hain ſollte an einem Hügel angelegt werden, und ein ſchöner würdiger Ruheplatz wurde ausgedacht.

Beim Oeffnen des Sarges fand ſich, da das Gewölbe ſehr feucht war, eine große Zerſtörung; aber geſchickte Anatomen und Aerzte fanden die Ueberreſte zuſammen.

Der Idee des Großherzogs, den Schädel, die Form, unter der ein ſo hohes, geiſtiges Leben gewaltet, auf der fürſtlichen Bibliothek zu verwahren, war die Familie nicht entgegen. Er wurde aufbewahrt mit den andern Gebeinen. Der König von Bayern vermochte den Großherzog, dieſe Idee, die ſeinem Gefühle widerſtritt, aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Ueberreſte Schillers wurden auf würdige Weiſe verwahrt; ſie ruhen nun in dem fürſtlichen Grabgebäude.

Meine geliebte Schweſter — denn auch über die, die Schiller die Seinen nannte, wird man gern ein Wort hören — wurde den Ihrigen im Jahre 1826 entriſſen. Sie lebte nur für ihre Kinder und hatte, da ſie ſcheiden mußte, den Troſt, dieſe auf

einer glücklichen Lebensbahn zu ſehen. Sie ruht in Bonn am Ufer des Rheins.

Der verklärte Geiſt des Vaters wird auch mit der Exiſtenz der Seinen auf Erden zufrieden ſeyn. Der älteſte Sohn hatte im Jahre 1813 den Befreiungskrieg in einem ſächſiſchen Uhlanenregimente mitgemacht, im Armeecorps des Herzogs von Weimar. Er blieb bei der Theilung der Truppen in einem preußiſchen Regimente gleicher Waffenart, und erfreute ſich der Gunſt ſeiner Chefs. Beſonders bewies ihm der würdige General Kleiſt von Nollendorf viel Wohlwollen. Die Vorliebe für ſein früheres Studium, das der Forſtwiſſenſchaft, bewog ihn, als Forſtmann in würtembergiſche Dienſte zu treten. Der König zeigte, wie ſehr er Schillers Verdienſt anerkannte, indem er einen ſeiner Nachkommen dem Vaterlande wiedergab, und die Königin Katharine, geborene Großfürſtin von Rußland, an Geiſt und Herz eine der vorzüglichſten Frauen unſerer und aller Zeiten, die Schillers Schriften beſonders liebte, bezeigte eine Freude und Antheil an dieſem Ereigniß, die uns innig rührten. Carl von Schiller hat einen Sohn, der bis jetzt der einzige Erbe des Schiller'ſchen Namens iſt.

Der zweite Sohn genießt das Glück, das dem Vater zu Theil werden ſollte, dem preußiſchen Staate anzugehören, und erfreut ſich durch Dienſteifer und Talent der Gnade ſeines Königs und der Zufriedenheit ſeiner Chefs, als Landesgerichtsrath in Trier.

Die älteſte Tochter hatte von Jugend an eine Neigung, ſich der Bildung der Jugend zu widmen; ſie erwirbt ſich als Erzieherin der Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg durch treue Erfüllung ihres Berufs die Zufriedenheit der fürſtlichen Eltern.

Die jüngſte Tochter iſt die glückliche Gattin des älteſten Sohnes unſeres theuern Jugendfreundes, des Freiherrn von Gleichen, mit dem ſie auf dem Gute Bonnland in Bayern lebt.

Dankbar erfreuen ſich Schillers Angehörige des Andenkens des theuern Todten, das ſich an ſo vielen Orten Deutſchlands

in Stiftungen kund gibt, die ſeinem Geiſte fort und fort huldigen. Beſonders rührend iſt ihnen die in ſeinem Vaterlande, in Stuttgart, von dem edlen Freunde- und Dichterkreiſe veranſtaltete Feier, in der ihnen der Geiſt der Schiller'ſchen Dichtung am lebendigſten und kräftigſten fortzuwirken ſcheint.

HW 20EP 5